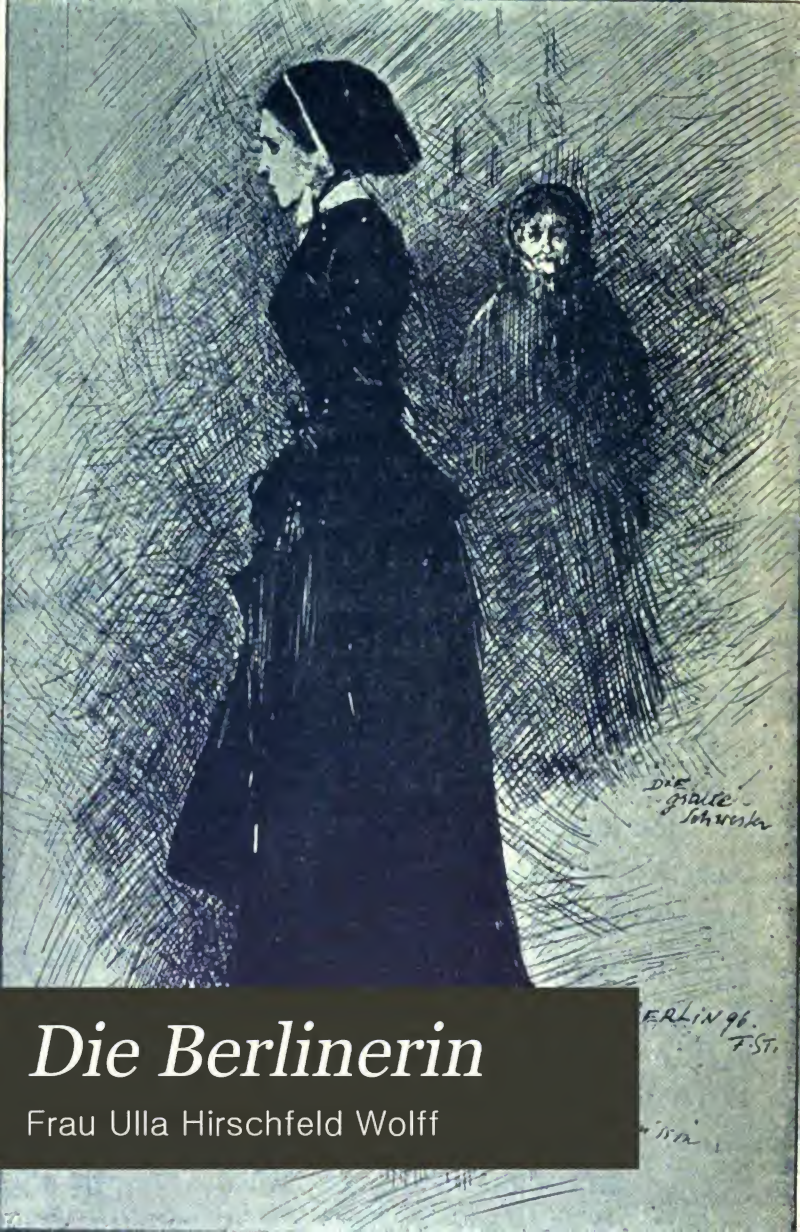
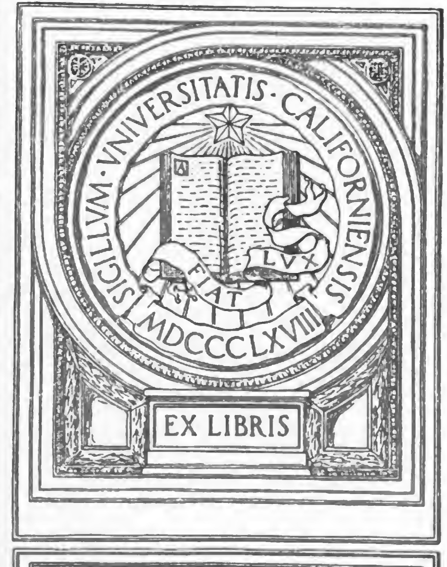

Die graue Schwester
ERLIN 96.
F.ST.
Die Berlinerin
Frau Ulla Hirschfeld Wolff


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die Berlinerin

Franzos, Karl Emil, Aus Halb-Asien. Kulturbilder. 3. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— **Vom Don zur Donau.** Kulturbilder. 2. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— **Aus der großen Ebene.** Kulturbilder. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— **Die Juden von Barnow.** Geschichten. 5. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.40.

—„— **Junge Liebe.** Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

—„— **Moschko von Parma.** Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.40.

—„— **Stille Geschichten.** 3. Aufl. Min.-Ausgabe. Geh. M. 5.50. Geb. M. 7.50.

—„— **Ein Kampf um's Recht.** Roman. 3. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.—.

—„— **Mein Franz.** Novelle in Versen. Min.-Ausg. Geh. M. 1.50. Geb. M. 2.50.

—„— **Der Präsident.** Erzählung. 3. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

—„— **Die Reise nach dem Schicksal.** Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.40.

—„— **Tragische Novellen.** 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

—„— **Die Schatten.** Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 6.—. Geb. M. 7.50.

—„— **Judith Trachtenberg.** Erzählung. 4. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.60. Geb. M. 5.—.

—„— **Der kleine Martin.** Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

—„— **Leib Weihnachtskuchen und sein Kind.** Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

L'Arronge, Adolph, Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.—.

Meinhardt, Adalbert, Norddeutsche Leute. Novellen. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Olfers, Marie von, Backfische und alte Jungfern. Novellen. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Ottmer, F., Das Adoptivkind und andere Novellen. Gr. 8⁰. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Telmann, Konrad, Mann und Frau. Erzählung. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Willomitzer, Joseph, Ins Blaue hinein! Heitere Geschichten. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von **Baumbach, Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Fontane, Franzos, Fulda, Heyse, Hopfen, Jensen, Lingg, Meyer, Schubin, Spielhagen, Sudermann, Voß, Wichert, Wolff.** Eingeleitet von **K. E. Franzos.** Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Gr. 8⁰. Geh. M. 6.—. Geb. M. 7.50.

Die Berlinerin

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von Ulrich Frank

Mit 90 Illustrationen von Friedrich Stahl



Berlin
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
1897



Druck von Wilhelm Baensch. Autotypien und Ätzungen von Meisenbach,
Riffarth & Co. in Berlin und Dr. E. Albert & Co. in München.

Inhalts-Verzeichnis.

Aufsätze.

Illustrationen.

Seite





Ein Buch über die Berlinerin? Kommt es nicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre zu früh? Denn wie lange ist es denn her, daß man von der Pariserin redet und schreibt, sie malt, zeichnet und photographiert? Und Paris hat doch eine weit tiefer in die Vergangenheit hinabreichende gesellschaftliche Kultur als Berlin. Unsere Stadt ist neben Petersburg die jüngste der europäischen Weltstädte und trotzdem wollen wir schon eine Monographie über das feinste, zarteste und verwickeltste Geschöpf der modernen Civilisation, die Frau, auf märkischem Boden, in Berliner Beleuchtung, geben? Aber wenn man das Unternehmen auch verwegen schelten mag, seine Originalität wird man ihm nicht absprechen wollen. Ein Gebild stellt sich dar, das im Grunde noch keine Vergangenheit, wohl aber eine bestimmte, eigenartige Individualität besitzt. Es

a

ist noch so jung, daß sein Gesicht die Spur keines Erlebnisses aufweist, die Furche keines Schicksals, allein diese Frische macht seinen köstlichsten Reiz aus. Unter den historischen Frauen betritt die Berlinerin zum ersten Male die Bühne der Welt, sie gleicht dem Mädchen, daß sich zu seinem ersten Balle schmückt.

Nur den Bewohnerinnen weniger Städte ist es geglückt, als typische Erscheinung in der Kunst- und Kulturgeschichte festgehalten zu werden. In den Werken der Dichter und der Bildhauer lebt auch für uns noch das Ideal der Griechin, aber Näheres von dem Aussehen und dem Alltagsleben, dem Dichten und Trachten der Athenerin und Spartanerin wissen wir nicht. Selbst wenn wir Trachtenbücher und Kostümbilder aus dem Altertum hätten, würden wir doch nur über die Verschiedenheiten der Gewandung und der Haarfrisuren unterrichtet werden, über die Wesensunterschiede zwischen einer Griechin aus Syrakus und einer aus Milet erführen wir nichts. Vielleicht bestanden auch keine, oder nur unmerkliche, da die antike Kultur überhaupt nicht zur feinsten und reichsten Ausbildung der weiblichen Natur geeignet war. Besser haben es schon die italienischen Frauen während der Renaissance gehabt. Auch ihnen ist die volle Entfaltung der Persönlichkeit, die damals, aus der Wiedergeburt der Wissenschaft und der Kunst, die europäische Menschheit anstrebte, zu gute gekommen. An den Höfen der italienischen Kleinfürsten, in den wohl-

habenden Städten gewannen die Frauen Einfluß auf die Sitten, die Umgangsformen, die Sprache der Gesellschaft. Die großen Maler haben uns in ihren Gemälden, nicht nur in ihren Portraits, sondern auch in den Darstellungen der Jungfrau Maria, verschiedene städtische Frauentypen bewahrt. Leicht erkennen wir in den Madonnen Raphaels aus seiner Jugendzeit den bescheidenen, bürgerlich angehauchten Typus der Florentinerin, aus denen seiner späteren Zeit die höhere Schönheit, die durchgeistigte Majestät der Römerin, aus Tizians Tochter und seiner gen Himmel fahrenden Maria machen wir noch heute den Schluß auf die eigentümliche Schönheit, die Haltung und das Gebaren der Venetianerin um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Zum Teil haben sich diese Unterschiede der äußeren Erscheinung, wie wir sie in den Bildern bemerken, bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die italienischen Frauen sind trotzdem nicht zur freiesten Entwicklung ihres Wesens vorgedrungen. Temperament, Religion und Erziehung ziehen fast allen dieselbe Grenze und geben ihnen ein gemeinsames Gepräge, dem gegenüber das Klima, die Einflüsse und Eindrücke einer einzelnen Stadt nicht mehr zur entscheidenden Geltung kommen.

Paris ist die einzige Stadt, die einen Frauentypus nach allen Richtungen und in den feinsten Schattierungen ausgebildet hat. Die Pariserin hat eine Geschichte. Von Molière an bis zu Alexander

a*

Dumas und Sardou lebt sie in den verschiedenartigsten Gestalten, die mehr oder minder alle nach zeitgenössischen Urbildern entworfen worden sind, auf der Bühne. Sie ist dadurch der Welt bekannt geworden. Die gelehrten Frauen, die vornehmen, gezierten, in Geist und Absonderlichkeit verstiegenen, allem Natürlichen abholden Damen des Hofes und des Parlaments, die Bürgerfrauen, von der anmutigen Elmire bis zu der falschen, habsüchtigen Beline, der Gattin des „eingebildeten Kranken“, die hübschen, klugen, übermütigen und immer verliebten Töchter, die spitzbübischen, listigen, vorlauten und nie um Widerrede verlegenen Mägde des Hauses — wer sieht in Molières Lustspielen nicht die Pariser Frauenwelt des siebzehnten Jahrhunderts anschaulich und greifbar vor sich? Und so ist es bis heute durch alle Wandlungen der Verfassungen, der Sitten und der Moden geblieben. In dieser langen Reihe haben die Marquisen im Reifrock auf ihren Schuhen mit roten Absätzen wie die Strickerinnen Robespierres, die auf den Tribünen des Konvents und des Jakobinerklubs seine fanatische Claque bildeten, die Frau à la Balzac und die „unverstandenen“ Frauen, wie sie George Sand und jetzt Paul Bourget zu schildern lieben, bis zu den Grisetten, den Kameliendamen und den Petroleusen, die in den letzten Tagen der Kommune, im Mai 1871, den Brand von Paris besorgten, ihren bestimmten Platz. Keine dieser Formen darf man unbeachtet lassen, wenn man eine Geschichte,

eine Charakteristik der Pariserin entwerfen wollte. Das Ewig-Weibliche hat sich hier im Schönen wie im Häßlichen, im Guten wie im Bösen, in der Verklärung wie in der Ungeheuerlichkeit ausgelebt, Ideal und Karikatur berühren sich Schulter an Schulter. Paris ist nicht nur das Paradies der Frauen, sondern der eigentliche Nährboden für alle Bildungen, Entwicklungen, Gelüste und Launen der weiblichen Natur.

In der Wirklichkeit mag es die einzelne Berlinerin mit der Grazie und dem Witz, der Schönheit und dem Geschmack der Pariserin aufnehmen. Aber als Gesamtheit und vor allem als historische Erscheinung fallen die Berlinerinnen gegenüber den Pariserinnen noch nicht ins Gewicht. An der Seine die voll entfaltete Blume, an der Spree die Knospe. Denn wie die Weltstadt Berlin ist auch die Berlinerin erst im Werden. Wie könnte es auch anders sein? Wohl reichen die städtischen Anfänge Berlins bis in das zwölfte Jahrhundert hinab, aber als eine Stadt, von der die Menschen sprechen, ist es kaum zweihundert Jahre alt. Bis dahin war es eine kleine märkische Landstadt in dürftiger Gegend, zwischen Wasser und Kiefernheiden, ohne bedeutenderen Handel und Gewerbefleiß, ohne stattliche Kirchen mit kostbaren Reliquien oder wunderthätigen Heiligenbildern. Erst bildete der Roland und dann das kurfürstliche Schloß den Mittelpunkt der damals noch von dem Weltgetriebe fernab

gelegenen Stadt. Auch in der mittelalterlichen Enge und Dumpfheit hat es verliebte Jünglinge und geliebte Mädchen gegeben, gute und schlechte Hausfrauen, Patrizierinnen und Fischweiber, aber wir wissen nichts von ihnen und sie hatten schwerlich eine besondere Physiognomie. Die Zeit war so erfüllt von dem Kampf um die Notdurft des Lebens, so ganz beherrscht von dem Thun und Trachten der Männer, daß für die Ausbildung der feineren Persönlichkeit der Frauen kein Raum in ihr war. Willibald Alexis ist in seinen märkischen Romanen ein treuer und markiger Schilderer jener fernen Vergangenheit, er geleitet uns durch das Mittelalter und die Renaissance Berlins und Brandenburgs. Den Typus der Berlinerin indessen bleibt uns auch die Dichtung schuldig. Offenbar, weil er in der Wirklichkeit nicht vorhanden war und von der die „gute alte“ Zeit nachschaffenden Phantasie nicht als ein notwendiges Element gefordert wurde. Wo in der Beschränktheit und der harten Arbeit des Daseins nur die allen Frauen gemeinsamen Eigenschaften ihres Geschlechts zur Erscheinung kommen konnten, Sitte und Gesetz sie von jeder Teilnahme an den öffentlichen Dingen ausschlossen und auf das Haus verwiesen, mußten sich die Lübeckerin, die Nürnbergerin und die Berlinerin zum Verwechseln ähnlich sehen. Die steifen und trotz ihres zuweilen warm und tief beseelten Gesichtsausdrucks wenig anmutigen Gestalten, Evas, Madonnen und Magdalenen, der

altdeutschen Maler bis zu Holbein, Dürer und Cranach hinauf zeigen neben den gleichzeitigen Bildern der italienischen Meister, wie weit das deutsche Modell in Formenschönheit und an individuellem Reiz hinter dem italienischen zurückstand. Die erste Berlinerin, die in der Stadtgeschichte einen berühmten Namen erworben hat und von der noch jetzt die Sage geht, ist jene Anna Sydow, die schöne Frau des Gießers, der in dem Gießhause hinter der heutigen Ruhmeshalle wohnte, die Geliebte des Kurfürsten Joachim II. Aber sie kann leider in einem Buche über die Berlinerin nur als Name und Schatten, nicht als Persönlichkeit auftreten. Nicht einen Zug, der sie als „Berlinerin" charakterisierte, hat die Überlieferung von ihr bewahrt.

Die erste Frau, in der ich einen Hauch berlinischen Wesens und Geistes verspüre, ist keine geringere, als die erste preußische Königin Sophie Charlotte, obwohl sie der Geburt nach eine Hannoveranerin war. Sechzehn Jahre alt, hatte sie am 28. September 1684 den damaligen Kurprinzen Friedrich geheiratet, und ist noch im jugendlichen Alter eines fast plötzlichen Todes gestorben, am 1. Februar 1705 in Hannover, wohin sie gegangen war, ihre Verwandten, Mutter und Geschwister, zu besuchen. Sie war eine ebenso kluge, witzige wie anmutige Frau, eine Freundin des Philosophen Leibniz, trotz ihres Umgangs mit den Predigern der eben in Berlin heimisch gewordenen Franzosen,

welche die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben hatte, mit freigeistigem Anfluge und leiser Ironie in allen religiösen Kontroversen, unter deren Zeichen damals die Stimmung der Menschen und die Wissenschaft der Gelehrten stand. In ihrem Garten und Schloß zu Lützelburg, das ihr Gemahl nach ihrem Tode ihr zu Ehren und in treuer Erinnerung Charlottenburg nannte, hielt sie eine Art philosophisch-theologischen Hof. Sie hörte zu, wie der gelehrte Jesuit Vota mit dem noch gelehrteren reformierten Prediger Beausobre über die christlichen Dogmen stritt, und wußte geistvoll und geschickt das Wortgefecht auszugleichen, wenn es allzu hitzig zu werden drohte. Der Irländer Toland, der damals durch

sein vielgelesenes Buch „Das Christentum ohne Geheimnisse" zu den berühmtesten Schriftstellern gehörte, wurde ihr dort vorgestellt und mit besonderer Auszeichnung von ihr aufgenommen. Er hat es ihr durch eine begeisterte Huldigung in seinen Briefen und Werken vergolten. Serena nennt er sie, in der Ernst und Heiterkeit sich harmonisch verbinden, die schönste und begabteste Fürstin ihrer Zeit. Sie hat reiches dunkles Haar und blaue Augen in einem regelmäßig geschnittenen Gesicht von herrlich weißer Hautfarbe. Ihre Figur



neigte zum Rundlichen und sie war nicht von hohem Wuchse. Aber wer fragte danach bei einer Königin, die so viele andere Vorzüge besaß! An der Gründung

der Berliner Akademie der Künste und der Wissenschaft hat sie den lebhaftesten und wirksamsten Anteil genommen. Ihre Verstandesschärfe erschreckte zuweilen sogar den bei all seiner Philosophie frommgläubigen Leibniz. „Sie will das Warum des Warums wissen," sagte er von ihr. Die echte Berlinerin, die sich nicht mit wohlfeilen Gründen und Redensarten abspeisen läßt, sondern zum Kern der Dinge vorzudringen sucht. Die Nichtigkeiten des Hoflebens und die vielen kostspieligen Eitelkeiten, in denen sich der König gefiel, übersah sie mit weitem und freiem Blick. „Neulich sprach Leibniz mit mir von dem unendlich Kleinen," schrieb sie einmal, „guter Gott, als ob ich leider damit nicht nur allzu bekannt wäre!" Aber der originellste Zug, der von ihr berichtet wird, ist folgender. Er malt gleichsam mit einem Farbenton die ganze Frau und die ganze Berlinerin. Unter den unendlichen Ceremonien der Königskrönung in Königsberg am 18. Januar 1701 fing sie als leidende Heldin dieser Staatsaktion sich zu langweilen an, zog ihr goldenes Döschen aus der Tasche und stärkte sich mit einer tüchtigen Prise feinen und scharfen Schnupftabaks für den Rest der Handlung. Das ist eine That, die eine Pariserin niemals zu stande gebracht hätte, weil sie viel zu sehr ein Geschöpf der überkommenen Sitte und eine genaue Beobachterin der Etikette ist. Für das gerade, forsche, ungezierte, die Form nicht übermäßig schätzende Wesen der Berlinerin ist diese Prise Sophie Charlottens in dem

für die Mehrzahl der Frauen höchsten Augenblick ihres Lebens, wo ihr die Krone aufs Haupt gesetzt werden sollte, ebenso bezeichnend wie kostbar. Und sie war erst zweiunddreißig Jahre alt!

Die ersten zarten und unscheinbaren Keime und Ansätze, aus denen sich die Berliner Gesellschaft und Geselligkeit entwickelte, wurden in jener Zeit ausgestreut. Die französischen Verbannten waren das Korn Salz für den märkischen Boden. Sie kamen aus einem gesegneteren Erdenfleck, aus einer reicheren und geistigeren Kultur in das Land Moab, wo rauhere Lüfte wehten, der Boden unfruchtbarer und das Leben härter war. Dafür fanden sie hier die Gewissensfreiheit, nach der sie verlangten, die Achtung und das Bürgerrecht, die ihnen in ihrem Vaterlande verweigert worden waren. Der Fürst des Landes bereitete ihnen dieselbe freundliche Aufnahme wie die Bürger Berlins. Wie fest die französische Gemeinde zunächst auch noch zusammenhielt, an den mannigfaltigsten, täglich sich erneuernden Beziehungen und Verbindungen mit der Bürgerschaft konnte es nicht fehlen. In der hugenottischen Auswanderung waren alle Stände vertreten, Edelleute und Pastoren, Gelehrte, Handelsherren und kleine Leute. Unter den letzten besonders zahlreich Gärtner und Kunsthandwerker. Das französische Element verbreitete sich darum in der ganzen Bevölkerung der Stadt und teilte Allen von seinem Fluidum mit. „Ein bischen Französisch ist doch

wunderschön!" Von jenen Tagen kann man das geflügelte Wort herleiten, in dem sich der Bildungseifer und die Bildungseitelkeit, die Bewunderung des Fremdländischen und die Vornehmthuerei des Berlinertums so naiv ausspricht. Das Berlin Friedrichs des Großen hat nicht nur in seiner königlichen Spitze, sondern durch alle Stufen der Pyramide einen französischen Firnis. Zwei Jahre lang hat Berlin Voltaire zu seinen Bürgern gezählt. Im königlichen Schlosse, in dem Teil an der Spree, in der Taubenstraße hat er gewohnt. Die französischen Freunde des Königs, seine französischen Accise-Beamten waren bei den Berlinern nicht beliebt, aber dem Einfluß ihres Geistes und ihrer Bildung konnten sie sich doch nicht entziehen. Neben Paris ist Berlin die einzige Stadt der Welt, in deren Atmosphäre noch heute Voltaires Witz und Ironie, Spottsucht und Bosheit einen unverwüstlichen Bestandteil bilden: das Gastgeschenk, das er uns hinterlassen. Freilich hatte die Natur die Berliner von vornherein mit der scharfen Witterung für alles Lächerliche, Unvernünftige und Verstiegene begabt.

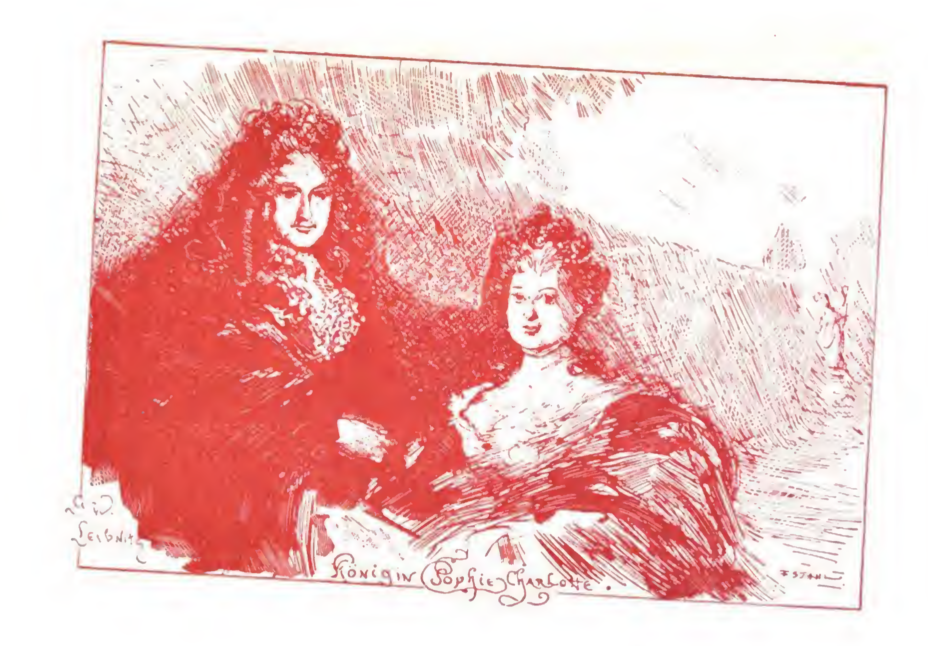
Noch aber ist von einer Anteilnahme der Frauen an geistigen und künstlerischen Dingen keine Rede. Überall führen die Männer allein das große Wort. Noch hält in Berlin keine Frau auch nur in den bescheidensten Formen einen Salon, noch giebt keine reiche Berlinerin wöchentlich ihren Freunden, Künstlern,

Schriftstellern und ausgezeichneten Fremden ein vortreffliches Mittagsessen, wie die Frau des Spiegelfabrikanten Geoffrin und die Frau des Genfer Bankiers Necker in Paris. Im Opernhause bewundern die Berliner wohl italienische Sängerinnen und Tänzerinnen, deutsche Schauspielerinnen jedoch aus dem kleinen Komödienhause in der Behrenstraße kommen erst in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrichs des Großen durch ihr vortreffliches Spiel und durch ihre Liebesabenteuer in den Mund der Leute. „Demoiselle“ Döbbelin und „Demoiselle“ Baranius fangen aber bald nach dem Tode des Königs an in der Welt, in der man sich amüsiert und in der man klatscht, einen breiten Raum einzunehmen. Die Schauspielerin ist der erste Frauentypus, der in Berlin in die Öffentlichkeit tritt und von sich reden macht. Nicht immer im günstigsten Sinne. Aber der Bann der Alltäglichkeit und der Hörigkeit ist doch gebrochen, der Schauspielerin wird ein gewisses Recht und eine gewisse Selbständigkeit in der Lebensführung zugesprochen. Vor den Eigenschaften des Standes verschwinden zunächst bei ihr noch die Berliner Lokalzüge, je lebendiger indessen die Teilnahme der Bevölkerung, bis in die tieferen Schichten des Mittelstandes hinein, sich der Bühne zuwendet, je mehr das Theater der einzige Gegenstand des öffentlichen Gesprächs und Urteils wird, desto inniger verschmelzen auch die Größen der Bühne mit

dem Publikum und nehmen unbewußt den Berliner Ton und Stempel an. Die Kostüme und die Haltung der Schauspielerinnen werden von den Frauen der Gesellschaft nachgeahmt und andererseits von jenen eine originelle Persönlichkeit aus den Bürger- oder Volkskreisen auf die Bühne geführt. Der Berliner Dialekt ist nur langsam, im Laufe der Jahre, bühnenfähig geworden, lange vorher jedoch ist das berlinische Wesen in den Umgangsformen in unserm Schauspielhause heimisch gewesen.

Fast zu gleicher Zeit mit der Berliner Schauspielerin ist der zweite eigentümliche Frauentypus unserer Stadt aufgetaucht: die Berliner Jüdin. Das Wort hat jetzt einen Stich in das Protzenhafte und Auffällige, das Nichtige und Eitle erhalten, ursprünglich verdichtete sich alles Geistreiche, Anmutige, gesellschaftlich Liebenswürdige darin. Die bildenden und erziehenden Einflüsse, die Henriette Herz und Rahel Levin auf die Entwicklung des Berliner Gesellschaftslebens ausgeübt haben, sind unwägbar, aber unschätzbar. Sie versammelten zuerst Männer aus verschiedenen Ständen und Berufskreisen um sich, Adlige und Bürgerliche, Offiziere, Beamte, Kaufleute und Gelehrte. Ein Graf Dohna und Friedrich Schleiermacher gehörten zu den Verehrern der beiden Frauen. Als dritte, wenn auch nur mit bescheidenerem Glanze, gesellt sich Dorothea Veit zu ihnen. Die Wohlhabenheit der jüdischen Familien gestattete ihnen, eine

Geselligkeit ohne Üppigkeit zu pflegen, ihre Freunde und Bekannten gastfrei in kleinen, schlicht eingerichteten Zimmern zu empfangen. Der Geist und die Lebendigkeit der Frauen fesselte die Gäste und führte immer neue herbei. Mannigfache, geistige und gemütliche Beziehungen verknüpfen sie unlöslich mit der romantischen Schule, mit der Erneuerung und Erhebung des preußischen Staates. Sie sind nicht nur von litterarischen Interessen erfüllt: sie erglühen auch im feurigsten Patriotismus. Mit ihrer Königin Luise leiden sie unter dem Druck der Niederlage und der Fremdherrschaft und begeistern sich an den Siegen von Großbeeren, Leipzig und Waterloo. Nach dem Jahre 1815 tritt auch für die Berliner Gesellschaft jene Verflachung und Verkümmerung ein, die als Rückschlag der ungeheuren Erschütterung durch die Befreiungskriege das ganze deutsche Volk ergriffen hat. Die Karlsbader Beschlüsse sind das Wahrzeichen der Epoche für das politische, die ästhetischen Thees für das geistige Leben, Dichten und Trachten. Ein dünnes Getränk, karge Butterschnitte, gezierte Frauen, ein verzückter Goethekultus und der unvermeidliche Theaterklatsch, so malen die Satiriker diese Zusammenkünfte aus. Am Theetisch sitzen die Damen der höheren Gesellschaft, um die Kaffeekanne die Frauen des Bürgerstandes. Die Lebenshaltung ist durch die Verwüstungen und die Lasten einer fast zehnjährigen Kriegszeit ärmlicher geworden, als sie es in den beiden


G. W. Leibnitz
Königin Sophie Charlotte.
F. STAHL

letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts war. Der geistige Hochflug hat sich aus den Wolkenhöhen der Romantik und der Fichteschen Philosophie in tiefere Regionen gesenkt.

Auch den Frauen ist die Schwungkraft erlahmt. Umsonst verlangt Charlotte Stieglitz Raum für den Flügelschlag einer freien und leidenschaftlichen Seele. Die Inhaltslosigkeit des Lebens verdüstert und entmutigt sie ebensosehr, wie die geistige Unbedeutendheit ihres Gatten, in dem ihre blinde Liebe ein dichterisches Talent ersten Ranges vermutet hatte. Halb aus Verzweiflung an der Nichtigkeit und dem Einerlei, das sie umgiebt, halb in der Hoffnung, durch einen tragischen Schmerz die schöpferische Kraft des Mannes zu wecken, giebt sie sich selbst den Tod. Es ist etwas Römisches in ihrer That, und die Berlinerinnen bewundern sie, die Zugewanderte, als ihre erste Heroine, die in der Wirklichkeit wahr macht, was die Crelinger im Schauspielhause nur spielt.

Alle Stimmungen und Neigungen, Wünsche und Ideale der Berliner Frauenwelt bewegen sich noch in der künstlerischen Sphäre. Sie malt und musiziert, sie schwärmt für Sänger, Schauspieler, Virtuosen und Dichter.

Eine kleine Minderheit begeistert sich für die Heldinnen aus den Romanen der George Sand und eine phantastische Frauenemanzipation. Aber mehr aus litterarischer Passion als aus der Ab-

b



sicht, die Stellung der Frau thatsächlich umzuwandeln. Denn noch ist der Sinn der Berlinerin für sociale und politische Bestrebungen nicht geweckt, sie ist in dieser Hinsicht noch ein unbeschriebenes Blatt. Während die Pariserin in allen Revolutionen in der vordersten Reihe ihren Mann gestanden hat, jeder Partei aus den Frauen eine Heldin oder eine Megäre erwachsen ist, verhält sich die Berlinerin in den Märztagen des Jahres 1848 skeptisch und gleichgültig.

Nur vereinzelt erscheinen Frauen in den Volksversammlungen und den Klubs. Die überwiegende Mehrzahl in allen Ständen mißtraut der ganzen Bewegung des tollen Jahres und atmet auf, als die Bürgerwehr ihre Waffen abliefern muß und die Soldaten wie früher die Wache beziehen. Die Freiheit erscheint ihr als Chimäre und die Einheit Deutschlands kümmert sie nicht. Ehe die socialdemokratische Verkündigung einsetzte, war jede Berlinerin gut preußisch und gut königlich gesinnt. Aus dem Reiche, in dem sie herrschen wollte, schloß sie die Politik als störendes Element, das die Männer ihrem Berufe und ihrem Hause entfremdete, aus. In allen echten Republikanern witterte sie nicht mit Unrecht Murrköpfe, Hagestolze und Weiberfeinde.

Fast fünfzig Jahre sind seitdem vorübergegangen. Wer die Residenz Friedrich Wilhelms IV. kannte und liebte, findet sich in der neuen Weltstadt, auch wenn

b*

er ihre Umwandlung mit erlebt hat, kaum noch zurecht. So rasch ist der Wechsel vor sich gegangen, so verändert hat sich Berlin in seinem Umfang, seiner Volkszahl, seiner Erscheinung, in allen seinen Lebensäußerungen. Der Zustrom der Fremden aus allen deutschen Gauen hat zwar den Kern des berlinischen Wesens noch nicht anzutasten vermocht, fängt aber doch allmählich an, in ihn einzudringen und ihn umzubilden.

Das frühere Berlin hatte, wie alle deutschen Residenzen, seine kleinstädtischen Seiten. Diese verschwinden immer mehr vor dem Andrang des modernen Lebens, seiner Bedürfnisse, seiner Sorge für die Massen. In einer Weise, wie es sich unsere Mütter nicht träumen ließen, ist die Frau durch die Bewegung, ihren Erwerbskreis zu erweitern, und durch die socialdemokratische Doktrin in den Vordergrund getreten. Mit dem wachsenden Wohlstand ist die Geselligkeit umfassender, reicher und üppiger geworden. Die Berliner Dame entpuppt sich als Weltdame, die mit der Pariserin in dem Glanz ihrer Toiletten wie in der Lebendigkeit der Unterhaltung wetteifert.

Auf der andern Seite hat die praktische Bethätigung der Frauen zu eigenem Nutzen oder zur allgemeinen Wohlfahrt eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Aus der Umfriedung und der Enge des Hauses drängen die Frauen leidenschaftlich

auf den Markt des Lebens und in die Öffentlichkeit. Auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbs, in der Wissenschaft, in den Vereinen machen sie den Männern Konkurrenz, ein Trieb der Eroberung, den sie früher nicht besaßen oder doch nur auf die Eroberung eines Mannes anwandten, reißt sie vorwärts, unwiderstehlich, selbst durch die heiligen, bisher unnahbaren Pforten der Universität.

Unser Buch bemüht sich diesen weiten Kreis zu umschreiben und will die Berlinerin in ihrem Heim und auf der Straße, bei der Arbeit und in ihren Vergnügungen aufsuchen. Durch alle Stufenalter, die ganze sociale Leiter hinauf begleiten wir sie. „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging“, heißt es in einem Liede aus der Zeit der Großmutter. Auch uns entgeht das Backfischchen nicht. Aber wie anders sind die Lieder geworden, die es singt!

Von der Jugend und der Schule an begleiten wir unsere Heldin durch den bunten Wechsel des Lebens. Neben den Freundinnen der Musen, der Virtuosin und der Malerin, der Schriftstellerin und der Schauspielerin, stellen sich die Frauen der Gesellschaft, aus den Hofkreisen und aus der Handelswelt, Offiziersdamen und Geheimrätinnen begrüßen sich mit der kunstvoll nach dem Range des Gatten modellierten Verbeugung. So wenig wie auf der modernen Bühne ist in unserem Buche das Hinterhaus vergessen. Die arbeitenden

Frauen und Mädchen verleihen in allen Großstädten dem Straßenbilde einen charakteristischen Zug, in ihrem Gang und Wesen, ihrer Haltung und Sprache kommt mit der Volksart auch die geistige Atmosphäre der Stadt zur Geltung. Überall begegnen dem Beobachter originale Erscheinungen, die in dieser Form und diesem Ausdruck kein anderer hauptstädtischer Boden gezeitigt hat und die doch wieder durch ein inneres Band zusammengefaßt werden. Mit einer guten Dosis Mutterwitz hat jede Berlinerin von der Natur, durch Vererbung und Anpassung viele Geschlechter hindurch, ein resolutes Auftreten und eine muntere Schlagfertigkeit empfangen. Sie ist immer flink zur Antwort und trifft meist den Nagel auf den Kopf. Ihre brennende Wißbegierde möchte wie die der philosophischen Königin alle Dinge im Himmel und auf Erden ergründen. Gern spielt sie sich in allen Ständen als „gebildet" auf. Es ist der besondere Tick, der sie so charakteristisch von der Wienerin unterscheidet. Dieser lebenslustigeren sanguinischen Schwester gegenüber ist sie eher phlegmatisch, zuweilen mit einem leisen Stich in das Sentimentalische. Sie neigt zur Naturschwärmerei, gerade weil die Landschaft um Berlin nur sanfte, idyllische Reize und keine überwältigenden Schönheiten bietet. Bis zur „Tante Buchholz" können wir das Entzücken über die grünen Bäume und den schilfumstandenen Teich in der Abendröte verfolgen.

In einer Reihe von Bildern stellt unser Buch

die gemeinsamen und die individuellen Züge der Berliner Frauenwelt dar. Sie alle zu erschöpfen, beansprucht es nicht. Ebensowenig den Zauber ihrer Wirklichkeit in seiner unmittelbaren Anziehungskraft wiederzugeben. Eine Wiese voll Frühlingsblumen heimelt anders Augen und Sinne an als das kostbarste Herbarium. Aber wir hoffen, daß unser Buch jedem Leser den Wunsch erregen wird, die Berlinerin, wenn er sie noch nicht kennt, persönlich kennen zu lernen. Hat er aber diese Bekanntschaft schon gemacht, wird es liebe und frohe Erinnerungen in ihm aufwachen lassen.

Den Berlinerinnen selber brauchen wir es nicht zu empfehlen. Nicht einmal sub rosa. Sie fühlen, noch ehe sie es aufschlagen, daß es zu ihren Ehren geschrieben ist, und freuen sich, ihr Konterfei in einem glänzenden Spiegel zu erblicken und für die Nachwelt erhalten zu sehen.

Karl Frenzel.



Lieber Freund," erwidert sie mir, indem sie sich über den Veilchenstrauß neigt, den ich ihr mitgebracht habe, „sind wir denn wirklich in unseren Tagen so viel



liebenswürdiger und anmutiger gewesen, als es die jungen Berlinerinnen heute sind, oder scheint es Ihnen nur so, weil Sie selber damals noch jung waren?"

In dem traulichen Gemach, das ganz mit Büchern, Bildern, Büsten und Blumen gefüllt ist, herrscht Abenddämmerung, und der sanfte Duft des Straußes in ihrer Hand mischt sich mit dem der Hyazinthen am Fenster.

„Damals, damals," seufz' ich; „freilich waren wir damals jung und wir sind alt miteinander geworden . . ."

Ich blicke die Freundin an; aus ihren blauen Augen schimmert mir ich weiß nicht welcher Zauber eines vergangenen Frühlings entgegen und unter dem Silberhaar, das matronenhaft die Schläfen deckt, erkenn' ich die Züge des feinen Profils.

„Älter, lieber Freund — alt so lange nicht, als wir noch Freude haben an der Welt und am Leben," sagt sie.

„Die Welt und das Leben! Hat sich nicht alles geändert? Ist nicht Berlin auch ein anderes geworden? Ach, unser altes Berlin, wohin ist es — das kleine, dürftige, gemütliche Berlin, als wir an den langen Sommernachmittagen Kornblumen suchten, wo jetzt die Pferdebahn und die Dampfstraßenbahn und die Stadtbahn und die Ringbahn fahren, und statt der Tausende von fünfstöckigen Häusern und der Hunderttausende von Menschen, die darin wohnen, Feld und Wiese waren und der blaue Himmel darüber, vom Kreuzberg bis zum Grunewald?"

Und mit der Erinnerung an diese Sommernachmittage flattert eine Schar junger, hübscher Mädchen an mir vorüber — jede von ihnen mit einer eigenen Art von Laune, Geist und Witz, doch sie, die mir jetzt, in ein schwarzes Spitzentuch gehüllt, gegenüber sitzt, die Schönste von allen. Und das Wunder begiebt

sich, daß ich sie wieder vor mir sehe, wie sie damals war, mit den weichen Wellen ihres goldnen Haars, sanft an die rosigen Wangen geschmiegt, und im blauen Kleide, voll jungfräulichen Reizes und strahlend von der Heiterkeit eines guten Herzens.

„Nein,“ ruf' ich aus, „Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, die junge Berlinerin des alten Berlins war doch ein anderes, poetischeres Wesen als die prosaischen Mädchen von heute.“

„Prosaisch?“ entgegnet die Freundin. „Besteht denn alle Poesie nur darin, Kornblumen zu suchen und Geibels Gedichte zu lesen?“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß es besser sei, Zolas Romane zu lesen und Ibsens Stücke zu sehen?“

„Was mich betrifft, so kann ich mich weder für den Einen noch für den Andern begeistern. Aber wir schaffen sie damit nicht aus der Welt. Wir haben auch Mendelssohn geliebt, und unsere Töchter schwärmen doch für Richard Wagner.“

„Unsere Töchter! Ja, wenn sie nur schwärmen könnten! Aber das ist es eben, was ich ihnen bestreite. Sie genießen mit dem Verstande, haben Respekt vor nichts und kritisieren alles.“

„Und wissen Sie, daß Sie mit Ihrem Lob uns ein schlechtes Kompliment machen? Solche Gänse- blümchen waren wir Berlinerinnen doch auch nicht, daß wir von Gott und der Welt keine Ahnung gehabt

hätten. Ich erinnere mich noch sehr deutlich des Tages, wo Sie, mit Schrecken im Gesicht, mir sagten: Denken Sie, was geschehn ist! Unsre Freundin Charlotte liest Schopenhauer!"

„Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß unsre Freundin zuvor nur Pascal, den heiligen Augustin und Thomas a Kempis' Von der Nachfolge Christi gelesen — und wie gelesen hatte! Jede gute Stelle war unterstrichen, manche zweimal und dreimal; und so sehr hatte sie sich an das Unterstreichen gewöhnt, daß sie zuletzt auch in ihren Briefen jedes dritte Wort unterstrich. Darin war doch Entwickelung und Arbeit des Geistes —"

„Die Sie heute bei den jungen Damen vermissen — bei denselben jungen Damen, die das Lehrerinnen-examen machen und sich für ein Universitätsstudium vorbereiten?"

„Um Gottes willen, kommen Sie mir nicht damit! Mir ist die gelehrte Frau zuwider, und die junge Berlinerin des alten Berlins, obwohl sie wahrhaftig Niemandem eine Antwort schuldig blieb, überließ die Doktordisputation doch ihrem Courmacher —"

„Und erwartete hernach von diesem, daß er sie heiraten werde —"

„Das Gescheiteste, was sie thun konnte! Haben Sie, haben wir es bereut, daß wir also verfuhren? Sind aus den Freundschaften nicht die wundervollsten Ehen und aus den Courmachern nicht die herrlichsten

Ehemänner geworden? Das ist es, was ich den jungen Leuten vorwerfe. Sie tanzen nicht, sie heiraten nicht, sie machen sich nicht einmal ordentlich den Hof. Nur zum Essen und zum Trinken sind sie zu haben."

„Bitte, bitte — da fragen Sie doch nur Ihre Frau, wie oft die bei Ihrer Tochter im Laufe eines Winters die Ballmutter spielen muß — vielleicht mehr als ihr lieb ist; und auch auf meinem eigenen Jungen möcht' ich das nicht sitzen lassen."

„Ihr Sohn ist Offizier, und in den Offizieren ist noch ein Rest von Ritterlichkeit und Galanterie der alten Zeit —"

„Mit anderen Worten: sie tanzen und machen den jungen Damen den Hof. Aber heiraten! Heiraten können doch auch die Offiziere nur reiche Erbinnen, die Töchter von Millionären. Wollten Sie das sagen, lieber Freund?"

„Ungefähr."

„Aber genau so war es doch zu unserer Zeit. Denken Sie nur an Thekla, die seelenvolle Thekla, die jedes Wort mit einem Seufzer betonte, wie Charlotte jedes Wort unterstrich!"

„Soviel ich mich erinnere, war sie weder eine reiche Erbin, noch ihr Vater ein Millionär —"

„Und deswegen konnte sie den Lieutenant auch nicht heiraten, mit dem sie heimlich — ich weiß nicht wie viele Jahre lang verlobt war, bis endlich der Krieg und am Tage vor dem Ausmarsch der Konsens

kam. Er war inzwischen Hauptmann und sie fünfunddreißig Jahre alt geworden."

„Etwas Schöneres kann es ja gar nicht geben — der Jugendgeliebten die Treue zu wahren und endlich mit ihr glücklich zu werden! Ich nenne das Idealismus und die junge Berlinerin des alten Berlins besaß ihn."

„Glauben Sie, daß Ihre Tochter in einem ähnlichen Falle weniger ideal gesinnt wäre?"

„Meine Tochter! . . . Ich hoffe, daß das Schicksal sie nicht auf eine so harte Probe stellen wird. Übrigens sind ihre Neigungen auch ganz anders gerichtet, ihre Freundinnen haben sie verdorben."

„Wieso? Was können Sie diesen jungen Damen nachsagen?"

„Sie fahren auf Zwei- und auf Dreirädern, sie spielen Lawn Tennis, sie rauchen, und was für eine abscheuliche Handschrift sie schreiben!"

„Das ist freilich ein langes Sündenregister. Doch ich entsinne mich eines jungen Mannes, der mir einst ganz entzückt von einer jungen Bulgarin erzählte, wie die ihn gelehrt, nicht nur Cigaretten zu rauchen, sondern sogar, mit ihren behenden Fingern und hübschen Lippen, Cigaretten zu machen. Wissen Sie noch? Der junge Mann waren Sie!"

„Doch die Berlinerinnen sind keine Bulgarinnen, und ebensowenig steht es ihnen an, den langaufgeschossenen Engländerinnen nachzuahmen, die mit dem

Schlagnetz in der Hand und in den kurzen, losen Kleidern ganz widerwärtig aussehen."

„Trotzdem soll die Bewegung in der frischen, freien Luft dem jugendlichen Körper viel zuträglicher sein, als der Tanz im erstickend heißen Ballsaal."

„Ich hasse die weiblichen Athleten."

„Auch die schönen Reiterinnen mit den wehenden Schleiern und dem wallenden Gewande, für die ein gewisser junger Student aus der Provinz einst so sehr geschwärmt, als er sie zum erstenmal durch den Tiergarten sprengen sah? Nein, mein Lieber, es ist das Neue, das Ungewohnte, das Sie zurückstößt, in der Kunst, in der Litteratur, im Leben, und ich will auch gar nicht sagen, daß mir alles gefällt, oder daß ich das Alte darum verleugnen möchte. Doch ich glaube, daß ich in diesem Punkte gerechter, vielleicht resignierter bin. Ich habe die Mondscheinnächte der Jugend nicht vergessen, wenn ich gleich die Vorzüge des elektrischen Lichtes nicht verkennen will; und gerne, wenn ich mit meinem Manne darauf zu reden komme, gedenk' ich der fernen Tage, wo wir die blauen Blumen im Schöneberger Felde pflückten und uns mit blauer Tinte schrieben —"

„Und wie klar, wie deutlich, wie lesbar die jungen Damen damals schrieben! Fragen Sie doch Ihren Mann, ob er sich in Sie verliebt haben würde, wenn Sie solche Krackelfüße gemacht hätten, wie sie jetzt Mode sind. Ob der Liebhaber nicht abgestoßen, statt


Die graue Schwester
BERLIN 96.
T.St.
Diakonissin


Zeitungsträgeri
Berlin 90. F.St.

angezogen worden wäre, wenn er das, was ihm die Geliebte sagt, erst mühselig hätte herausbuchstabieren müssen. In der That, „ein Schauspiel für Götter,“ aber eine Strafe für den Menschen, der solch ein Geschreibsel bekommt.“

„Sie haben da Goethes „zwei Liebende“ citiert; aber man merkt wohl, daß Sie das heutige Frauenzimmer, um im Stile des Jahrhunderts zu bleiben, nicht mit den Augen der Liebe betrachten. Die schönen Seelen schrieben schöne Briefe; wer hat heute die Zeit und die Ruhe? Kennen Sie nicht das allerliebste „Novellettchen in Korrespondenzkarten“ der Frau Marie von Ebner-Eschenbach? „Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?“ Unsere Großmütter, unsere Mütter hatten es besser; selbst auf unsere Jugend fiel noch der letzte, verlöschende Strahl eines idealeren Zeitalters. Das Leben, auch in einer großen Stadt, wie Berlin, hatte noch etwas Idyllisches. Man würde sich nicht gewundert haben, in Krug's Garten Vossens Luise zu sehen oder an den Gestaden des Pichelsees Hermann und Dorothea zu begegnen. Und nun vergleichen Sie damit unser junges Mädchen, dieses arme, geplagte, gehetzte Ding! Der Tag geht an ihm wie ein Wirbelwind dahin. und was gethan werden soll, muß in fliegender Eile geschehn. Ich will nichts entschuldigen, auch die schlechte Handschrift nicht, die vielleicht nur eine schlechte Gewohnheit ist. Aber be-

denken Sie, wieviel von der jungen Dame verlangt wird, wenn sie mitsprechen will; wieviel sie sehen und hören muß — wieviel Vorlesungen, wieviel Theater, wieviel Konzerte, wieviel Kunstausstellungen — und überall das Neue, das Neue! Die Pietät, deren Mangel wir zuweilen schmerzlich empfinden, war das Erbteil unserer Väter; uns ward es leicht gemacht, wir lebten von der Vergangenheit, das junge Geschlecht aber lebt für die Zukunft, und die Zukunft ist immer eine Schlacht der Geister. Was daraus werden wird, Gott allein weiß es; aber wir sollten darum nicht ungerecht gegen unsere Kinder sein, auch wenn wir sie nicht ganz mehr — verstehn!"

„Ich danke Ihnen für die Lektion, verehrte Freundin; ich sehe, daß die junge Berlinerin des alten Berlins das Herz und den Mund noch immer auf dem rechten Flecke hat —"

„Und das ist meine Hoffnung auch für die junge Berlinerin des neuen Berlins!"

Mit diesen Worten umarmt sie meine Tochter, die, um den Papa zu holen, eben aus dem hell erleuchteten Flur in das dunkle Zimmer getreten ist.

Julius Rodenberg.

c*



Die Frau Geheime Rätin.

„Kinder, der Papa ist nach Berlin versetzt!“

„Nach Berlin? Hurra! — Hurra! Nach Berlin!“

Es war ein Jubeltag gewesen, als der Brief mit dem großen Siegel nach der Provinzialstadt und in das Haus des Herrn . . .-Rats gelangte.

In den letzten Wochen hatte sich da eine so eigene schwüle Stimmung bemerkbar gemacht: der Vater ungewöhnlich nervös, unruhig, einsilbig, die Mama offenbar ihn ängstlich beobachtend, bei jedem Erklingen der Hausglocke auffahrend und die Farbe wechselnd, dann wieder gar zu auffallend bemüht, heiter zu erscheinen und sich nichts ansehen zu lassen. Und nun war das sehnlichst erwartete Ereignis eine vollendete Thatsache, die Berufung ins Ministerium erfolgt. Zunächst freilich nur als Hilfsarbeiter; aber es konnte kein

Zweifel sein, daß der „Geheime Rat“ nicht lange auf sich warten lassen werde. Die Versetzung geschah immer in dieser Form und die Probezeit hatte durchaus keine ernstliche Bedeutung.

Die noch junge, stattliche, aus guter Familie stammende Frau mit dem feingeschnittenen Gesicht und den klugen Augen war nicht ohne Sorge gewesen, wie man „in höherer Stellung“ mit den vorhandenen Mitteln ausreichen werde, aber der Ehrgeiz des sehr tüchtigen, von seinen Vorgesetzten geschätzten und nach oben hin gut empfohlenen Mannes hatte sie doch ein wenig angesteckt. Es werde bei vernünftiger Wirtschaft ja schon gehen, meinte sie, trotz der jährlich wachsenden Bedürfnisse der vier Kinder. Wachse doch auch das Gehalt, und man sei zum Glück nicht allein darauf angewiesen; werfe doch auch das kleine Vermögen, das sie eingebracht und das bisher gut verwaltet worden, immerhin ein paar tausend Mark Zinsen ab. Freilich werde man in Berlin keine großen Sprünge machen können, aber doch gegen die Kollegen im allgemeinen nicht zurückbleiben dürfen. Und überhaupt — schon in Berlin zu wohnen sei ein großer Vorzug, um den man mit Recht von den Zurückbleibenden beneidet werde.

Sie freute sich mit ihrem Manne und nahm die Gratulationen mit bescheidener Abwehr zu kühner Erwartungen, aber doch mit Stolz entgegen. Jetzt glaubte sie erst recht zu wissen, was sie an

ihrem Manne hätte. Den Kindern versäumte sie nicht anzudeuten, daß von ihnen eine würdige Haltung, der amtlichen und gesellschaftlichen Stellung des Familienoberhauptes entsprechend, vorausgesetzt werde.

Und dann waren die üblichen Abschiedsfeste gefeiert, die hochtönenden Reden gehalten, die Visiten abgestattet, die Sachen gepackt. Auf nach Berlin!

Da befand man sich nun in der Millionenstadt und merkte gleich bei der Wohnungssuche, daß man sich mehr, als erwartet, einschränken müsse. Wo kamen nur alle die Menschen her, die diese teuren Quartiere bezahlen konnten? Im Geheimrats-Viertel — dahin gehörte man doch — Palast an Palast bis zum Zoologischen Garten hin, und selbst im dritten Stock über dem Hochparterre, für den Provinzler eine schauerliche Vorstellung, die Miete für sechs Zimmer, die mindestens gebraucht wurden, kaum erschwinglich. Es war nicht verständig, über fünfzehnhundert Mark zu gehen, aber erst in der Nähe der zweitausend gefielen die Wirtschaftsräume und die Hinterzimmer. Was war zu thun? Der Etat mußte an einer andern Stelle gekürzt werden. Und drei dreiviertel Treppen hoch und ganz draußen in einer neuen Straße, durch die freilich die Pferdebahn ging! Man hatte eine kleine Reise bis zum Mittelpunkt der Stadt. Aber das Treppenhaus ließ nichts zu wünschen, man gebot über einen reizenden Erker und konnte an schönen

Sommertagen, wenn man schwindelfrei war, auf einen Balkon hinaustreten.

Der Vergleich mit Denen, die weiter unten oder näher dem Potsdamer Thor, vielleicht gar dicht am Tiergarten wohnten, war unvermeidlich. In der Provinz hatte man eine Rolle gespielt, hier in Berlin verschwand man in der Masse der mittelmäßig Situierten. Und es gab so viele Ministerien und höhere Beamten-Kollegien — so entsetzlich viele Geheime Räte! Selbst unter seinesgleichen verlor man sich. Eine hervorragende Stellung schienen eigentlich nur die Geheimen Kommerzienräte einzunehmen, deren Millionen Respekt einflößten.

Die neue Berlinerin fand sich bald sehr enttäuscht. Und was für Schwierigkeiten nach allen Richtungen hin waren zu überwinden, bis die Familie erst zu einer geordneten Lebensweise gelangte. Die beiden Söhne in einem nicht allzu entfernten Gymnasium unterzubringen, kostete schon viel Mühe, und die höhere Töchterschule für die Mädchen ließ sich erst recht ohne die Pferdebahn gar nicht erreichen. Man war gewohnt, um zwei Uhr Mittag zu essen; jetzt kam der Mann nicht vor halb fünf aus dem Ministerium. Die mitgebrachte Köchin hatte sich so gut bewährt gehabt; hier war sie anfangs mit allem unzufrieden. Nachdem sie dann mehrmals ihren freien Sonntag dazu benutzt hatte, Freundinnen aus der Heimat aufzusuchen und in ihrer Begleitung Berlin kennen zu lernen, kam sie

rasch dahinter, daß ihr Lohn viel zu gering und die ihr zugemutete Arbeit viel zu groß sei, suchte sich eine ihrem Wert angemessenere Stelle und wußte sich dann der gnädigen Frau so unausstehlich zu machen, daß sie gern in die Aufhebung des Vertrages willigte. Die Reue blieb nicht aus. Denn nun zeigte sich's, was es heißen wollte, in den Vermietungsbureaus ein „anständiges, fleißiges und häusliches“ Mädchen ohne Bräutigam aufzutreiben. Die Hintertreppe, zuerst mit Freuden als eine modern-wirtschaftliche Errungenschaft begrüßt, wurde Tag und Nacht ein Gegenstand schwerster Beängstigung.



Bei den verheirateten hohen Vorgesetzten und Kollegen wurden Visiten abgestattet, oder eigentlich nur Karten abgegeben, denn der öffnende Hausgeist hatte fast jedesmal zu bedauern, daß die Herrschaften ausgegangen seien. Und immer drei Treppen auf und ab, denn die Geheimen wohnten fast alle so hoch! Unsere Freundin erkannte nach einigem

Verdruß, daß es in diesen Kreisen Sitte sei, sich nicht stören zu lassen, und instruierte nun ihr Mädchen ebenso. Es folgten Einladungen zu Diners um sechs Uhr oder zu sehr späten Abenden, und fast überall fand sich ungefähr dieselbe Gesellschaft der nächsten Berufsgenossen zusammen, die rechts und links von einem Ministerialdirektor oder einem Wirklichen-Geheimen-Ober der Ancienneität nach an den Tisch gesetzt wurden. Immer dieselben Gesichter und derselbe Gesprächsstoff, meist aus den Tagesblättern herausgezogen, wenn nicht Berufsangelegenheiten oder Personalien verhandelt wurden. Die Männer hatten in ihrem Amte so viel zu thun, daß sie in den seltensten Fällen dazu kamen, sich eine neue litterarische Erscheinung anzueignen oder ins Theater zu gehen, und die Kolleginnen, wenn sie sich auch diesen Genuß etwas häufiger verschafften, wagten doch bei ihrem Tischnachbar da nicht anzuknüpfen und unterhielten sich nach aufgehobener Tafel miteinander besser über Wirtschaftsangelegen-

heiten, Kindererziehung, oder merkwürdige Ereignisse aus der besten Gesellschaftsregion.

Dann wurden diese Abfütterungen von den Anzöglingen pflichtschuldigst erwidert. Es liefen so viel Absagen ein, daß man schließlich nicht einmal nötig hatte, auch noch im Nebenzimmer decken zu lassen. Sicher waren die Verhinderungen in den meisten Fällen nur vorgeschützt: man wollte seinen Umgangskreis nicht erweitern und für das nächste Jahr freie Hand haben. Es war vorauszusehen, daß bald nur eine kleinere Zahl von Familien freundschaftlich zusammenhalten würden, die sich einander sympathisch fühlten. Das konnte ja auch allen Teilen nur erwünscht sein. In dieser ersten Zeit war es doch recht interessant, viele neue Menschen und Wohnungseinrichtungen kennen zu lernen, zu erfahren, wie bei Geheimrats gegessen und getrunken zu werden pflege, und sich zu überzeugen, daß man nicht gerade zurückzustehen brauche. Nur dem eigentlichen Berlin kam man auf diese Weise nicht näher.

Am leichtesten und schnellsten acclimatisierten sich die Kinder. Sie brachten aus der Schule allerhand neue Worte und Redensarten mit, die der Mama anfangs sehr wunderlich und nicht immer ganz fein erschienen, bis sie sich endlich an den Jargon gewöhnte, der ja auch in der Küche gesprochen wurde. Dabei blieb's aber nicht. Ihr begegnete nun auch manche sonderbare Auffassung und Beurteilung der Dinge, zu denen

sie in ihrer Jugend ganz anders Stellung genommen hatte. Spielkameraden und Freundinnen, schon ältere Berliner Kinder, wenn auch selten „richtige“, kamen ins Haus und brachten die Großstadtluft mit. Die Geheime Rätin lernte von ihnen und wurde unmerklich berlinisch gebildet. Wenn Besuch aus der früheren Heimat kam, blieb selten die Bemerkung aus, daß ihre Sprache sich schon wesentlich verändert habe, und eine, natürlich von Steifheit weit entfernte, vornehme Haltung unverkennbar sei.

Bei solcher Gelegenheit wurde denn auch wohl mit den Gästen aus der Provinz einmal Berlin besichtigt, wozu sonst Zeit und Neigung fehlte. Oft mit stillem Seufzen gab sich die verehrte Frau einige Vormittage Urlaub, um die inzwischen entstandenen Neubauten und Kunstdenkmäler in Augenschein zu nehmen, die Museen zu repetieren, durch das Schloß und das Rathaus zu wandern, vielleicht sogar die Siegessäule zu besteigen und von oben her einen Blick auf den imposanten Reichstagsbau zu werfen. Abends wurde dann mit den guten Freunden, wenn sich's nicht abschlagen ließ, ein Theater am anderen Ende der Stadt besucht, im Wintergarten oder in den Reichshallen eine späte Stunde verbracht, sogar in den Lokalen von Ruf gekneipt. Es mußte in solchen Fällen schon etwas draufgehen — auch zur Sommerzeit im Zoologischen Garten oder bei Ausflügen nach dem Grunewald, Treptow, Wannsee und Potsdam. Das Bedauern,

daß man sich diese Vergnügungen nicht öfter leisten könne, durfte nicht laut werden, eher die etwas blasiert klingende Bemerkung, daß man sich aus diesen Dingen wenig mache, die man ja alle Tage haben könne. Die Geheimrätin war aus ihrer Tageszeitung immer gut unterrichtet, was in Berlin passierte, und gab sich gern den Anschein, überall dabei gewesen zu sein oder die Sache der Beachtung nicht für wert gehalten zu haben. Überhaupt gewöhnte sie sich ein Urteil von oben herab und ein witzelndes Absprechen an, und da sie eine recht kluge Frau war und sich gut auszudrücken verstand, fehlte es nicht an neu zutretenden Kolleginnen, die sie als echte Berlinerin bewunderten.

So waren nun viele Jahre vergangen, und sie fühlte sich wirklich mindestens in dem geheimrätlichen Berlin schon ganz heimisch. Ihr Mann war Geheimer Oberrat geworden und mehrere Stufen im Gehalt gestiegen, das freilich jetzt, wo die Bedürfnisse der Kinder sich steigerten, erst recht ganz außer Verhältnis zu den Ansprüchen eines vornehmen Haushalts stand. Der ältere Sohn war Offizier geworden und mußte einen Zuschuß haben, der jüngere Student und kostete noch mehr, da er selbstverständlich in ein Corps eingesprungen war. Mit den Töchtern mußten Bälle besucht werden, damit sie doch unter junge Leute kämen, und die Toiletten durften nicht unter standesgemäß sein. Im Hause wurden Tanzgesellschaften gegeben, die einen gewissen Aufwand nötig machten, da die

Herren in reichen Häusern verwöhnt wurden. So wuchs von Jahr zu Jahr die Schwierigkeit, auch nur den Schein aufrecht zu halten, als befinde man sich unter den oberen Zehntausend sehr wohl. Nur noch auf die Erhaltung des Scheins kam es an, und das war eine anstrengende Aufgabe.

Was werden die Herren Söhne noch kosten, bis sie selbständig sind! Und werden die Töchter heiraten? Schwerlich, so hübsch und wohlerzogen und eigentlich auch bescheiden sie sind. Wer wagt's mit einer Geheimratstochter ohne Vermögen? Am wenigsten ein Assessor oder Offizier, und mit anderen Berufskreisen kommt man kaum in Berührung. Die Mädchen verstehen einen so tiefen Knicks zu machen und küssen jeder gnädigen Frau die Hand; sie spielen fertig Klavier, singen recht hübsch und haben nicht ohne Erfolg teure Malstunden gehabt. Mit diesen Künsten läßt sich doch nichts verdienen. Wenn der Papa einmal die Augen schließt . . . Aber dann mögen die Brüder für die Schwestern sorgen.

Unsere Frau Geheime Rätin ist alt geworden, vielleicht über ihre Jahre hinaus. Sie trägt den Kopf mit dem dünnen grauen Haar ein klein wenig gesenkt, und sie verläßt die Pferdebahn immer mit großer Vorsicht. Augen und Hand scheinen nicht mehr ganz sicher zu sein.

Das Gesicht ist recht schmal geworden, Nase und Kinn spitz, aber man sieht es gern, besonders

im Profil. Es liegt eine vornehme Ruhe darauf, und beim Sprechen ein wohlwollendes oder verbindliches Lächeln, das doch wohl angewöhnt ist. Sie spricht leise, selbst bei lebhafterer Mitteilung ohne scharfe Betonung, in gewählter Ausdrucksweise, aber nie pathetisch. Mitunter gelingt ihr überraschend gut eine witzige Bemerkung, die jedoch nicht belacht sein will.

Sie geht besonders gern am Arm ihres älteren Sohnes, des Offiziers, und nimmt sich dann in ihrem geschonten Sammetmäntelchen und dem vom Wechsel der Mode wenig abhängigen schwarzen Spitzenhut sehr würdig aus. Der jüngere Sohn ist ihr immer zu rasch und beweglich.

Im Kreise der Kolleginnen gilt sie längst als tonangebend; sie hat eine milde Art, kleine Differenzen auszugleichen und Empfindlichkeiten vorzubeugen. Auch mit den Damen hoher Militärs hat sie jetzt mehr als früher Umgang und steht da in dem Ruf einer sehr belesenen und kenntnisreichen Frau. Auch in den Komitees zu Wohlthätigkeitsveranstaltungen trifft man sie häufiger an, und ihre Töchter pflegen in lebenden Bildern mitzustehen und in den Bazaren als Verkäuferinnen thätig zu sein. Sie regt Lesekränzchen an und hält einen Journal-Lesezirkel mit, der sie über die neueren Erscheinungen der Litteratur so weit orientiert, daß sie auch ein Professor, neben dem sie vielleicht einmal den Tischplatz angewiesen erhält, nicht in Verlegenheit setzen wird.

Sie ist mit der Zeit eine Persönlichkeit geworden, die man kennt, wenn auch lange nicht in ganz Berlin, so doch in dem engeren Bezirk, der sich selbst gegen die Masse abzugrenzen liebt. Man spricht da mit großer Achtung von ihr und rühmt ihr Geschick, auch hochadeligen Damen gegenüber ihr Standesbewußtsein würdigst zu behaupten. Es fehlt ihr nicht an dem Freimut, ihre sittlichen Prinzipien, die etwas altmodisch geworden, zu verteidigen, sie ist aber dabei weit entfernt von Prüderie und Intoleranz, oder giebt sich wenigstens mit Geschick den Anschein, es zu sein. Sie trägt ihre religiöse Gesinnung so wenig zur Schau, als ihre politische; nur hält sie in gemessenem Abstande von sich, was ihr gesellschaftlich unbequem werden könnte, und versteht zur rechten Zeit zu schweigen. In einen gewissen Kreis von Anschauungen ist sie mit einer Art von Naturnotwendigkeit gebannt; man würde sich wundern, wenn sie einmal hinausträte. Man darf sie deshalb nicht beschränkt nennen. Ihre ganze Lebensstellung beruht eben auf Bedingungen, deren Zwang nicht merken zu lassen ein Zeichen kluger Selbstbeherrschung ist.

So öffentlich hochgestellt und genötigt zu repräsentieren, erscheint sie in ihrem Hause als die stets sparsame Wirtin, die ihre knappen Mittel zusammenzuhalten hat, um nach außen hin der Familie ein standesgemäßes Auftreten ermöglichen zu können. Sie führt ihr Ausgabenbuch mit der saubersten Ordnung,

hält die Töchter zur Thätigkeit an, arbeitet selbst mit. Sie begnügt sich mit einem Mädchen für alles und macht meist selbst in der Markthalle und im Verkaufslokal des Beamtenvereins ihre Einkäufe. Ihr Tisch ist der einfachste, jedem Luxus, der nicht durch gesellschaftliche Pflichten bedingt wird, zeigt sie sich abhold, sich selbst entzieht sie gern, was sie dem Manne zur Stärkung zulegt. Sie erübrigt noch immer so viel, daß er sich eine Ferienreise erlauben darf. Und doch hat sie auch da nichts eigentlich Kleinbürgerliches: die Geheime Rätin, die sich als eine Dame fühlt, auch wenn sie das Staubtuch in die Hand nimmt oder am Herde steht, wird nicht vergessen.

Auch sie ist in Berlin eine typische Erscheinung.

Ernst Wichert



Auch ich soll mich über meine lieben Berliner Landsmänninnen äußern. Eine erfreuliche Aufgabe! Denn was hatt' ich ihnen in der Kindheit und Jugend nicht alles zu danken! Auch für mancherlei, was mir in jüngerer Zeit von ihnen zu teil wurde, bin ich

d

erkenntlich. Denn so oft ich nach langer Abwesenheit in die Vaterstadt zurückkehrte, öffneten sich mir die Häuser, in denen ich früher als Freund verkehrt hatte, so lieb und zutraulich, als hätte der Zusammenhang mit ihnen nie eine Unterbrechung erfahren. Auch die Herzen waren die alten geblieben.

Eine gleiche Treue im Festhalten warmer Beziehungen begegnete mir in keiner anderen Stadt. Auch hörte ich hier viele Süddeutsche, die sich längere Zeit an der Spree aufhielten und dort — oft nicht ganz leicht — Aufnahme in Berliner Familien fanden, sich zu der gleichen Erfahrung bekennen. Vornehmlich der gütigen Gesinnung der Hausfrauen hatten sie wie ich so freundliche Erinnerungen zu danken, und für diese warmherzigen, lebensvollen Vielgetreuen ein „Frauenlob“ zu werden, stände dem Dichter wohl an. —

Es kam mir auch in den Sinn, der hervorragenden Berlinerinnen zu gedenken, die sich teils durch Einwirkung auf bedeutende Männer, teils durch eigenes geistiges Schaffen um die erste Hälfte dieses Jahrhunderts in der vaterländischen Kultur- und Litteraturgeschichte einen Namen erwarben, — doch hält mich davon manches Bedenken zurück. Das „Geistreiche“ muß als Signatur dieser Frauengruppe gelten, und wie eigenartige, in ihrer Weise hervorragende Erscheinungen sich auch unter ihr befinden, ist mir der Begriff „geistreich“ doch so wenig sympathisch wie die Persönlichkeiten, die man in Berlin als „geistreich“

bezeichnet. Eine erschöpfende Erklärung dieses wohl dort heimischen Wortes zu versuchen, ist hier nicht am Platze; es bezeichnet aber etwas ganz anderes als Reichtum an Geist. Den Frauen mag das Geistreichsein besser anstehen als den Männern, diejenigen aber, die es in der erwähnten Zeit selten mit weiblicher Anmut, doch zuweilen mit reifer Lebenserfahrung, mit scharfer Urteilskraft und glänzendem Witz zum Berufe erhoben, wünsche ich nicht zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen.

Viel besser sagt es mir zu, meinen Stoff derjenigen Bevölkerungsklasse der Reichshauptstadt zu entnehmen, in der man, statt geistreicher Frauen, solche mit gesundem Mutterwitz und zuverlässiger Tüchtigkeit findet. Auch sie sind mir vertraut, schon weil ich ein echtes und rechtes Berliner Kind bin. Das habe ich vor vielen Rittern der Feder, die sich an dieser Stelle über die Berlinerinnen äußern werden, voraus. Die meisten sind doch wohl anderwärts zu Hause und erwarben sich erst in reiferen Jahren das unbestreitbare Recht, sich „Berliner" zu nennen. Sie sind vielfach mit der reichshauptstädtischen Dame von heute, die ihnen täglich Modell steht, aufs beste bekannt, während ich, der ich seit länger als dreißig Jahren die Vaterstadt immer nur auf kurze Zeit besuche, mir nicht mehr getraue, ein zutreffendes Urteil über die moderne Berlinerin abzugeben.

Als ich den Geburtsort verließ, war er noch

d*

nicht die „Reichshauptstadt", und 1865 zählt noch nicht zum fin de siècle. Die Kindheit und die schönsten Jugendjahre verlebte ich indes in Berlin, und kein Eindruck, keine Erfahrung haftet tiefer, als diejenigen, die wir auf diesen Lebensstufen gewinnen.

Obwohl mir nun dort Berliner Frauen aus allen Lebensschichten begegneten und vielfach auch nahe kamen, möchte ich an dieser Stelle doch nur eine der Berlinerinnen ins Auge fassen, in deren Kreisen ich diejenigen Eigenschaften, die meinen Landsmänninnen den höchsten Wert verleihen: die tüchtige Gesinnung, das treue Festhalten, die opferwillige Vaterlandsliebe und den Mutterwitz, am glücklichsten ausgebildet fand. Dieser Mutterwitz, der übrigens keineswegs allein dem Handwerkerstande in Berlin eignet, macht sich auch dem Fremden schnell bemerkbar und ist schon von Vielen scharf aufgefaßt und vortrefflich zur Darstellung gebracht worden. Die anderen Vorzüge der Berlinerin blühen mehr im Verborgenen und entgehen leicht dem Blicke des zugewanderten Schriftstellers, der sich gewöhnlich in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft bewegt. Gerade darum scheinen sie mir aber besonders wert, aus dem keuschen Verstecke, das sie lieben, hervorgezogen zu werden.

Ein Beispiel möge verdeutlichen, was mir bei diesen Lobsprüchen vorschwebt. Ich halte mich dabei treu an der Wahrheit. Selbst die Vornamen sind die rechten. Nur die Vatersnamen meinte ich ändern zu

sollen. Die Frau, der diese Zeilen gewidmet sind, blieb mir, bis das Haar auch mir ergraute, eine gute Bekannte. Wann unsere erste Begegnung stattfand, weiß ich nicht mehr, doch mischt sich ihr Bild in die frühsten Erinnerungen meiner Kindheit. Damals war sie „Hausmädchen“ bei uns und hieß Auguste. Ihren Vatersnamen kannte ich nie oder vergaß ihn. In der Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein. Sie war hoch gewachsen und noch als Frau in den Vierzigern eine stattliche Erscheinung.

Im Revolutionsjahre 1848 trat sie aus dem Dienst bei meiner Mutter, der es schwer fiel, sie ziehen zu lassen. Ein Tischlermeister, der ein eigenes Haus besaß und sich des besten Rufes erfreute, hatte sie, ich weiß nicht wo und wie, kennen gelernt und um sie geworben. Sie muß damals den Dreißig nahe, und Herr Lenz, ihr Verlobter, um etwa zehn Jahre älter gewesen sein; doch war er ein großer, wohlerhaltener Mann, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Gesichte. Auch nicht das Geringste wäre an ihm auszusetzen gewesen, wenn sich ihm, dem früheren Grenadier vom Kaiser Franz-Regiment, nicht bei der Arbeit an der Hobelbank die linke Schulter höher als billig erhoben hätte, und wenn er nicht Witwer und Vater eines Kinderpärchens gewesen wäre. Der körperliche Schaden des Freiers war leicht zu übersehen, die Aussicht, mit Stiefkindern die Ehe zu beginnen, bot für Auguste, statt sie abzuschrecken, besonderen Reiz. Als

meine Mutter ihr vorhielt, daß sie damit nichts Leichtes auf sich nehme, entgegnete sie, sie freue sich beinahe mehr auf die Kinder als auf den Mann. „Die Hände zu rühren“, sagte sie, „bin ich nu mal gewohnt. Unser Quartier ist man klein, ohne Meechen (Dienstmädchen) will es der Lenz nich duhn, und da wüßt' ich ja jar nich, so lang der Meister in der Werkstatt zu schaffen hat, wofür ich jut bin, wenn die Kleinen nich wären. Die soll's schon bei mich an nichts fehlen; denn kinderlieb war ich immer un — Jotte doch! — sie sind ja man klein un bloß ihrer zwei.“ So wurde denn aus dem früheren Dienstmädchen eine Frau Tischlermeisterin und Hauswirtin.

Bald nach der Hochzeit sprach sie an einem Sonntag-Vormittag nach dem Kirchgange und mit dem neuen Gesangbuche in der Hand bei uns vor. Es ist mir, als sehe ich sie noch, wie sie als richtiger Besuch in einem schwarzseidenen Kleid und mit dem großen Umschlagtuche, das eine goldene Brosche unter dem Halse zusammenhielt, eingeführt wurde und das Ihre that, um die alte Unbefangenheit zu behaupten. Es gelang ihr auch bald; als die Mutter darauf bestand, bei ihrer Anrede „Frau Lenz“ zu verbleiben, bat sie dringend, es doch beim Alten zu lassen, „sonst“, sagte sie, „käm' es mir immer vor, als hätt' ich was jedahn und als wär' ich für die Frau nich mehr die Aujuste!“ Von uns Kindern ließ sie sich mit richtigem Takt willig Frau Lenz nennen, und wir blieben stets mit

ihr in Verbindung, schon weil meine Mutter bei ihrem ersten und meine älteste Schwester bei ihrem zweiten Kinde Gevatter gestanden hatten.

Wenn ich, nachdem ich Berlin verlassen, in den Ferien heimkehrte, versäumte ich selten, sie zu besuchen, und wurde dabei immer mit der nämlichen frischen Herzlichkeit empfangen. Ihrem Manne galt Jeder etwas, dem sie gut war, und seinem geduldigen Redestehen in der Werkstatt dank' ich es, wenn ich weiß, wie man Schränke herstellt, Kommoden und Särge.

Die Frau war nie in den Räumen zu finden, wo Meister und Gesellen die Hände rührten, denn Haus und Kinder nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch. Zu dem Pärchen, mit dem sie die Ehe begonnen hatte, waren nach und nach noch vier andere Kleine gekommen, und trotzdem hielt sie die stattliche Zahl der eigenen Jungen und Mädchen nicht ab, ihnen noch ein anderes Kind beizugesellen. Allerdings war es ihr kein fremdes. Der einzige „Anhang", den sie nämlich nach dem Tode der Eltern in Berlin noch gehabt hatte, war eine Schwester gewesen, die als Witwe eines Wachtmeisters sich und ihr Töchterchen mit Nähen von Schlafröcken ernährte. Diese fleißige Frau war vor etlichen Monaten erkrankt, und Frau Lenz hatte sie und ihr Kind ins Haus genommen, und der Mann ihr gestattet, für die hinsterbende Schwester zu thun, was sie vermochte. Nach dem Tode der Schwägerin hatte er stillschweigend den Sarg geliefert und das

Begräbnis besorgt. Aber damit sollte es nicht genug sein; denn die Meisterin war am Sterbebette der Schwester zu dem Entschlusse gelangt, die verwaiste kleine Nichte in den eigenen Kinderkreis aufzunehmen.

In tiefer Trauer kam sie zu meiner Mutter, während ich gerade die Ferienzeit bei ihr verlebte. So war es mir vergönnt, zuzuhören, wie sie mit dem Entschlusse hervortrat, das „Minchen" ihrer Schwester an Kindesstatt anzunehmen. Die Mutter fand dies Vorhaben schön und löblich, frug aber dennoch, ob sie bedacht, welche neue Verantwortlichkeit ihr dadurch erwuchs, und was Meister Lenz dazu sagte.

„Der Mann," entgegnete sie und nickte dazu bewegt mit dem Kopfe, „der hat immer nur die eine Rede: „Wenn Du es willst, wird es schon recht sein." Aber diesmal .... daß er's mir rundweg abgeschlagen hätte — beileibe! Wie wir aber jestern zusammen vom Herrn Direktor zu Hause kamen, bei dem wir unseren Fritz zum Lernen hinjeben wollen, da saßen die janzen Jören jerade auf der Treppe zusammen un spielten Schule. Das Liesdhen hatte dabei den kleinen Schorsch und die Martha das Wilhelmchen auf den Schoß und so jing es denn mit dem Beiseiterücken man langsam. Da guckte Lenz auf die andern hin und dann auf Minchen, und was ihm dabei aus den Augen sprach, das sagte soviel wie: „Mit dem halben Dutzend da wär' es doch wohl jenug!" Wie sacht er auch tritt, ich hör' ihn doch losen. Da klopfte ich denn jestern


F. STAHL

abend, wie wir still allein waren, auf den Busch, und als er nu wieder mit dem ollen „wie Du's bestimmst" rauskam, da bestand ich fest auf ein richtiges „jut denn" oder „lassen wir's bleiben". Nu kam er denn auch mit allerlei Bedenken hervor, doch recht ernst war es ihm damit jar nich; denn als ich ihm unter die Augen hielt, was alles aus dem verlassenen Wurm im Waisenhaus oder wo sonst unter fremden Leuten werden konnte und darauf bestand, daß, wo man für sechs kocht, mit Gottes Segen auch sieben nich zu hungern brauchen, da wurde er janz wild und verlangte zu hören, wovor ich ihn denn hielte? Von Anfang an hätt' er janz und jar nichts gegen die Annahme jehabt, aber wozu wäre man denn verheiratet, wenn man sich einander nich auch die Sorgen anvertrauen wollte, die einen drückten. Das Minchen wäre ein artiges kleines Ding, und die andern könnten nur jutes von ihr lernen. Wer ihm zutraute, mein leibliches Schwesterkind verkommen zu lassen, dem wollt' er's zeigen. Damit war es denn jut, und wie er heute früh Meister Schering von der Annahme erzählte, sprach er selbst von dem Tisch, an dem sieben Mäuler so jut satt würden wie sechse. Das Kind bleibt also bei uns, und ich möchte nur von der Frau noch hören, ob wir die Annahme jerichtlich machen, oder es so hinjehen lassen sollen." Wie der Rat der Mutter ausfiel, vergaß ich, doch nach einer Reihe von Jahren erzählte ein uns nahestehender Rechtsanwalt und Notar, der

Frau Lenz als „Auguste“ in unserem Hause kennen gelernt hatte und jetzt ihrem Manne als Sachwalter diente, von dem Testament dieser wackeren Frau. Sie hatte den Meister veranlaßt, alle Kinder mit Einschluß der angenommenen Nichte gleich zu stellen. So gehöre es sich, weil der Mann und sie alle sieben gleich lieb hätten und die Kinder, gottlob, so geraten wären, daß keins dem andern seinen Teil mißgönnte.

Es handelte sich dabei um ein gar nicht unbeträchtliches Vermögen, und Frau Lenz hatte für seine Vermehrung das Ihre gethan. Ihr Haus lag nämlich in einer der Parallelstraßen von „Unter den Linden“, zwischen dieser berühmten Straße und der Spree, und war von der Universität aus leicht zu erreichen. Die beiden Etagen, deren die Familie und die Tischlerei nicht selbst bedurften, ließen sich am vorteilhaftesten vermieten, wenn man sie in möblierte Zimmer zerlegte, — und Frau Lenz stellte sich an die Spitze dieses Unternehmens. Ihr thatkräftiges und frisches Wesen eignete sich auch so gut für dergleichen, daß das Lenz'sche Haus zu einer der beliebtesten Studentenherbergen wurde. Viele Zimmer waren schon lange, bevor sie leer wurden, von künftigen Mietern belegt. Sie hatte darum die Wahl, und ihr kluger Kopf und ihr heller, von Erfahrung geschärfter Blick halfen ihr die rechte treffen. Wäre es hier am Platze, könnte ich einige der von ihr selbst gefundenen, höchst eigenartigen Unterscheidungsmerkmale wieder=

geben, die ihr beistanden, die räudigen von den gesunden Schafen zu unterscheiden.

Studenten, junge Doktoren, Referendare und Lieutenants waren fast all' ihre Mieter. Mitgliedern des schönen Geschlechts versagte sie unweigerlich die Aufnahme, und keiner ihrer aufblühenden oder erwachsenen hübschen Töchtern gestattete sie, als „filia hospitalis" sich um die Bedienung der Mieter zu kümmern. „Lieber eine Hülfe mehr bezahlen," sagte sie, „als Verdruß mit den Kindern erleben." Dabei unterzog sie sich der schwersten Arbeit und verrichtete mancherlei selbst, dem andere Frauen in ihrer Lebenslage weit aus dem Wege gingen.

Einmal — es war während der Abwesenheit vieler Mieter in den akademischen Ferien — fand ich die stattliche Meisterin, die schon zu einer nicht unbeträchtlichen Körperfülle gelangt war, sogar, höchst sonderbar angethan und mit einem Tuche um den Kopf, auf einer Leiter stehen und ein Zimmer tapezieren.

Bei meinem Erscheinen erschrak sie ein wenig, doch rechtfertigte sie ihre Thätigkeit mit einem dem Schillerschen „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann" verwandten Satze und mit der Bemerkung: „Wenn es Sie Spaß macht, Herr Schorsch, können Sie mir auch nächstens beim Malen bewundern."

Wie sie sonst die Pflichten als Wirtin auffaßte, erfuhr ich von einem Offizier, dem Sohne einer uns befreundeten Witwe, der infolge unserer Empfehlung

zum Mietsmanne Augustens geworden war. Was ich hier mitteile, entspricht genau dem wirklichen Hergang. Es wurde mir erst viele Jahre nach seinem Abschlusse anvertraut und immer noch mit dankbarer Rührung.

Der Herr Lieutenant war tief in Schulden geraten, und als ihn ein besonders lästiger Gläubiger bedrängte, versuchte er bei Frau Lenz eine Anleihe zu machen. Damit kam er nun an die Unrechte, denn die Meisterin verlieh keinen Groschen; und doch sollte er die Stunde segnen, in der er sich an sie gewendet hatte; denn sie nahm sich der Sache des jungen Mietsmannes mit der ihr eigenen thatkräftigen Wärme an und rettete ihn vor dem drohenden Verderben. Wie dies im Einzelnen geschah, vergaß ich. Nur zweierlei ist mir im Gedächtnis geblieben. Erstens veranlaßte sie nämlich den Meister, mit dem Halsabschneider, dem der Offizier in die Klauen gefallen war, abzurechnen und dabei eine zehnmal größere Summe aufs Spiel zu setzen, als der Mietsmann ihr hatte abborgen wollen; zweitens aber stärkte sie ihm den Mut, sich seiner Mutter, die auf dem Lande wohnte, anzuvertrauen. Dabei bediente sie sich des entscheidenden Wortes: „Lassen Sie sich nur gefallen, daß die Frau Mama Ihnen einen bitterbösen Brief schreibt und ärgerlich in den Beutel greift; denn machen Sie es so fort, wird es bei Ihnen zu Hause später heißen: „Mein Jott, woher es nehmen?“ und es jiebt blutige Thränen zu

trocknen.“ So ungefähr hatte die Warnung gelautet. Sie war auf guten Boden gefallen und erhielt einen Mann seinem Stande, der dem Vaterlande später große Dienste leisten und dafür durch eine glänzende Laufbahn belohnt werden sollte.

Aber der schlichten Frau Tischlermeisterin hat das Vaterland auch in anderer Weise erkenntlich zu sein; denn ihr Ältester, ihr Fritz, folgte 1870 seinem Rufe und ließ vor Metz das junge Leben. Er war ihr Stolz und ihre Freude gewesen; denn bevor er dem Rufe zu den Waffen folgte, hatte er das Bauführer-Examen bestanden. Wie mag das Mutterherz geblutet haben, als der Mann die Zeitung mit der „Gefallenenliste“ hochhob und mit dem Finger auf dem verhängnisvollen Worte laut aufjammerte: „Da! — Barmherziger Himmel, Alte! Da! auch unser Fritz!“ und dann das Blatt fallen ließ, die Hände vor das Gesicht schlug und in den Lehnstuhl zurücksank.

Solchem Leid gegenüber war es schwer, ein Trostwort zu finden. Nach dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin suchte ich sie — es sollte das letzte Mal sein, daß ich ihr in das gute Gesicht sah — dennoch auf. Als ich sie verließ, wußte ich, daß diese einfache Berliner Frau zu den Großen ihres Geschlechtes gehörte. Mit dem Lobe des gefallenen jungen Helden, dessen Inneres und Äußeres ihn so recht zum Liebling einer Mutter machte, hatte ich von ihm zu reden begonnen; sie aber war mir stumm, doch mit

manchem beistimmenden Kopfnicken gefolgt. Als ich schwieg, fuhr sie mit dem Tuche über die feuchten Augen und sagte: „Der Lenz kann es jar nich verwinden, und red' ich ihm jut zu, heißt es immer: „Daß es jrade den Fritz treffen mußte!" Da hab ich denn schön sagen, die andern wären ja och jut. Das sind sie, jewiß; — der Fritz aber — wie der jewesen is und was er zu werden versprach, das steht auf einem andern Brette! Für mich, die ich ihre Mutter bin, waren sie alle jleich; wenn aber der Lenz sagt, er is unser Bester jewesen, so widerspricht ihm wohl keiner. Er war's och, und ich — ich halte daran fest, und jrade darum murre und klage ich nich. Wat da in Frankreich verrichtet wurde, dat konnten eben och nur die Besten besorgen. Für das Vaterland und für unseren ollen Kaiser Wilhelm, der ja selbst eenen Fritz, un noch dazu seinen eenzijen, ins Feuer schickte, is och der Beste jerade jut genug. Dat is mich der liebste Trost; un och der Lenz läßt nu schon wieder mit sich reden, seit auch ihm aufjeht, daß wir nu erst recht stolz sein dürfen auf unseren braven Jungen!"

Frau Auguste ist wenige Jahre später gestorben. Ihre tüchtige, treue, dem Nützlichen zugewandte Weise lebt aber auch in der jüngeren Generation ihrer Geschlechts- und Standesgenossen fort.

Ideale Bestrebungen finden nur engen Raum in ihrem arbeitsvollen Leben. Eins aber ist den meisten eigen: die opferwillige Liebe für König und Vater-

land. Laßt den Feind wieder unsere Grenzen bedrohen, und auch diejenigen, deren Männer von den socialdemokratischen Lehren bessere Zeiten erwarten, werden ihre Söhne zur Verteidigung des Vaterlandes willig ins Feld schicken — und auch die besten. Die Berliner Jungen — von vielen Offizieren hörte ich es rühmen — stehen im Kriege allen anderen voran an Schwung und Frische, sowie an heiterer Laune auch unter den schwierigsten Umständen. Die gutmütigen Scherze und drolligen Einfälle des Berliners kommen auch den anderen Kameraden zu gute. Dazu ist ihm, dem an der Wahlurne der Volksvertreter schwer freisinnig genug zu sein pflegt, eine Liebe für das Vaterland und das hohenzollernsche Fürstenhaus eigen, die sich bis zu feurigem Enthusiasmus steigern kann. Fragen wir aber, wem sie diese glücklichen Gaben verdanken, muß die Antwort lauten: Den schlichten, tüchtigen, warmherzigen, heiteren Frauen, deren wackere Gesinnung und treffenden Witz sie erbten: den Berliner Müttern.

Georg Ebers



Schriftstellerei

Seit einer halben Stunde wartete die Stenographin Ella von Kremmenstett auf das Erscheinen der Frau von Bünding.

Von einem Verein war Ella der reichen Dame empfohlen worden für „Anfertigung schriftlicher Arbeiten".

Ella hatte sich ihr vorgestellt, hatte Gnade gefunden und war unter sehr genauen Bedingungen aufgenommen worden. Frau Bünding diktierte ihr aus einer bereits sauber hergestellten Handschrift einer Novelle so schnell, als es sich irgend machen ließ; für jede Stunde Stenographieren hatte Ella achtzig Pfennige zu fordern.

Für je vier Quartseiten Übertragung zwanzig Pfennige. Ella konnte bei einer täglichen Arbeit von zwölf Stunden beinahe vier Mark verdienen. Großmutter rechnete schon aus, wie viel davon für die Mitgift erspart werden könnte. Nicht viel.

Morgen z. B., am 30. Juni, hatte sie von Frau Bünding den Lohn für beinahe vierzehn Tage zu erwarten; aber da war die Miete zu bezahlen, und überhaupt im Sommer ging es nicht an, etwas zurückzulegen. Großmutter hätte einen Sommeraufenthalt so nötig gehabt, nicht in Heringsdorf, aber doch am Haff, bei Stettin. Statt dessen fuhr man bei gutem Wetter nach Steglitz, und das kostete mit den Auslagen im Schloßgarten jedesmal siebzig Pfennige.

Heute war es draußen drückend heiß. Im Boudoir von Frau Bünding war es schön kühl, zum Einschlafen kühl. Aber die Dame hätte doch nicht so lange warten lassen sollen. Ella konnte sich die verlorene Zeit nicht bezahlen lassen; sie mußte dafür ebensolange bei Nacht abschreiben.

Das Stubenmädchen kam, ihr Gesellschaft zu leisten, Vertraulicher gegen die Schreiberin, als es dem Fräulein von Kremmenstett schicklich schien. Sie hätte das Mädchen gern in ihre Schranken gewiesen; aber es war stärker als sie, sie konnte nicht unfreundlich sein.

Die gnädige Frau sei mit der Toilette fertig, auch mit dem Frühstück. Sie schreibe jetzt einen langen Brief. An den Freund in Paris . . .

Ella unterbrach das Dienstmädchen. Wenn es galt, Klatsch von sich abzuwehren, da konnte sie doch fast hochmütig werden. Trotzdem hatte sie im Laufe dieser Tage doch manches erfahren, wider ihren Willen. Frau Bünding war ungefähr so alt wie Ella, dreißig Jahre. Sie war eine geschiedene Frau. Sie stammte aus den Ostseeprovinzen, war die Tochter eines Rheders. Die ganze Familie war sehr reich, Frau Bünding erbte alle paar Jahre ein kleines Vermögen und hatte noch weitere Erbaussichten. Als ihr Vater gestorben war, hatte sie sich von ihrem Manne losgekauft, einem verschuldeten und lüderlichen russischen Offizier. Mit der zweiten Erbschaft war sie nach Berlin gekommen, um da einen litterarischen Salon zu öffnen. Sie war geizig, verstand aber nichts von der Wirtschaft. So war es doch eine gute Stelle. Diese Russinnen! Fräulein solle nur dreist sein und Frühstück verlangen. Man werde ihr schon was Gutes zustecken. Das Mädchen hatte offenbar eine Freude daran, die adelige Schreiberin als ihresgleichen zu behandeln.

Endlich trat Frau Bünding ein. Eine schöne Frau mit üppigem, schwarzem Haar, das den Kopf à la Wahnsinn umringelte, mit prachtvollen dunkeln Augen.

Neben ihr sah Fräulein von Kremmenstett unscheinbar, fast häßlich, aus, mit ihren magern Gliedern, ihrer vorgebeugten Haltung, dem blassen Gesicht und den etwas vorstehenden hellblauen Augen. Nur

e*

ein Zug von Güte um den Mund der Schreiberin war schön und fesselnd.

„Guten Morgen, liebes Fräulein! Habe ich Sie warten lassen? Es ist ganz gut, wenn Sie mal ausruhen . . . . Ich habe da einen französischen Brief fertig machen müssen. Wie schreiben Sie doch gleich das dumme Wort: œuvre?“

Ella verstand es nicht gleich in der guten Aussprache der Frau Bünding. Dann buchstabierte sie es vor.

„Ja, der Orthographe!“ lachte Frau Bünding. „Wo haben Sie nur alle Ihre Gelehrsamkeit her? Sie sind ein wahrer Juwel.“

„Wollen gnädige Frau nicht die gestrige Übertragung durchsehen, bevor Sie die Novelle zu Ende diktieren? Ich habe mir wieder die Freiheit genommen . . .“

„Ich verlasse mich ganz auf Sie! Darum diktiere ich ja, weil der Orthographe mir im Deutschen so schwer ist. Und französisch wage ich nicht zu schreiben. Die Franzosen sind so anspruchsvoll in der Litteratur. Sie werden schon alles richtig gemacht haben!“

„Aber gnädige Frau haben wieder an drei Stellen mir überlassen, den angefangenen Satz zu Ende zu führen. Da möchte ich doch . . .“

„Sie machen es ja allemal besser wie ich. Sie sind wirklich sehr tüchtig. Es wundert mich eigentlich, daß Ihnen das Abschreiben Vergnügen macht . . . .

Also vorwärts. Wir müssen heute fertig werden. Ach, es ist so langweilig, das ewige Ändernmüssen."

Frau Bünding streckte sich in ihrem hellen Morgenrock auf der Chaiselongue aus und begann zu diktieren. Ella mußte sich immer wieder darüber wundern, daß die Dame so ganz ohne heiliges Feuer, offenbar ohne volle Aufmerksamkeit bei ihrer Arbeit war. Theophilie Bünding war ja keine berühmte Schriftstellerin; aber immerhin wußte Ella, daß ihre kleinen Novellen gedruckt wurden. Sie selbst hatte einmal eine solche Geschichte in dem Feuilleton ihrer wohlfeilen Zeitung gelesen und wie so oft die Schriftstellerin um dieses Glück ein bischen beneidet. Wie war es nur möglich, daß diese Dame beim Ausschmücken und Ausfeilen der eigenen Dichtung von Zeit zu Zeit sogar gähnte?

Wie in den letzten Tagen, so ging es auch heute. So lange Frau Bünding ihre Novelle unverändert diktierte oder nur kürzte, ging es mit nachlässiger Schnelligkeit vorwärts, so daß die Stenographin trotz ihrer Gewandtheit kaum zu folgen vermochte. Dann war wieder ein neuer Satz einzufügen, und da war es eine wahre Qual, wie die Schriftstellerin nach Worten und Wendungen suchte und schließlich der Schreiberin oft die Auswahl unter ähnlichen Sätzen überließ. So ging es also heute wieder eine gute Stunde.

Frau Bünding gähnte wieder einmal, da klingelte es draußen, und gleich darauf brachte das Mädchen eine Karte herein.

„Ah!“ rief Frau Bünding mit sichtlicher Genugthuung. „Führen Sie die gnädige Frau in den Salon. Sie können sich eine Viertelstunde ausruhen, liebes Fräulein. Es ist nämlich . . . “

Sie nannte den Namen einer berühmten Frau, einer Dichterin, welche einmal entscheidend und glücklich in die Frauenbewegung eingegriffen hatte.

Ella blieb kaum zehn Minuten allein. Dann führte Frau Bünding ihren Besuch durch das Boudoir hindurch. Eine ältere Dame, deren scharf geschnittenes Profil in Berlin wohlbekannt war.

„Ich wollte wirklich nur für den großen Beitrag danken, Frau Bünding, welchen Sie unserem Werke gewidmet haben. Solche Summen verpflichten.“

„Ich habe es aus reiner Begeisterung gethan,“ sagte Frau Bünding mit ganz veränderter schmeichelnder Stimme. „Aber ich bin doppelt glücklich, weil ich diesem Zufall die Freude verdanke, eine so berühmte Kollegin zum erstenmal in meinem Hause begrüßen zu dürfen.“

„Ach? Sie schreiben auch, Frau Bünding?“

„Es ist mein einziges Glück. Eine geschiedene Frau, was wollen Sie. Bescheidene Sachen. Aber man nimmt sie mir immer gern ab. Wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen meine letzte Novelle . . .“

„Ach,“ rief die berühmte Frau, „da finde ich ja eine junge Freundin. Wie geht es Ihnen, Fräulein von Kremmenstett?“

Ella erhob sich errötend und nahm schüchtern die dargereichte Hand.

„Ich . . . Frau Bünding . . .“

„Fräulein von Kremmenstett ist so freundlich, mir bei meinen Arbeiten zu helfen. Sie ist ein Juwel. Aber liebes Fräulein, warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie solche Bekanntschaften haben?“

Die alte Dame blickte scharf auf die Hausfrau und auf die Schreiberin.

Dann sagte sie langsam:

„Sie haben an Fräulein von Kremmenstett wirklich ein Juwel. Sie ist selbst ein begabtes Mädchen, ein sehr begabtes junges Mädchen ... Immer noch keine Chancen bei den Verlegern, Fräulein von Kremmenstett? Bleiben Sie nur tapfer. Und grüßen Sie Ihre Großmutter. Sie sehen blaß aus. Lassen Sie sich Ihre Arbeit wenigstens tüchtig bezahlen und trinken Sie mal ein Glas Rotwein. Adieu, liebes Kind.“

Nach wenigen Minuten kam Frau Bünding allein zurück.

„Aber liebes Fräulein, warum haben Sie mir das nicht gesagt? Sie sind überhaupt so schweigsam! Diese Frau spricht ja von Ihnen mit ordentlicher Achtung! Sie schreiben also auch? Ach Gott! Und es ist niemals etwas von Ihnen gedruckt worden?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Was schreiben Sie denn?“

„Sie sind zu gütig. Ich will es ja aufgeben. Es hat damit angefangen, daß Großmutter immer zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten und zu Ostern, und wenn einmal ein herrlicher Frühlingstag ohne Kummer zu Ende ging, so wunderschöne Gedichte für mich machte. Seit meiner Einsegnung versuchte ich das auch, und Großmutter . . . sie hat mich so lieb und findet alles gut, was ich thue. Da kamen wir auf den Einfall, daß ich auch Novellen schreiben könnte. Man liest ja oft Sachen gedruckt, wo man glaubt, jedes könnte sie machen, wenn man nur ein Herz hat. Ich war damals schon 25 Jahre alt und hatte einen großen Kummer gehabt . . . Aber gnädige Frau, wir werden nicht fertig werden."

„Nein, nein, liebes Fräulein, erzählen Sie nur. Das interessiert mich sehr. Warum werden Ihre Sachen nicht gedruckt?"

„Sie taugen wohl nicht viel, gnädige Frau. Vorigen Herbst hätte ich beinahe Glück gehabt, mit einer Weihnachtsgeschichte. Ich schickte sie an das Illustrierte Familienjournal. Der Herr Redakteur antwortete sehr freundlich, er wolle den Versuch wagen, wenn ich den Schluß nach seinem Geschmack ändern würde. Und so blieb auch diese Geschichte ungedruckt."

„Warum denn? . . . Ich muß immer ändern."

„Großmutter riet auch dazu. Aber sehen Sie, gnädige Frau, ich habe zu dieser Weihnachtsgeschichte drei Wochen gebraucht; ich will gar nicht davon sprechen,



daß die Änderung mich wieder acht Tage gekostet hätte. In drei Wochen kann ich mir, wenn ich auch am Sonntag nicht müßig gehe, mit Abschreiben achtzig Mark verdienen. Das ist dann ein sicheres Einkommen. Für meine Weihnachtsgeschichte bot mir der Herr Redakteur nur sechzig Mark an. Das geht nicht. Großmutter muß recht gepflegt werden. Es will nicht mehr so recht mit ihr gehen, und da brauchen wir eine Aufwartefrau."

„Ja aber, liebes Fräulein! Für die zweite Novelle hätten sie schon mehr verlangen können und dann ... es ist doch das größte Vergnügen, sich gedruckt zu sehen. Haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?"

Fräulein von Kremmenstett richtete ihre großen vorstehenden Augen verwundert auf die Dame.

„Oh, gnädige Frau, ich sagte es Ihnen ja eben: ich müßte ändern. Mein Held wird in dieser Geschichte der Heldin ungetreu, weil sie ohne Mitgift ist; gerade am Weihnachtsabend erhält sie seine Verlobungsanzeige. Und da wollte der Herr Redakteur, daß er im letzten Augenblick zu ihr zurückkehrt, und sie unter dem Weihnachtsbaum glücklich werden. Das aber kann ich nicht schreiben! Diesen Mann kann ich so nicht schildern!"

Fräulein von Kremmenstett sprach die Worte leise wie immer. Aber ihre Arme streckte sie dabei mit geballten Fäusten von sich, als ob sie schwer litte.

Frau Bünding hatte sich wieder auf die Chaiselongue gelegt; sie lachte laut auf.

„Sie sind eine närrische Person, liebes Fräulein. Ihnen kann ich es ja verraten, Sie sind nur zu diskret. Ich habe bis heute noch keinen Pfennig für meine Novellen bekommen und dennoch . . .“

„Das ist ja unrecht! Damit nehmen Sie uns ja unser bischen Brot.“

„Wie denn? Sind Sie vielleicht Sozialistin, Fräulein von Kremmenstett? Was geht es mich an, wenn Sie nicht besser bezahlt werden? Ich danke Gott, daß ich es nicht nötig habe.“

„Verzeihung, gnädige Frau.“

„Und dann, liebes Fräulein, Sie sagen ja selbst, daß es weniger das geringe Honorar ist, als daß Sie nicht imstande sind, sich dem Geschmack der Zeitung zu fügen. Das ist einmal nicht anders. Hinter dem Geschmack der Herren, die unsere Manuskripte annehmen oder ablehnen, steckt der Geschmack des Publikums. Glauben Sie mir, liebes Fräulein, das ist so. Darin besteht doch eben die schriftstellerische Begabung, daß man schreibt, was das Publikum lesen will. Und wer sich nicht danach einrichten kann, wer den Rat eines Redakteurs nicht zu befolgen versteht, der hat eben nicht genug Begabung. Ich war einen Augenblick schon ganz beschämt darüber, daß es eine Kollegin ist, die für mich abschreibt. Wenn ich es mir aber recht überlege, so wird es wohl so ganz in

der Ordnung sein. Ihr Talent reicht wahrscheinlich nur für Ihre Hausgedichte aus, nicht aber für das, was die Zeitungen verlangen. Da haben Sie ganz recht, wenn Sie den Kampf aufgeben und sich an das Sichere halten. Was Sie mir eben von Ihrem Einkommen erzählt haben, das hat mich vollständig beruhigt. Sie verdienen eigentlich eine Menge Geld. Mühsam, das will ich zugeben. Aber es ist doch sehr viel."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich war es nicht, die diesen Gegenstand zuerst berührte. Ich bin mit meinem Lohn ganz zufrieden. Ich darf ja auch nicht mehr fordern. Ich weiß ja, daß Damen, die nicht stenographieren können und nicht so kräftig sind wie ich, oft noch nicht die Hälfte verdienen. Aber wir sind zwei, Großmutter und ich. Es ist freilich noch eine ganz kleine Pension da. Ich versichere Sie, gnädige Frau, große Sprünge können wir nicht machen."

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein, Sie gehen doch sehr nett gekleidet? Ich gehe nicht viel anders. Na ja, natürlich, ein Unterschied ist schon da. Aber Sie gehen wirklich sehr geschmackvoll gekleidet. Das ist mir gleich am ersten Tage aufgefallen. Gerade darum bin ich auf den Preis eingegangen, den Sie verlangten. Sie haben doch keine andern Hilfsquellen? Wie?"

Fräulein von Kremmenstett zeigte bei einem gütigen Lächeln ihre hübschen Zähne.

„Es ist eine kleine Eitelkeit von Großmutter .... und von mir. Sie hat bessere Tage gesehen. Sie ist ... Wenn ich ein neues Kleidchen brauche, so gehen wir einigemal erst nach Mitternacht schlafen. Sonst arbeite ich nur bis zehn Uhr."

„Und wann stehen Sie auf?"

„Sommer und Winter um sechs Uhr. Zwölf Stunden schreibe ich und vier verzetteln sich mit dem bischen Kochen und Essen und mit den weiten Wegen. Es sind ja Pferdebahnen da. Aber Großmutter ist gegen die Pferdebahnen. Ich glaube nicht, daß sie darin recht hat. In manchen Dingen merkt man doch, daß sie aus der guten alten Zeit ist ... Aber bitte, gnädige Frau, wir müssen fertig werden."

„Ich habe vorhin nur so lachen müssen, weil Ihre Weihnachtsgeschichte und die Novelle, die Sie eben abschreiben, das gleiche Schicksal gehabt haben. Eigentlich ist der Inhalt auch ein und derselbe. Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen?"

„Ich möchte mir nicht erlauben, gnädige Frau ..."

„Ach, seien Sie doch nicht so! Zu denen, die etwas Neues auf's Tapet bringen, gehören wir ja beide nicht. Was wir schreiben, das ist immer und ewig ein und dieselbe Geschichte Wenn's nur gedruckt wird! Nein, was ich sagen wollte ... ich hatte eigentlich vor, einen kleinen Roman mit scheußlichen Charakteren und fürchterlichem Ausgang zu schreiben. Das ist ja jetzt Mode. Da bin ich aber schön angekommen. Es

giebt da eine Zeitschrift, wo alles Grau in Grau ist. Der Herr schrieb mir aber, ich täuschte mich in meinem Talent, ich wäre ganz und gar aus der alten Schule. Darauf schickte ich das Manuskript gerade an Ihr Illustriertes Familienjournal. Dem war die Sache aber doch wieder zu modern. Es verlangt eine Änderung. Bei mir erhielt sie die Verlobungsanzeige des treulosen Geliebten — auch wegen Mangel an Geld, aber ihr Vater hat Bankrott gemacht und sich erschossen — just an ihrem Geburtstage. Weihnachten wäre vielleicht wirklich besser. Da sollen sie nun jetzt ein glückliches Paar werden. Und der Schluß muß darum ganz neu gemacht werden."

Frau Bünding nahm ihr Manuskript wieder zur Hand und diktierte eine Weile weiter. Dann unterbrach sie sich ärgerlich:

„Schade, liebes Fräulein, daß Sie dafür kein Talent haben. Ich würde Ihnen sonst gern überlassen, die letzten zwei Seiten umzuwerfen. Ernstlich! Ich habe sehr viel Vertrauen zu Ihnen."

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau. Mit einer fremden Arbeit könnte ich das sehr gut vornehmen, so weit meine Fähigkeiten eben reichen. Nur bei dem, was ich selbst . . . ach, gnädige Frau, nicht um alles in der Welt . . . aber eine fremde Arbeit, das ist ja . . ."

„Sie sind reizend, liebes Fräulein. Kein Wort mehr. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich muß mich ohnehin jetzt anziehen gehen. Ich habe

eine Anprobe bei der Schneiderin. Morgen Abend reise ich, vorläufig nach Blankenberghe. Sie machen also alles fertig, ändern den Schluß und schicken das Manuskript unter meinem Namen an das Illustrierte Familienjournal. Nicht war, liebes Fräulein, mit der Kleinigkeit, die ich Ihnen schuldig bin, hat es ja Zeit, bis ich von der Reise zurückkomme? Den Schluß, wo Sie zu ändern haben, rechnen wir wie eine andere Abschrift. Wenn es Ihnen auch wohl rechten Spaß macht, und Sie nachher sagen können, daß zwei Seiten von Ihnen gedruckt worden sind. Rechnen Sie sie nur mit. Sie werden mir doch nichts schenken wollen? Adieu, liebes Fräulein."





Die märkische Volksart und speciell die Berliner sind wenig dafür geeignet, Menschen mit großer Begabung für die bildenden Künste aus sich heraus



f

zu erzeugen. In diesem dürren Boden und in dieser scharfen Luft waren keine Stoffe vorhanden, aus welchen jene zarte und prächtige Pflanze die nötige Nahrung hätte ziehen können, deren sie zu ihrem fröhlichen Gedeihen bedarf. Der kritische und der witzige Geist überwog im Berliner Volk immer das produktive künstlerische Genie und war dessen Entfaltung, wenn es sich einmal zeigte, nichts weniger als günstig. Für die „Musen und Grazien" bot die Mark keine natürliche Heimat. Sie mußten erst künstlich hierher getragen, mühsam gehegt und gepflegt werden, um sich allmählich hier einigermaßen zu Hause zu fühlen.

Diese Pflege dankten sie lange ausschließlich einigen kunstliebenden brandenburgisch-preußischen Monarchen. Daß sich der Geschmack und die Freude am künstlerischen Schmuck des Daseins langsam auch der Berliner Volksseele mitteilte, daran hat das Hauptverdienst der starke Zusatz von französischen Elementen, welchen die Bevölkerung der kurfürstlichen Hauptstadt an der Spree durch die ebenso hochherzige als staatskluge Aufnahme der protestantischen Refugiés und ihre rasche Einbürgerung empfing. Sie brachten aus ihrer vorgeschritteneren, schöneren Heimat mit den verfeinerten Sitten und Lebensgewohnheiten auch die Übung und die Meisterschaft in allerlei künstlerischen Fertigkeiten nach Berlin, deren es zur Befriedigung ihrer Geschmacksansprüche bedurfte. In

unserem Jahrhundert und besonders in dessen zweiter Hälfte ist Berlin der starke Magnet geworden, der aus dem ganzen großen deutschen Vaterlande immer wieder die Scharen der intelligentesten und arbeitsamsten, wie der vergnügungs- und genußdurstigsten Söhne und Töchter heranzieht und festhält. So ist eine aus den Angehörigen aller deutschen Stämme zusammengeschmolzene und sich immer wieder neu aus diesen rekrutierende Bevölkerung entstanden, in der das alte eigentliche Berlinertum durchaus nicht mehr so in den Vordergrund tritt, wie ehedem. In dieser Bevölkerung sind starke künstlerische Neigungen verbreitet und an Talenten herrscht kein Mangel, wenn auch freilich immer noch nur die Minderheit der hier auftauchenden in Berlin geboren ist.

Die bildenden Künste sind selbst in Deutschland begabten Frauen niemals ein völlig verschlossenes Gebiet gewesen. Nur ließen Vorurteile und Erziehung in den Seelen der weiblichen Jugend den Wunsch und Gedanken, eine dieser Künste zum Lebensberuf zu erwählen, meist schon im Entstehen verkümmern und erstickt werden.

Die Bildhauerin Sabine von Straßburg im 13. Jahrhundert, die lange irrtümlich für die Tochter des Münster-Erbauers Erwin von Steinbach galt, die Malerinnen Angelika Kauffmann und Luise Seidler, die Zeichnerin und Stecherin Doris Stock — das sind bis zum zweiten Drittel unseres Jahr-

f*

hunderts die einzigen, eine der bildenden Künste berufsmäßig treibenden Frauen deutschen Stammes gewesen, deren Namen bekannt geworden sind.

Namen von Berliner Künstlerinnen wird man in jeder Kunstchronik bis dahin vergebens suchen. Ich entsinne mich noch sehr wohl des außerordentlichen Aufsehens, das auf der akademischen Kunstausstellung des Jahres 1846 zu Berlin das besonders durch koloristische Qualitäten sehr hervorragende Gemälde, „Richeliens Demütigung vor der Königin“ darstellend, machte, das (und weil es) von einer jungen Berlinerin oder Potsdamerin, Frl. Auguste Miethe, gemalt war, einer Schülerin des Professors Carl Begas, die später unter dem durch ihre Vermählung erhaltenen Namen O'Connel in Brüssel und Paris einen wohlverdienten großen künstlerischen Ruf erwarb.

Um dieselbe Zeit tauchten, wie in Düsseldorf, auch in verschiedenen Ateliers von Berliner Meistern junge Damen der sogenannten „besseren Stände“ als Schülerinnen auf; so Anfang der fünfziger Jahre in der Werkstatt Rauchs die erste Bildhauerin, Fräulein Elisabeth Ney, eine Westfalin, die durch Geist, Talent und ungewöhnliche Schönheit der ganzen Erscheinung glänzende Erfolge in der Berliner Gesellschaft errang und als Künstlerin sich die volle Anerkennung auch der männlichen Genossen eroberte. Allmählich wuchs damals die Zahl der Berliner Malerinnen. Aber

ihre Leistungen blieben, mit wenigen Ausnahmen, meist tief im Dilettantismus stecken. Die Landschaftsmalerin Antonie Biel, die Genremalerin Antonie Volkmar, die Portrait- und Geschichtsmalerin Anna Schleh, die Schwester der bekannten Schriftstellerin Frau Hedwig Dohm, eine Schülerin Julius Schraders, die Portraitmalerinnen Rosa Petzel, Clara Oenicke, Toni Eichler blieben lange ziemlich die einzigen Berliner Malerinnen, deren Arbeiten Anspruch auf ernstere Beachtung erheben durften. Auf dem künstlerischen Nebengebiet der Schriftdekoration durch reich ornamentierte Initialen, durch bedeutsamen, beziehungsvollen Blumenschmuck und Miniaturen that sich die Gattin des von Düsseldorf hierher übersiedelten Geschichtsmalers Professor Stilke, Frau Hermine Stilke, hervor.

Die gesamte weibliche Kunstthätigkeit in Berlin nahm einen neuen, ungeahnten Aufschwung, seit der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Königliche Prinzessin Viktoria im Februar 1858 als Gemahlin heimgeführt hatte. Diese, welche, ungewöhnlich begabt für alle bildenden Künste, das Zeichnen, Malen und Modellieren mit schönem Eifer betrieb, nahm an allen Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, dem weiblichen Geschlechte in ihrer neuen Heimat neue Thätigkeitsgebiete und besonders auch das der bildenden Künste und Kunstgewerbe zu erschließen, lebhaften Anteil und förderte sie nach besten Kräften durch ihren hohen Einfluß.

Die Verbesserung und allgemeinere Verbreitung des künstlerischen und kunstgewerblichen Unterrichts, die im Vaterlande der Prinzessin mit so vieler praktischer Weisheit, richtiger Erkenntnis dessen, was not that, und mit so großartigen Resultaten während der vorangegangenen sieben Jahre durchgeführt worden war, auch in Preußen ins Werk zu setzen, zeigte die Kronprinzessin sich erfolgreich bemüht. Durch ihre eigenen künstlerischen Leistungen ging sie den preußischen Mädchen und Frauen mit gutem Beispiel voran. Bald füllten sich die Ateliers, welche einzelne namhafte Berliner Künstler „für Damen“ eröffneten, mit eifrigen und gelehrigen Schülerinnen. Manche Kunstgewerbe, welche recht eigentlich zur Domäne der Frauen gehören, aber lange von ihnen vernachlässigt oder doch nur dilettantisch, ohne Geschmack, Stilgefühl, Verständnis und gediegene technische Fertigkeit betrieben worden waren, wurden wieder mit wachsendem Eifer von den jungen Mädchen und Frauen geübt und Unterrichtsinstitute gegründet, in welchen ihnen zu deren gründlichem Studium Gelegenheit geboten wurde.

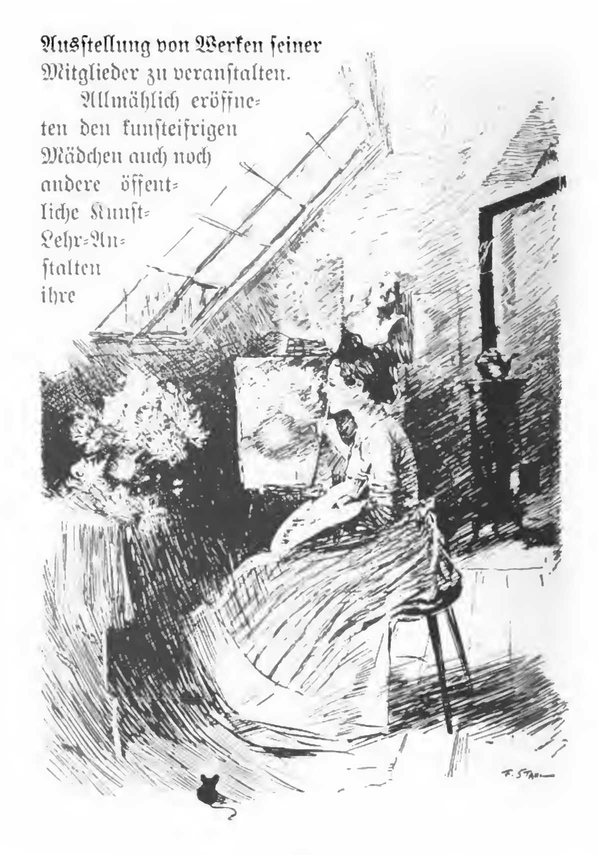
Immer zahlreicher erschienen Bilder von weiblicher Hand auf unseren Ausstellungen. Aber ganz als vollwertig konnten nur sehr wenige dieser Malerinnenwerke gelten. Besonders jene Gemälde, deren Gegenstände dem Menschenleben entlehnt waren, und vor Allem solche mit männlichen Gestalten, ließen meist nur

zu empfindlich spüren, daß ihren Urheberinnen die wichtigste Vorbedingung zur befriedigenden Lösung solcher Aufgaben, das ernsthafte Studium der natürlichen Erscheinung des Menschen, speciell des Nackten, abging. Die herrschende Sitte legte den angehenden Künstlerinnen in Bezug darauf schlechterdings unübersteigbare Hindernisse in den Weg. Die Bildnis-, Landschafts- und Stillleben-Malerei und ein gewisses gemütliches und gefälliges Genre von Bildern, deren Motive dem Frauen-, Mädchen- und Kinderleben entlehnt sind, waren (und bleiben auch wohl heute noch) in Berlin die künstlerischen Gattungen, in denen sich das weibliche Malertalent vorzugsweise bethätigte.

Die einsichtigeren Berliner Künstlerinnen waren sich sehr wohl bewußt, woran es ihnen und allen ihren zeichnenden, malenden und modellierenden Mitschwestern fehlte. Der Atelierbesuch allein reichte nicht aus, um ihnen den Mangel einer systematischen, allseitigen künstlerischen Ausbildung zu ersetzen. Die Akademie aber blieb ihnen hartnäckig verschlossen. So faßten sie den Plan, sich ihre eigene Akademie viribus unitis zu schaffen. Der „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen“, zu dem sie sich zusammengeschlossen hatten, rief ein solches Institut mit anerkennenswerter Energie ins Leben. Er auch setzte es durch, daß ihm für die ersten Monate jedes zweiten Jahres drei Räume in dem Königlichen Akademiegebäude überlassen wurden, um darin eine

Ausstellung von Werken seiner Mitglieder zu veranstalten.

Allmählich eröffneten den kunsteifrigen Mädchen auch noch andere öffentliche Kunst-Lehr-Anstalten ihre





Klassen. Die Königliche Kunstschule in der Klosterstraße und das Königliche Kunstgewerbe-Museum zählten bald zu ihren eifrigsten Schülern die weiblichen

Wenn unsere Künstlerinnen früher ihr Streben und ihren Ehrgeiz fast

ausschließlich auf die Ziele der reinen Kunst richteten, nur durch das Malen von Staffeleibildern und Modellieren, ja auch wohl Meißeln von Bildhauerwerken Ruhm, Lebensunterhalt zu erringen trachteten, so sind sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren in immer zunehmendem Maße und mit immer steigendem Erfolge bemüht gewesen, auch in den meisten kunstgewerblichen Fächern geschickt und tüchtig zu werden und Ausgezeichnetes darin zu leisten. Sie achten es nicht mehr zu gering und verschmähen es nicht, ihr künstlerisches Können auch in der Bemalung von Porzellan- und Fayence-Geschirren, von Tischplatten, Truhen, Kästchen, Thürfüllungen, Schränkchen, Konsolbrettern, Wandschirmen, Leder, Seide, Glasfenstern mit geschmackvollen, angemessenen dekorativen Darstellungen, in zierlichen Metallgravierungen und Ätzungen, eingebrannten Zeichnungen auf Holz, kunstvollen Stickereien, zum Teil in Verbindung mit Malerei nach der Art der Japaner, in Emailmalereien im Stil und der Technik der alten Limousiner Emaillen, in getriebenen, geschnittenen und gepunzten Lederarbeiten und Holzschnitzereien, in der sinnigen Illustrierung von Briefbogen, Albumblättern, Speisekarten u. s. w. zu erproben. Gerade auf diesen kunstgewerblichen Gebieten entfalten viele Berliner Künstlerinnen das glücklichste Talent und haben sie Quellen des Erwerbes gefunden, welche die Ausübung der sogenannten „reinen

Kunst“ ihnen kaum in gleichem Maße gewähren würde.

Alljährlich zwei Wochen vor dem Weihnachtsfest veranstaltet der Verein der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in einem gemieteten Lokale eine sogenannte „kunstgewerbliche Weihnachtsmesse“, zu welcher die Mitglieder Erzeugnisse aller jener oben aufgeführten Gattungen liefern. Das Durchschnittsniveau dieser Leistungen ist entschieden ein höheres, als das der auf den Künstlerinnen-Ausstellungen in der Akademie zur Schau gebrachten. Eine große Fülle von sinnreich erfundenen, anmutig und mit feinem Geschmack gestalteten und dekorierten, technisch tadellos ausgeführten Gegenständen findet sich da zusammen, welche praktische Brauchbarkeit mit gefälliger Erscheinung und reizendem, künstlerischem Schmuck vereinigt zeigen. Der geschäftliche Erfolg dieser Messen entspricht gewöhnlich auch dem idealen. Die ausgestellten Erzeugnisse pflegen sich rasch und gut zu verkaufen, was sich von den Staffelei-Gemälden auf den Vereins-Ausstellungen nicht immer behaupten läßt.

Die ganze Berliner Künstlerinnenwelt weist eine Menge der verschiedensten Typen auf. Herkunft, Art und Grad der Ausbildung, ursprüngliche und selbst durch eigene Kraft eroberte Lebensstellung, größere oder geringere Begabung und Erfolge üben ihre starken Einflüsse, unter denen sich die Persönlichkeiten

in höchst mannigfaltiger Weise entwickeln. Ein nicht unwesentlicher Faktor in dieser Entwickelung und in der Gestaltung des Lebens der Malerin oder Bildhauerin, wenn er auch nicht die gleiche Wichtigkeit für diese und ihre künstlerische Laufbahn hat, wie für die der Bühnenkünstlerinnen, ist auch die Anmut und Schönheit der Erscheinung, die gewinnende, Sympathie erweckende Liebenswürdigkeit des Naturells. Freilich auch eine sehr gefährliche Mitgift, besonders in dem Falle, wo die Größe des Talents und des erworbenen Könnens nicht völlig die günstige Meinung rechtfertigt, welche die Persönlichkeit erweckt. Dann sind ihr die herbsten Enttäuschungen nicht erspart; oder ihr Urteil wird verwirrt, ihre Fähigkeit zur Selbstkontrolle und somit zum Vorwärtskommen abgestumpft und verkümmert, wenn die durch diesen persönlichen Reiz entwaffnete Kritik der Anderen ihr die Wahrheit verhehlt und sie mit Schmeicheleien füttert.

Männliche Künstler von der größten Bedeutung sind häufig genug auch aus den unteren Volksschichten hervorgegangen, aus kleinen Handwerker-, Bauern- oder Subaltern-Beamten-Familien, die mit der bitteren Not des Lebens zu ringen hatten Unsere Künstlerinnen aber, in Berlin wie anderswo, dürften fast ohne Ausnahme „Töchter gebildeter Stände“, wenn auch nur selten reicher Häuser sein. Das junge Mädchen zeigte in der Schule schon Lust zum Zeichnen. Eltern

und Freunde des Hauses glaubten in ihren Zeichnungen, Aquarellier- und Pastellversuchen ein ungewöhnliches Talent zu entdecken und suggerierten diese Meinung mit leichter Mühe dem jungen Fräulein. Es wäre ja schade, wenn diese schöne Gabe nicht weiter ausgebildet werden sollte. Wenn das Kind einmal heiratet, mag es nach Belieben das Malen weiter treiben oder ganz lassen oder, was es gelernt hat, zur Befolgung des Imperativs verwenden: „Schmücke Dein Heim!" — Will sich der sehnlichst erwartete Freier nicht einstellen, so ist das Malen, Zeichnen, Modellieren oder Sticken eine der für das Mädchen selbst wie für seine Mitmenschen angenehmsten Beschäftigungen. Diese Künste werden nicht wie die Musik „schmerzlich oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden", und sie stellen die Möglichkeit, etwas zu verdienen, einen, wenn auch anfangs nur sehr bescheidenen, Beitrag zu den Kosten des Lebens in Aussicht. Das Mädchen tritt in eine Zeichen-, Mal- oder Modellierschule ein; in die Königliche Kunstschule, in die des Kunstgewerbemuseums, die der Künstlerinnenakademie oder die des Lettevereins. Wenn es die Mittel der Eltern irgend ermöglichen, das ziemlich hohe Honorar zu zahlen, besucht die junge Kunststudentin auch eines der zahlreichen Damenateliers Berlins, welche den Meistern, die solche einrichteten, zu sicheren und reichströmenden Einnahmequellen werden. Dort gelangt das etwa vorhandene wirkliche Talent

der Schülerin zu einer gewissen Ausbildung. In diesen Ateliers aber wird auch gleichzeitig der Geschmack an dem Künstlerinnenleben genährt. Das kann sich zwar in Bezug auf die „Freiheit“ nicht völlig mit dem der jungen männlichen Kunstgenossen vergleichen. Aber es scheint doch, mit dem der beruflosen Familientöchter oder mit dem jener Mädchen, welche einen anderen praktischen, strengere Pflichten auferlegenden Beruf wählen mußten, verglichen, noch immer ein verhältnismäßig großes, für jugendliche Seelen sehr verlockendes Maß von Ungebundenheit zu verheißen.

Für die wohlhabenderen Kunstschülerinnen ist das Talent und die eifrige Hingebung an das künstlerische Studium noch nie ein Hinderniß der Verehelichung geworden. Weder schreckt es die Männer von der Wahl einer solchen jungen Dame zur Gattin ab, noch raubt ihr die Ausübung der Malerei oder Bildhauerei und die, ob noch so aufrichtige, Liebe und Begeisterung dafür so gänzlich die Fähigkeit zur Liebe für den Mann, daß die junge Künstlerin Grund hätte, sich freiwillig zum Cölibat zu verdammen. Sie thut das um so weniger, als so manche bedeutende Künstlerinnen-Ehen ihr den Beweis gegeben haben, daß die Vermählung mit einem verständigen und gebildeten Manne durchaus kein Hindernis für die Fortsetzung der künstlerischen Thätigkeit zu sein braucht. Gerade in Berlin sind die Beispiele solcher Ehen gar nicht so selten, in welchen das künstlerische Schaffen und der Ruhm der

Hausfrau das Glück des Paares nur noch vermehren geholfen haben. Ich habe hier besonders mehrere bekannte, hochgeachtete Berliner Häuser im Sinne, deren Herrinnen zu unseren besten, geschätztesten Künstlerinnen zählen (seit einigen Jahren sind drei von ihnen verwitwet) und es immer vortrefflich verstanden haben, ihr Hauswesen mustergültig zu führen, ihre Männer zu beglücken und doch auch treulich ihrer Kunst zu dienen und in ihren Leistungen beständig vorwärts zu schreiten. In fünfen von diesen Fällen ist, bezw. war der Mann selbst ein Künstler von Ruf und es war (und ist da, wo dieser noch lebt) ein eigentümlich fesselndes, wohlthuendes Schauspiel, beide Gatten nebeneinander, sich gegenseitig beratend, unterstützend und fördernd in der gemeinsamen Werkstatt arbeiten zu sehen. Von der ungewöhnlich begabten und anmutigen jungen Berliner Bildhauerin, welche sich demnächst zu vermählen gedenkt (wenn sie es heute nicht bereits ist), wollen wir hoffen, daß die Ehe sie so wenig der Kunst abwendig machen wird, wie ihre anderen Kunstgenossinnen.

Die unvermählt bleibende Berliner Künstlerin, die ohne den Rückhalt eines gut situierten elterlichen Hauses, oder ererbten Vermögens, oder einflußreicher Familienverbindungen allein auf ihr Talent und ihre Kunstgeschicklichkeit angewiesen ist, um sich des Lebens Nahrung und Notdurft zu erwerben, hat einen schweren Kampf zu kämpfen. Die Schar der in

gleicher Lage befindlichen weiblichen und ebenso der männlichen Genossen, die dem Publikum ihre künstlerische Kraft zur Verfügung stellen und ihre Erzeugnisse zum Kauf anbieten, ist enorm und vermehrt sich noch fort und fort, während die Nachfrage, das Bedürfnis, das Verlangen nach dem Besitz von Kunstwerken sich keineswegs in gleichem Verhältnis steigert.

Die Künstlerinnen von so außerordentlicher Begabung, daß ihre Schöpfungen, wo sie erscheinen, unmittelbar die Seele der Beschauer zwingen, sind in Berlin, wie überall, selten. Diese wenigen aber dürfen ihre Bildnisse, Landschaften und Stillleben den besten ihrer männlichen Kollegen an die Seite stellen. Die mittelmäßigen aber und die, welche zeitlebens Dilettanten bleiben, bilden die große Mehrzahl. Mit allem Fleiß und ehrlichem Bemühen bringen sie ein Portrait in Pastell- oder Ölfarben, eine Landschaft, ein Blumenstück, ein Stillleben zusammen und liefern es zur Kunstausstellung ein; aber selbst im glücklichen Falle, daß es die Jury passiert und aufgenommen wird, taucht es doch unter in der ungeheuren Menge von Bildern, welche die Wände dieser Säle und Kabinette bedecken. Wie sollen sich die Hoffnungen, welche die über das Maß ihres Könnens sich fast immer täuschende Urheberin des betreffenden Werkes darauf gesetzt hatte, erfüllen?! Da werden tonangebende Kritiker schriftlich oder mündlich dringend um „Nachsicht“ und lieber noch um ein „empfehlendes Wort“, eine

„freundliche Beurteilung“, ja, wenn es nicht anders sein kann, doch wenigstens um die öffentliche Nennung des Namens der Ausstellerin angefleht. Verwandte und gute Freunde werden in Bewegung gesetzt, teils um diese Bitte zu unterstützen, teils um weitere Kreise auf das „talentvolle Bildchen“ aufmerksam zu machen. Es ist ein Elend!

Ist die Berliner Künstlerin noch ziemlich jung und auffallend hübsch, so braucht sie sich um das Bekanntwerden ihrer Person und ihres Namens wenigstens keine ernste Sorge zu machen. Bazare, öffentliche Vorstellungen mit lebenden Bildern zu wohlthätigen Zwecken, Vereinsfeste und Bälle, Premièren in den besuchtesten Theatern geben besonders während der Wintersaison Gelegenheit, vollauf „bemerkt“, in den Tageszeitungen erwähnt, auch wohl mehr oder weniger eingehend und schmeichelhaft geschildert zu werden, woran dann auch ganz ungesucht ein freundlicher Hinweis auf das Talent und die künstlerischen Leistungen der anmutigen Dame geknüpft wird. Sind diese tüchtig und hervorragend genug, um einen solchen Hinweis zu rechtfertigen — desto besser für die Künstlerin und ihre journalistischen Apostel. Und unter unseren Berliner Malerinnen und Bildhauerinnen fehlt es keineswegs an solchen, welche durch ihre Person und ihr Schaffen den überzeugenden Beweis liefern, daß die äußeren Vorzüge der ersteren den Ernst und Fleiß des

g

Studiums und das solide Können nicht ausschließen; das glänzendste Beispiel dafür giebt gerade hier jene Bildnismalerin, die vor etwa zehn Jahren als „Mädchen aus der Fremde“ von der schönen blauen Donau zum grünen Strand der Spree gezogen kam und gleichzeitig durch die mitgebrachten Proben ihres großen Talentes, wie durch die originelle fremdartige Anmut und Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung und ihres Wesens sehr bald schon das fremde Terrain eroberte. Ohne die eminenten künstlerischen Qualitäten, welche so viele ihrer Bildnisse auszeichnen, würde es ihr nie gelungen sein, auf dem Berliner Boden zu einer solchen Stellung aufzuklimmen, wie die, welche sie gegenwärtig einnimmt. Um so weniger, als die Mißgunst ihrer männlichen Kollegen, denen eine solche Konkurrentin recht unbequem sein mochte, ihr dies Aufklimmen so viel als möglich erschwerte. Aber wer wollte es bestreiten, daß andrerseits vieles in der menschlichen Eigenart, im Aussehen und im ganzen Habitus derselben Künstlerin mächtig dazu mitgewirkt hat, sie so hohe Ziele im Leben und ihre heutige Position in der Gesellschaft erreichen und erringen zu lassen!

Eine andere Species der Berliner Künstlerinnen sind jene Damen der Finanzkreise und der aristokratischen Welt, welche erst in ihres Lebens Mitte ihr Talent entdeckt haben und nun, von einer plötzlichen Leidenschaft für die Künste und ihre Ausübung ergriffen, durch andere Pflichten, wie durch Sorgen um

die Existenz ungehindert, sich mit heißem Eifer dem Studium widmen. Als der dafür geeignetste Ort gilt ihnen natürlich Paris. In das Atelier eines Pariser Meisters treten sie als Schülerinnen ein. Er, der nicht nur ein gefeierter Modemaler und Modelehrer, sondern auch ein lebensklugger Weltmann ist, enthält sich jedes Versuchs, ihren Glauben an ihr Talent zu erschüttern. Es gelingt ihm unschwer, seiner Elevin das Nötige beizubringen, dessen es bedarf, um ein erträgliches Portrait zu malen oder vielleicht gar eine Büste zu modellieren und sich so die erstrebte Genugthuung zu verschaffen, daß sie, die so lange als Dame in der Gesellschaft geglänzt hat, nun auch noch als Künstlerin „genannt“ wird.

Ein gründlich von diesem verschiedener Berliner Künstlerinnen-Typus ist die hochgebildete, mannigfach begabte vornehme Dame, deren poetisches Talent ihrem malerischen gleichkommt und die aus reinem Triebe und inniger Freude am künstlerischen und dichterischen Schaffen bald in feinsinnigen Novellen, in lieblichen Märchen, in Kinderliedern und Sprüchen, bald in schönheitreichen, in naiv-drolligen, phantastisch-humoristischen, ihre eigenen Dichtungen illustrierenden Zeichnungen und Malereien auf Papier, Fayence und Porzellan herausgestaltet, was ihr die Seele erfüllt und bewegt.

Bis noch vor acht bis zehn Jahren trugen die von unseren Künstlerinnen geschaffenen und aus-

8*

gestellten Arbeiten mit Ausnahme besonders einiger Bildnisse und Stillleben von männlicher Kraft der Farbe und des Machwerks, das charakteristische Gesamtgepräge einer gewissen Schüchternheit und Zurückhaltung. Über das altgewohnte Herkömmliche in der Wahl der Stoffe ihrer Kompositionen, in der Zeichnung der Menschen und der Landschaften, in den dargestellten Lichtwirkungen und den Farbenstimmungen wagte kaum eine von ihnen hinaus zu gehen. Das ist seitdem anders geworden. Das Beispiel so mancher „Modernen“ in Paris, Norwegen, München hat auch auf Berliner Malerinnen, wie auf viele unsrer Maler, ansteckend gewirkt. Weniger das der brutalen derben Naturalisten, als das der Impressionisten, Nebulisten und Symbolisten. Für alle Diejenigen, welche ein ernstes, gründliches Naturstudium, ein aufmerksames liebevolles Beobachten scheuen, oder, wenn auch widerstrebend, sich der Unzulänglichkeit ihres Könnens bewußt werden mußten, sind diese neuen Richtungen oder Modekrankheiten der Malerei zum Trost erfunden. Wenn eine Zusammenstellung von Tönen ohne Rücksicht auf Wahrheit und Möglichkeit, wie mit voller Gleichgültigkeit gegen Zeichnung und Form der Menschen und Tiere, der Gewächse, der Felsbildungen, der Gebäude in der Landschaft, schon als Gemälde gilt, oder wenn recht banale und konfuse Gedanken oder phantastische Vorstellungen, in zerflossenen nebelhaften oder ganz verschrobenen, so

elend gezeichneten als gemalten Gebilden verkörpert, als Offenbarungen tiefsinniger poesievoller Künstlerseelen gepriesen werden, — dann ist die goldene Zeit für die Dilettanten gekommen. Kein Wunder daher, wenn gerade manche Malerinnen mit Begeisterung in dieser Richtung vorwärts stürmen. Daß übrigens in künstlerischen Schöpfungen symbolistischen Charakters und Gehaltes auch vorzüglich gezeichnete und durchgeführte Gestalten sehr wohl am Platze sind, würden — wenn wir es nicht aus den herrlichsten derartigen Gemälden der Vergangenheit wüßten — schon die kühnen, phantasiereichen, geistvollen gezeichneten und radierten Kompositionen einer wahrhaft genialen Künstlerin beweisen, die jüngst zur Berlinerin geworden ist, indem sie dauernd hierher übersiedelte.

Unsere berufsmäßig malenden, zeichnenden, modellierenden Damen (Baukunst treibende haben wir noch nicht), wie die nur dilettierenden verschmähen es zwar keineswegs, bei männlichen Künstlern in die Schule zu gehen. Aber wie sie ihre besonderen Ausstellungen von Künstlerinnen-Werken zu veranstalten lieben, wenn sie auch darum die Beschickung der allgemeinen Kunstausstellungen, des jährlichen Berliner Salons und der verschiedenen permanenten nicht verschmähen, so verbannen sie die männlichen Genossen auch konsequent von ihren Festen. Diese winterlichen Kostümfeste des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen werden von den Teilnehmerinnen

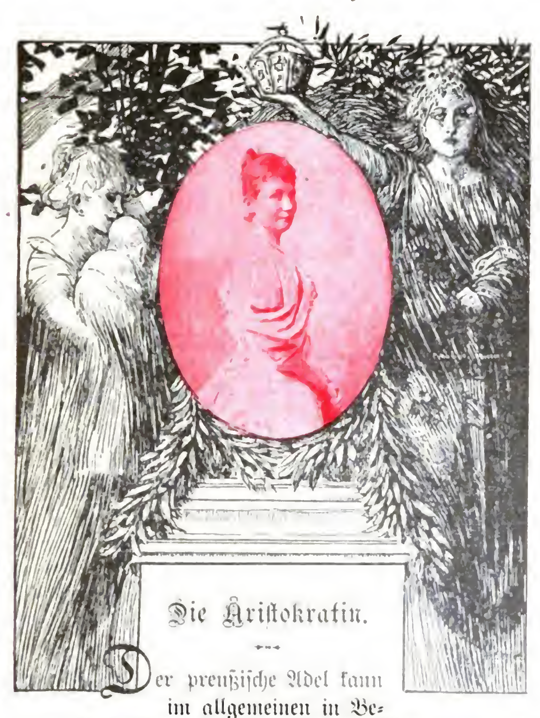


immer enthusiastisch als die heitersten und amüsantesten von allen in Berlin veranstalteten Festen gepriesen. Die Damen berichten Wunderdinge von dem frischen, kecken Geiste, von dem übermütigen, aber immer liebenswürdigen und graziösen Humor, der dort herrsche. Ob nicht der weibliche Esprit de corps auch einen starken Anteil daran hat, daß sie gar so glänzende Bilder davon entwerfen? Ob nicht die Mehrzahl der Teilnehmerinnen — wenn sie es auch nicht eingestehen dürfen und mögen — in ihres Herzens Kämmerlein den geheimen, innigen Wunsch hegen sollte, daß die eine Hälfte der Versammlung aus wirklichen Männern, statt aus als solche verkleideten Damen, bestehe? Ich muß es dahingestellt sein lassen. Die stürmischen Zärtlichkeitsbeweise, mit welchen die Letzteren auf diesen Künstlerinnen-Festen von ihren Schwestern in Apollo überschüttet werden sollen, scheinen freilich nicht gegen jene Annahme zu sprechen.

Daß die Neigung und der Zudrang zum künstlerischen Studium und Beruf bei den Berlinerinnen noch immer im Zunehmen begriffen ist, läßt sich mit Bestimmtheit aus den Zahlen der Schülerinnen aller künstlerischen Lehrinstitute, wie aller von männlichen Meistern und von bekannten Malerinnen geleiteten „Damen-Ateliers“ schließen. Allein die Kunstschule des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen wird gegenwärtig von 387 Damen besucht. Da —

abgesehen von der Königlichen Hochschule der bildenden Künste — keine Kunstunterrichtsanstalt mehr weiblichen Schülern und Studirenden den Zutritt verweigert und nach Art unserer Universitäten ihnen Hindernisse in den Weg legt, so läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die Masse der ausübenden Künstlerinnen in Berlin in nicht zu ferner Zukunft nicht viel hinter der der Künstler zurückstehen wird. Ob zum Heil für die Kunst — das ist eine Frage, deren Beantwortung wir eben dieser Zukunft überlassen müssen.

Ludwig Pietsch



Die Aristokratin.

Der preußische Adel kann im allgemeinen in Bezug auf Reichtum mit dem Oesterreich-Ungarns und Frankreichs nicht konkurrieren. Demgemäß giebt es auch nicht viel aristokratische Paläste in Berlin. Der

größere Teil unseres Adels hat, wenn er den Winter über in der Residenz verbringt, Mietswohnungen inne, die, wenn sie auch noch so groß und bequem und mit dem vollendetsten Komfort ausgestattet sind, das eigene Haus doch nicht ersetzen können. Die Aristokratenfamilien, die sich den Luxus eines Palais gestatten können, sind zu zählen. Sie gehören auch durchaus nicht alle dem sogenannten Uradel, sondern vielfach jüngeren Geschlechtern an, die aus den Reihen der Plutokratie hervorgegangen sind. Seit Friedrich dem Großen bis auf unsere Tage sind nicht nur verdiente Offiziere und hohe Beamte, sondern auch eine ganze Anzahl von Großindustriellen nobilitiert worden. Es ist damit ein neuer Kreis des begüterten Adels geschaffen worden, der sich — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — der altangestammten Aristokratie des Landes würdig anschließt und allmählich auch dem Hofe näher zu treten beginnt.

Es ist selbstverständlich, daß ich bei dem Versuche einer Charakterisierung der Berliner Aristokratin mit dem Hofe beginnen muß. Die erste Aristokratin des Reichs ist naturgemäß die Kaiserin-Königin. Kronen tragen sich nicht leicht und haben zuweilen Dornen wie die Rosen. Manches gekrönte Frauenhaupt hat sich unter dem Drucke des Leids beugen müssen — ich erinnere nur an jene wahrhafte Mater dolorosa unter den Fürstinnen, deren beide blühende Söhne vom Wahnsinn umfangen wurden. Gottlob ist unserer

regierenden Herrin schwerer Kummer bisher erspart geblieben.

Wer ihre anmutige Erscheinung mit dem frischen Antlitz und den leuchtenden Augen sieht, muß fühlen, daß sie in glücklicher Ehe lebt. In der That — sie ist eine beneidenswert glückliche Gattin und Mutter, und es ist begreiflich, daß sie sich am wohlsten au sein de sa famille, an der Seite ihres Gemahls und inmitten der fröhlichen Schar ihrer Kinder fühlt. Aber die Repräsentationspflichten und die Berufssorgen, die an sie herantreten, gestatten ihr nur selten eine stille Zurückgezogenheit. Sie ist in erster Linie Kaiserin und erst in zweiter Hausfrau und Gattin. Und der Neid muß es ihr lassen: sie weiß wundervoll zu repräsentieren. Sowohl bei großen Staatsaktionen wie bei den rauschenden Festlichkeiten während der Hofsaison, deren glänzenden Mittelpunkt sie bildet. Ihre schöne Erscheinung, die Grazie ihres Sichgebens und ihre persönliche Liebenswürdigkeit unterstützen sie bei Ausübung dieser repräsentativen Pflichten. Noch etwas Anderes kommt dazu, etwas sehr wesentliches, so kleinlich es klingen mag: der gute Geschmack der Herrscherin in Bezug auf ihre Toiletten. O ja — gerade bei ihr hat die Toilettenfrage eine gewichtige Bedeutung. Es ist kein Ruhm, der Unsterblichkeit verheißt, wenn eine Monarchin, wie einst Eugenie von Frankreich, zugleich auch Königin der Mode ist. Eine Fürstin hat besseres zu thun, als ihre Zeit der Modistin zu opfern. Aber

ein Vorbild an Chic und gutem Geschmack kann sie dennoch sein.

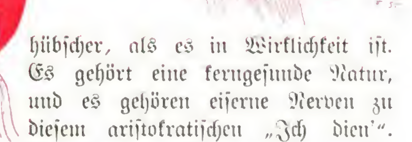
Und Kaiserin Augusta Viktoria ist dies. Ich selbst bin ein Laie in Toilettenfragen, doch wohl hundertmal ist mir von befreundeten Damen erzählt worden, wie famos die Herrscherin „sich anzuziehen" versteht. Auch das ist eine Kunst, die mit zum Repräsentieren gehört.

Die ernsteren Pflichten, die der Kaiserin harren, sind durch die Tradition geregelt; seit Jahrhunderten stehen die preußischen Königinnen an der Spitze der öffentlichen Wohlthätigkeit, des „Roten Kreuzes", zahlreicher Frauenvereine und Hospitäler. Wie ihre gekrönten Vorgängerinnen, so ist auch Augusta Viktoria eine Wundenheilerin. Ihre stillen Samariterwerke dringen freilich nicht hinaus in das laute Geräusch des Tages, aber das Elend und die Armut wissen von ihnen zu erzählen.

Dagegen rubricieren die Zeitungen gewissenhaft, wenn die hohe Herrin ein Lazarett besucht, eine neue gemeinnützige Anstalt eingeweiht oder einem großen Wohlthätigkeitsfest erhöhten Glanz gegeben hat.

Bei derlei Gelegenheiten ist die Kaiserin gewöhnlich von einem kleinen Kreis von Palast- und Hofdamen umringt.

Es ist kein leichter Dienst, den diese, fast ohne Ausnahme dem Hochadel angehörigen Damen haben. Man denkt sich das in der Entfernung bequemer und



hübscher, als es in Wirklichkeit ist. Es gehört eine kerngesunde Natur, und es gehören eiserne Nerven zu diesem aristokratischen „Ich dien'". Die älteren weiblichen Hofchargen, die seit langen Jahren ihr Amt versehen, haben sich an die Schwierigkeit ihrer Position naturgemäß gewöhnt, aber bei den Anfängerinnen fließt manche heimliche Thräne.

Eine junge Hofdame klagte mir einmal ihr Leid. Sie war bei einer eben so liebenswürdigen wie geistreichen, außerordentlich lebhaften Prinzessin bedienstet, die von ihr abgöttisch verehrt wurde. Trotz dieser Verehrung sehnte sie sich jedoch wieder nach dem stillen, waldumrauschten elterlichen Landsitz zurück, denn sie war keine Stunde mehr Herrin über sich selbst. Sie war beständig in Anspruch genommen, und immer mußte sie, auch wenn ihr das Herz nicht darnach stand, den Ausdruck lächelnder Freundlichkeit auf ihr hübsches Gesicht zaubern. Sie hatte ihre Freiheit für goldene Ketten eingetauscht.

Der weibliche Hofstaat der Kaiserin ist kein großer. Beständig im Dienst sind nur die Oberhofmeisterin, und drei Hofdamen. Zum Berliner Hofe gehören aber außerdem noch die Hofstaaten der Kaiserin Friedrich, der Prinzessinnen Heinrich, Friedrich Karl, Friedrich Leopold, Albrecht und Friedrich von Hohenzollern, derzeitig insgesamt aus nur fünfzehn Damen bestehend.

Mancher kleinstädtische Hof ist reicher an Personal; die Einfachheit der Lebensführung ist aber seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. eine charakteristische Seite unseres Regentenhauses geblieben. Selbstverständlich vermehrt sich bei feierlichen Gelegenheiten die Umgebung der Kaiserin und der Prinzessinnen erheblich und wird dann zu einem glänzenden Gefolge. Wer einmal eine große Festlichkeit bei Hofe mitgemacht hat, weiß, welch farbenstrahlende Bilder sich bei derartigen Anlässen entwickeln.

Noch einer typischen Erscheinung muß an dieser Stelle des Näheren gedacht werden — der „pensionierten Hofdame“.

Unverheiratet gebliebene oder verwitwete Palast-, Hof- und Ehrendamen, die sich im höheren Alter mit einer Pension zur Ruhe zurückziehen, erhalten gewöhnlich, soweit Platz vorhanden ist, im Königlichen Schlosse, in Monbijou oder Charlottenburg eine freie Wohnung.

Ich habe einmal solch ein greise gewordenes pen-

sioniertes Hoffräulein besucht. Die alte Dame logierte im Berliner Schlosse, hoch oben, dicht unter den Mansarden. Von den Fenstern ihrer hübschen kleinen Wohnung aus hatte man einen herrlichen Ausblick über den Lustgarten und seine Environs, jenen freundlichen Schmuckplatz, den der erste König von Preußen anlegen ließ, nachdem der große Schlüter und sein Nebenbuhler Eosander von Göthe das Schloß ausgebaut hatten, über den sodann in den Tagen Friedrich Wilhelms, des „König-Korporals", der Gleichschritt der Riesengarde erdröhnte, bis ihn sein Nachfolger, den die Welt den „Einzigen" nannte, wieder seiner früheren Bestimmung übergab.

Die alte Hofdame hatte sich seit langen Jahren gänzlich vom Treiben des Lebens zurückgezogen, verfolgte aber doch noch mit einer gewissen fiebrigen Spannung die höfischen Geschehnisse, die sich unter ihr, in den Prunkräumen des Königsschlosses, abspielten.

Und dann — wie zehrte sie von der Erinnerung! Welch ein' Dasein lag hinter ihr! Sie hatte dreien Königinnen gedient — Elisabeth, Augusta und Viktoria und auch dem Hochzeitsfeste der regierenden Herrin in der robe de cour beigewohnt. Sie war unerschöpflich in kleinen amüsanten Anekdoten, und während sie erzählte, leuchtete ihr Auge auf, und das gütige alte Gesicht verklärte sich förmlich. Besonders aus den letzten Tagen Friedrich Wilhelms IV., der die Nach-

wehen des Sturmes von Achtundvierzig nie hatte verschmerzen können, wußte sie manche interessante Einzelheit zu berichten. Von der Gegenwart sprach sie wenig und ungern; ich glaube, es gab ihr jedesmal einen Stich durchs Herz, wenn sie vom Fenster aus die Auffahrt geladener Gäste zum Schlosse beobachten konnte.

Sie wäre gar zu gern selber noch mit dabei gewesen; es giebt Leute, die ohne die Hofluft nicht atmen zu können vermeinen. Aber sie war zu alt geworden, und noch Eins: sie hatte auch ihr kleines Vermögen im Hofdienste geopfert. Die Toiletten kosteten gar zu viel.

Nun lebte sie von ihrer Pension und von einer dürftigen Leibrente. Die Benutzung der Equipage, die man ihr aus den Königlichen Ställen zur Verfügung gestellt, hatte sie gegen einen Jahreszuschuß von sechshundert Thalern abgelöst.



So konnte sie immerhin in Behaglichkeit den Rest ihres Daseins verbringen.

Solch greiser pensionierter Hofdamen giebt es eine ganze Anzahl in Berlin. — Vor kurzem verstarb eine alte Gräfin, die einen Pavillon im Charlottenburger Schloßgarten



bewohnte. Sie hauste dort mutterseelenallein mit einer uralten Kammerfrau, war eine Freundin der Humboldts gewesen und besaß keinen Verwandten mehr auf der Welt. Prinz Alexander besuchte sie dann und wann einmal, aber die Unterhaltung mit ihr muß etwas beschwerlich gewesen sein, denn die Greisin war fast ganz taub. Zuweilen fuhr sie in einem ausrangierten, altertümlichen Hofwagen spazieren, und Leute, die noch die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. gekannt haben, behaupteten, sie habe eine auffallende Ähnlichkeit mit der Königin Elisabeth gehabt. Sie hatte etwas Verzaubertes und Märchenhaftes an sich, die Alte.

Die dem Hochadel angehörigen jüngeren Frauen sind selbstverständlich sämtlich hoffähig. Es giebt bildschöne Erscheinungen unter ihnen. Zur Zeit König Wilhelms war die damalige Komtesse S., spätere Gräfin D., die gefeiertste Beauté des Hofes. Jetzt haben wir viele junge Damen in der Umgebung der höchsten Herrschaften, die den Vergleich mit der

Komtesse S. wohl ertragen können. Ich will keine Namen nennen — man sieht diese Schönheiten nicht nur in der exklusiven Luft des Hofes, sondern auch auf den Rennplätzen, denn das Vergnügen am Sport ist der Aristokratin angeboren. Sie sind alle in den Geheimnissen des Turfs wohlbewandert und kennen genau die Fehler und Tugenden der vierbeinigen Konkurrenten, die den Rennern ihrer Gatten den Sieg zu erschweren drohen. Sie fehlen auch selten bei den großen Meetings im Hoppegarten oder in Karlshorst, und immer pflegen bei diesen Gelegenheiten ihre Toiletten durch erlesenen Geschmack aufzufallen. In dieser Beziehung unterscheidet sich die hauptstädtische Aristokratin vorteilhaft von ihrer ländlichen Standesgenossin. Das Komtessel vom Lande, das soeben von den Schulbänken des Luisenstifts gekommen ist, muß äußerlich erst gehörig zurechtgestutzt werden, wenn es die Cousine in der Residenz besucht. Der rustikale Duft muß erst abgestreift werden — Modistin und Friseuse müssen das häßliche graue Entchen in den stolzen Hofschwan verwandeln helfen. Die Kluft zwischen Landadel



und Hofaristokratie ist also nicht unausfüllbar, wenigstens nicht beim schöneren Geschlecht. Freilich gehört ja auch der Hofadel zum größten Teil zu den landangesessenen Edelingsgeschlechtern, aber die letzteren gehören durchaus nicht alle zum Hofe.

Es giebt eine stattliche Anzahl altadliger Familien, die für allen Glanz der Welt nicht Saison für Saison den Frieden der heimischen Scholle gegen das geräuschvolle Leben an der Kaiserpfalz eintauschen würden, und gar viele urkonservative Leute von Adel, die im Innersten ihrer Seele eine gewisse demokratische Abneigung gegen den Hofdienst empfinden.

Es ist dies jene agrarische Aristokratie, die Riehl sehr treffend ein „potenziertes Bauerntum" nennt, sofern man das letztere im modernen Sinne des freien kleinen Grundbesitzes auffaßt. Sie hat einst am starrsten auf ihren Privilegien getrotzt und den ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern das Leben bitter schwer gemacht. Etwas von dem alten Trotz steckt auch noch immer in diesem ältesten historischen Landadel, der sich nicht in den goldenen Kammerherrnrock zwängen lassen will: er neigt leicht zum Frondieren, und bei aller Treue für den Landesherrn opponiert er doch gern einmal gegen die Regierung, wenn sie seine Kreise stört. In seiner Wahlverwandtschaft mit dem freien Bauern, in dem instinktiven

h*

Empfinden, daß er seinen geschichtlichen Boden verliert, wenn er sich von dem Stück Erdreich trennt, in dem die Wurzeln seiner Kraft Nahrung finden, ist auch der Grund seiner Scheu vor dem Hofdienst zu suchen. Und diese Scheu ist nicht unberechtigt, denn auch sie läßt sich historisch erklären. Es liegt in der Natur seines Berufs, daß der Hofadel kosmopolitischer ist als der Landadel, der das nationale Prinzip am stärksten vertritt. Natürlich kommt auch eine kräftige Dosis Eigensinn dazu, die den Krautjunker — das Wort hat seine komisch-verächtliche Bedeutung längst verloren — vom Hofe fern und auf seiner Scholle festhält.

Die Zeiten, in denen er sich um die Großstadt als das Höllennest der Demokratie überhaupt nicht kümmerte, liegen noch gar nicht so weit zurück. Er rückte und rührte sich nicht vom Fleck, ließ seine Kinder im Hause erziehen und begrüßte jede neue Errungenschaft auf den Gebieten des Wissens mit heimlichem Schauern; der Telegraph war ihm unangenehm und erschreckte ihn, an die Eisenbahn hatte er sich lange nicht gewöhnen können. Die Zeit hat auch in dieser Beziehung Wunder gewirkt, aber hie und da finden sich doch noch derartige Originale — man muß sie nur suchen. Ich war kürzlich einmal bei solch einem Sonderling auf dessen pommerschem Gute.

Ein wundervolles Gut — alles in höchster

Kultur, aber neben prächtigen Wirtschaftsgebäuden ein unscheinbares kleines Herrenhaus, noch aus Friedericianischer Zeit stammend, mit tief gesenktem Ziegeldache, auf dem Moos wucherte, und kleinen Fenstern, innerlich unendlich einfach eingerichtet und doch anheimelnd, Zimmer für Zimmer ein Chodowieckisches Interieur. Der Besitzer hatte starke Wasserkräfte in nächster Nähe, und so fragte ich ihn denn apropos ganz harmlos, ob er diese nicht ausnützen wolle, um für Gehöft und Schlößchen elektrische Beleuchtung zu schaffen, wie man es bereits vielfach auf großen Besitzungen findet. Aber da schnauzte der Alte mich gewaltig an: „Glauben Sie vielleicht, lieber Freund," grunzte er, „wir werden uns hier in Hinter-Pommern Berliner Judenhäuser bauen?!" . . Dagegen ließ sich nichts sagen, und ich schwieg fürderhin. Die Antwort war fabelhaft charakteristisch. Sie kennzeichnete den Grimmbart und die Sonderart des ganzen Typus, der übrigens auch — ich bleibe damit beim Thema — das ewig Weibliche umfaßt. Die Landedelfrau, von der ich spreche, ist in mancher Beziehung noch in völlig mittelalterlichem Sinne die Herrin ihrer Burg, die treue Gefährtin ihres viellieben Ritters — so wie Willibald Alexis sie in der Gestalt der Frau von Bredow auf Hohen-Zietz geschildert hat. Auch ihr ist alles Städtische unangenehm.

Sie ist die brave deutsche Hausfrau aus den

Romanen der Siegwart-Periode; sie läßt noch spinnen und weben und bleichen und stapelt das Linnen in ihren gigantischen Vorratsschränken auf, zum Heile der Erbin.

Für Vorräte schwärmt sie überhaupt; wenn zur Herbstzeit in der riesigen gewölbten Küche Pflaumenmus gekocht wird, geschieht es gleich kesselweise, und in ungeheuren Reihen paradieren in der Speisekammer die Gläser, Flaschen und Töpfe mit dem Eingemachten. Zschokkes „Stunden der Andacht" sind ihre liebste Lektüre, denn sie ist von Herzen fromm und betet allmorgendlich mit dem gesamten Hausgesinde. Sie führt ein strenges Regiment, ist aber doch bei alt und jung beliebt und zudem eine treue Mutter ihrer Kinder.

Von den Söhnen bekommt der älteste das Gut, und der zweite wird Offizier — so ist's immer gewesen; die Töchter verheiratet sie am liebsten in der Nachbarschaft. Dann schlagen sie vielleicht nach der Mama, aber nicht immer; zuweilen echappiert eins der Mädelchen nach der verhaßten Großstadt, und dann wird eben in Bälde aus dem Entlein ein eleganter Schwan, wie ich es schon oben skizziert habe. Wird die Hochzeit in Berlin gefeiert, dann hat die Residenz die Ehre, einmal den Typus einer Edelfrau aus den preußischen Hinterwäldern in ihren Mauern begrüßen zu können. Aber die alte Dame fühlt sich höchst unbehaglich im

nervösen Hin und Her der Millionenstadt. Ihre Toilette ist starre Seide, das versteht sich von selbst, und die Spitzen am Kleide, noch von der Großmutter selig stammend, sind Brabanter Ursprungs und von hohem Wert. Doch die Machart des Kostüms ist antidiluvianisch und verleugnet in keinem Stich die fleißige Hand der Näherin aus der Kreisstadt . . .

Das sind die langsam aussterbenden Originale der Aristokratie, die sich im konservativsten Teile des sogenannten Landadels noch hie und da erhalten haben.

Der feine Schliff des Hoflebens duldet solche Charakterfiguren nicht. Die Hofaristokratin ist immer eine Dame von Welt. An der Verwelschung des Adels im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hat leider auch sie regen Anteil genommen; noch unter Friedrich I. war die Hofsprache in Berlin fast ausschließlich das Französische. Erst nach den Befreiungskriegen begann der patriotische Geist sich lebhafter zu regen; die rührende Anekdote von jenem armen jungen Edelfräulein, das ihr schönes Haar auf dem Altar des Vaterlandes opferte, ist keine romantische Erfindung. In den letzten Feldzügen hat unsere weibliche Aristokratie sich im Sinne der Barmherzigkeit und der Pflege der Verwundeten rühmenswert hervorgethan. Gerade der vermögendere Adel zögert nie, wenn es sich um Linderung des Elends handelt; er ist groß im Wohlthuen..



Die Oberinnen vieler Hospitäler und Stifte zählen zum ältesten Adel; auch dies sind Erscheinungen, die über die Flut der Menge hinausragen und Beachtung verdienen. Ich entsinne mich, einmal in den „Fliegenden Blättern" ein prächtig gezeichnetes Berliner Straßenbild gefunden zu haben: zwei junge Damen, die durch das Gedränge der Friedrichstraße eilen — die eine strahlend vor Lebenslust, überaus chic gekleidet, mit einem leichten Anflug von Koketterie — die andere im schlichten Kleid einer barmherzigen Schwester, das ernste Antlitz von der Flügelhaube beschattet, Weltentsagung im Blick und einen herben Zug um den Mund.

Im Mosaik des großen Lebens findet man derartige Gegensätze häufig bei einander. Ich verkehrte viel in einem gräflichen Hause, dem drei Töchter entsprossen waren: die älteste heiratete, dem Herzen und nicht der Tradition folgend, einen bürgerlichen Rechtsanwalt in der Provinz — die zweite lebt als Gattin eines glänzenden Kavallerieoffiziers und berühmten Sportsman in großem Train in der Hauptstadt,

und die dritte endlich, die jüngste, ein reizendes Geschöpf mit wundervollen Vergißmeinnicht-Augen, ist Schwester des Johanniterordens geworden und absolviert gegenwärtig ihre dornenvolle Lehrzeit im Dienste werkthätiger und aufopferungsvoller Liebe in einem großen Berliner Krankenhause. Wenn ein blühendes junges Mädchen, das die Gunst des Schicksals auf die Höhen der Gesellschaft gestellt hat, freiwillig auf die mancherlei Annehmlichkeiten ihres Standes verzichtet und sich einem Berufe weiht, dessen einzige Freude in dem Bewußtsein liegt, Gutes zu thun, der aber andererseits allem Weltlichen entrückt ist und den Heroismus starker Seelen verlangt, so müssen diesem Wandel naturgemäß tiefgreifende Gründe unterliegen.

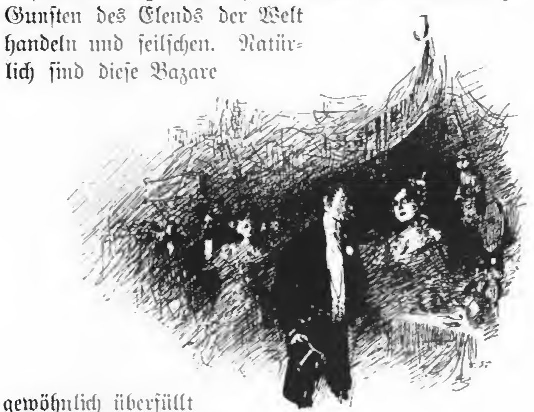
Das ist auch gewöhnlich der Fall. Die Komtesse, deren ich erwähnte, hat ein schweres Schicksal gehabt. Drei Tage vor ihrer Hochzeit wurde ihr der Bräutigam im Zweikampf erschossen. Wie fast immer, so war auch diesmal die Ursache des Duells eine lächerliche Lappalie.

Die arme Braut brachte sie um ihr Lebensglück. Wäre sie katholisch gewesen, und lebten wir noch in einem früheren Jahrhundert, so würde sie vielleicht den Schleier genommen und die Einsamkeit eines stillen Klosters gesucht haben. Der Samariterdienst in den Hospitälern ist in unseren Tagen ein Ersatz für das Kloster geworden, und fürwahr zum

Besten der leidenden Menschheit. Die meisten jener vornehmen Aristokratinnen, die man im dunklen Kostüm der barmherzigen Schwestern zwischen den Betten der Kranken ihres schweren Amtes walten sieht, haben mit Herz und Seele Schiffbruch erlitten; es giebt nicht allzuviele unter ihnen, die sich aus reiner Begeisterung für die edle Sache, ohne durch das Schicksal gedrängt worden zu sein, dem verantwortungsreichen Berufe einer Pflegerin widmen. Zu diesen wenigen gehört eine, deren Namen genannt zu werden verdient, oft, sehr oft: die jüngst verstorbene Gräfin Hedwig Rittberg, Oberin des Berliner Hilfsschwestern-Vereins und Stiftsdame zum Heiligen Grabe. Ihre „Erinnerungen" sind kürzlich erschienen: das umfassende Lebensbild einer deutschen Edelfrau, die ihr ganzes Dasein der Pflege der Barmherzigkeit geweiht hat. Nicht ohne Rührung kann man das kleine Büchelchen lesen; erschütternde Episoden aus den letzten Feldzügen wechseln mit allerhand kargen Sonnenbildern; auch Anfeindungen und Intriguen mancherlei Art sind der Gräfin nicht erspart geblieben.

Der Wohlthätigkeitssinn ist der hauptsächlichste Berührungspunkt unserer weiblichen Aristokratie mit dem Bürgertum, insonderheit mit den Kreisen der höheren Finanz; er ist die Zugbrücke, die das Comptoir mit der Ritterburg verbindet. An der Spitze der großen Wohlthätigkeitsvereine finden sich die ältesten Adelsnamen neben denen bekannter Bankiersgattinnen,

und auf den Bazaren zum Besten der Hilflosen und Kranken sieht man Ministersfrauen, Excellenzen, Prinzessinnen und Komtessen einträchtiglich mit ihren nicht blaublütigen Genossinnen von der Caritas zu Gunsten des Elends der Welt handeln und feilschen. Natürlich sind diese Bazare



gewöhnlich überfüllt und erzielen glänzende Resultate. Noch mehr interessiert sich die Öffentlichkeit für die theatralischen und musikalischen Aufführungen, die zeitweilig von aristokratischen Dilettanten zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet werden. Derlei Gelegenheiten fördern dann und wann hübsche Überraschungen zu Tage. So entdeckte man vorjährig, daß ein bildhübsches kleines Komteßchen aus wohlbekanntem Hause ein geradezu

frappierendes Soubrettentalent besaß; in ihrem ganzen Sichgeben, ihrem Coupletvortrag und ihrer schelmischen Grazie erweckte sie wehmütige Erinnerungen an die unvergeßliche Ernestine Wegner. Unter anderen Verhältnissen würde die Komtesse vielleicht einmal ein Stern am theatralischen Himmel geworden sein; da sie sich aber vor kurzem mit einem süddeutschen Prinzen verlobt hat, dürfte sich ihre Bühnenlaufbahn auf jene einzige Vorstellung vor der Öffentlichkeit beschränken. Es könnte auffallen, daß man zu den Aufführungen aristokratischer Dilettanten immer nur Stücke, gewöhnlich ein paar Einakter recht harmloser Natur, wählt, in denen ältere weibliche Chargen nicht vorkommen. Aber das erklärt sich von selbst. Unsere vornehme Gesellschaft verfügt zufällig über keine Pauline Metternich, und auf die weltbedeutenden Bretter traut sich nicht gern eine Dame von Welt, wenn sie eine gewisse Altersgrenze überschritten hat.

Ich erwähnte bereits, daß die mit Glücksgütern reicher gesegnete Aristokratin gewöhnlich eine passionierte Sporting-Women und als solche auch selbst eine firme Reiterin



zu sein pflegt Man sieht sie in den Frühstunden, von einer Kavalkade befreundeter Offiziere umgeben, häufig durch den Tiergarten reiten. Auch bei den Hofjagden im Grunewald fehlt sie selten, und bei den sportlichen Veranstaltungen des exklusiven Adels ist sie eine der kühnsten und schneidigsten Amazonen.

Nichts Hübscheres und den Blick Erfreuenderes giebt es, als solche Vereinigung von geschmeidiger Kraft und vollendetster Anmut! Mir schwebt als typisches Beispiel einer modernen Amazone eine junge Gräfin vor, die, selbst einem altberühmten, sehr vermögenden Adelsgeschlecht entsprossen, durch ihren Gatten mit dem Königshause verwandt ist. Ich habe sie oft bewundern können, beim Jeu de rose in der Manege und draußen auf freiem Felde, wie sie mit der nervigen kleinen Faust den schäumenden Renner lenkte und eins zu sein schien mit ihrem Pferde, wie der Wind den Schleier von ihrem Hute löste und mit den braunen Stirnlöckchen spielte, und wie von der Anstrengung des Ritts ihr hübsches, vornehmes Gesicht mit lichter Röte übergossen war. Vorschnelles Urteil bezeichnet unsere Amazonen vielfach als „emancipiert" — — welch Unfug wird mit diesem Worte getrieben! In Wahrheit hütet die Aristokratin sich mit ängstlicher Scheu vor jedweden Emancipationsgelüsten; in den Kreisen der großen Welt urteilt man gewöhnlich mit noch größerer Schärfe als bei dem

prüden kleinen Beamtentum über alles, was im bürgerlichen Sinne als „unweiblich" bezeichnet wird.

Ausnahmen giebt es freilich auch hier. Jene Gräfin, die den berühmten Namen eines alten Fürstengeschlechts trug und sich als die Freundin eines vielgenannten socialdemokratischen Agitators bekannt gemacht hat, bildete solch eine Ausnahme, und andere sind ihr gefolgt. In der Arbeiterbewegung der letzten Jahre haben sich abermals zwei Damen aus gräflichen Häusern auf die Seite des Proletariats gestellt. Gegen die Ehrlichkeit der Überzeugung läßt sich natürlich nichts einwenden; daß derartige Ausnahmen auffallen müssen, ist aber immerhin erklärlich bei der ungeheuren Kluft, die zwischen angeborenem aristokratischen Empfinden und den Gleichheitstheorieen der roten Demokratie liegt. Übrigens muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß gerade bei dem weiblichen Part unseres Adels von einem sogenannten „aristokratischen Tick", der in einer gewissen Abneigung gegen das Bürgertum als solches gipfelt, gemeinhin gar keine Rede mehr ist. Man hat zu Zeiten eine solche chinesische Mauer konstruieren wollen — in der That war auch ehemals der Kastengeist ausgeprägter als heute, wo er wohl nur noch von den politischen Parteien als beliebtes Agitationsmittelchen ins Gefecht geführt wird oder gewissen Tendenzromanen als Folie dienen muß. Adelsstolz ist etwas Selbstverständliches,

genau so wie der auf seine Erfolge pochende Bürgerstolz. Adelshochmut aber existiert kaum noch, oder doch höchstens bei Emporkömmlingen, denen die Krone noch nicht sehr fest auf dem Haupte sitzt. Er gilt mit Recht als ein Zeichen geistiger Unbildung und als ein Defekt des Empfindens. Je höher man in die gesellschaftlichen Schichten hinaufschaut, eine um so größere Duldsamkeit wird man finden. Toleranz liegt im Wesen des Adels; auch die Klugheit erfordert sie. Im Mittelalter lief mit der höchsten Blüte des Bürgertums die größte Selbständigkeit des Adels parallel, und als dieser an Stamm und Zweig zu entkräften begann, verfiel auch das Bürgertum.

Unser vermögender Adel pflegt nur den Winter in der Hauptstadt zu verleben, während er in der wärmeren Jahreszeit auf seinen Herrensitzen weilt. Naturgemäß nimmt ihn in der Gesellschaftszeit der Hof am meisten in Anspruch; da aber die um diesen sich gruppierenden Kreise auch untereinander viel und intim verkehren, so gestaltet sich eine Wintersaison für die Aristokratie gewöhnlich außerordentlich lebhaft und geräuschvoll.

Protzentum, Verschwendungssucht und Schlemmerei sind Eigenschaften, die man beim preußischen Adel selten findet; Beispiele so wahnsinniger Lebensführung, wie die Zeitungen sie dann und wann aus den Reihen der französischen Aristokratie, des

Hochadels Polens und der ungarischen Magnaten registrieren, sind bei uns nur in vereinzelten Ausnahmen anzutreffen. Aber stattlich zu repräsentieren versteht unser Hochadel dennoch. Auf den zarten Schultern unserer Edeldamen ruhen schwere gesellschaftliche Lasten, doch sie wissen sie anmutig zu tragen. Die Festivitäten in den aristokratischen Häusern Berlins legen Zeugnis von dem feinen Takt ihrer Veranstalter ab. Vornehme Gediegenheit bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, größter Komfort ohne luxuriöse Übertreibungen, zuweilen auch die schwere Pracht gesicherten Reichtums, aber niemals sich vordrängender Prunk und renommistisches Pochen auf den Besitz. An „Geldheiraten" fehlt es erklärlicherweise auch in unserem Adel nicht. Dem materialistischen Zeitgeist sind manche Konzessionen gemacht worden — er hat dafür auch in die Mauer der Vorurteile manche Bresche geschlagen. Auf die Verbindung von Namen und Reichtum sieht man heute wohl nur noch in solchen Fällen achselzuckend herab, wo es sich thatsächlich um nichts als einen niedrigen Schacher handelt oder wo eine befleckte Ehre für einen gefüllten Säckel mit in den Kauf genommen wird. Derartiges verzeiht man allerdings nicht — auch Frauen, die ehemals der Bühne angehörten und sich aristokratisch vermählt haben, wird der Eintritt in die exklusive Gesellschaft sehr erschwert; in solchen Dingen vergißt der Adel weniger leicht als das vorurteilsfreiere Bürgertum. Im allgemeinen aber

schließt der Begriff „Mesalliance“ längst nicht mehr etwas Verächtliches in sich. Die kleinen Goldfische aus der amerikanischen Millionärswelt und der deutschen Plutokratie oder Hochfinanz, die sich eine Adelskrone erheiratet, haben gewöhnlich auch eine so treffliche Erziehung genossen, daß sie sich leicht in den neuen Sphären zurechtfinden. Merkwürdigerweise ist die Ansicht, daß unsere gesellschaftlich vornehmste Damenwelt ein ziemlich inhaltsleeres oder doch nur auf Äußerlichkeiten gerichtetes Leben führt, ziemlich verbreitet. Es ist dies indessen durchaus falsch. Was ich von der Erziehung der reichen Erbinnen aus den Bürgerhäusern sagte, gilt auch von dem weiblichen Nachwuchs unserer Aristokratie. Ein solcher, von besten Kräften geleiteter Erziehungsgang, der nicht nur auf feinsten Abschliff in den äußeren Formen, sondern auch auf seelische Verinnerlichung hinzielt, klingt nie oder selten in einem, an geistigem Inhalt kargen Dasein aus. In Wahrheit sind die Interessen unserer aristokratischen Damenwelt auch so mannigfaltige und so reiche, daß die Romanfigur der übersättigten, weltmüden und gelangweilten dame du monde jedweden Anspruch an Lebensrealistik verloren hat.

Dem minder vermögenden Adel stehen naturgemäß arge Schwierigkeiten gegenüber, wenn er im geselligen Leben der Großstadt mit dem Strome schwimmen und sich zugleich auch auf wirtschaftlicher Höhe erhalten will. Der preußische Kleinadel ist fast durchweg nicht

begütert. Das Majoratswesen, dessen hohen Wert für die Entwicklungsgeschichte des Adels ich durchaus nicht verkenne, befestigt allerdings den Familienbesitz, läßt aber die jüngeren Söhne leer ausgehen. Auch die Zeitverhältnisse, die Kriege und der Niedergang der Landwirtschaft haben mit zur Verarmung des Adels beigetragen. So ist die Stellung eines Edelmanns, den sein Beruf an die Hauptstadt fesselt, und der gezwungen ist, von seinem Gehalt oder von kleiner Rente zu leben, mitunter eine recht sorgenvolle. Diese Sorgen durch verständige Haushaltsführung zu verringern, ist in erster Linie Angelegenheit seiner Frau, und gewöhnlich versteht diese es auch vortrefflich, mit geringen Mitteln recht anständig zu repräsentieren. Ich stamme selbst aus einer Adelsfamilie, deren ländlichen Besitz eine Familienchronik vom Jahre 1598 auf einhundertundneun namentlich aufgezählte Güter angiebt; aber die Ahnen hatten lockere Hände und großen Durst, wie der alte Rodensteiner, und so ist von dem stattlichen Besitz herzlich wenig übrig geblieben. Das ist in gewissem Sinne ein typischer Fall, und deshalb führe ich ihn an, ohne daß mich diese Erfahrung am eigenen Leibe sonderlich schmerzt, und ich den Ahnen grolle. Die großen Vermögen des Uradels sind meistens zerronnen, und die Nachkommen haben es nicht immer leicht, sich wacker durchs Leben zu schlagen — fürwahr nicht. Der arme Edelmann ist entweder Offizier oder Staatsbeamter, Landwirt



oder Künstler — seltener Kaufmann, obschon die charakteristische Abneigung des Adels gegen den Handelsstand auch allgemach zu schwinden beginnt.
Hans Schmalhans ist in diesen Menagen gar oft der Küchenmeister, aber das Prestige wird doch immer gewahrt, und die gefällige Liebenswürdigkeit des Wesens und der Umgangsformen, die beste äußere Errungenschaft vornehm geleiteter Erziehung, hilft auch über unbehagliche Situationen hinweg. Mir ist ein junger Offizier bekannt, den die Ungunst seiner materiellen Verhältnisse zwang, den Abschied zu nehmen; er fand schließlich eine Anstellung bei einem großen Berliner Auskunftsbureau. Das dürftige Gehalt, das er hier erhielt, hätte manchem andern die Freude am Dasein vergällt, aber die tapfere und liebenswerte kleine Frau, die ihm zur Seite stand, hielt Hoffen und Heiterkeit auch in dieser schweren Zeit aufrecht in ihm.

Die Familie wohnte in Steglitz — bescheiden, fast

i*

ärmlich, und doch habe ich dort, bei einer Schüssel kalten Aufschnitt und einem Glase Bier, vergnügtere Abendstunden verlebt als in manchem, auf fürstlichen Fuß gestellten Hause. Ich kenne eine andere Edelfrau, deren Gatte, ein höherer Beamter, unerwartet einem Schlaganfall erlag und Weib und Kind in ziemlich kargen Verhältnissen zurückließ. Aber die brave Frau trotzt mutig ihrem Geschick; ihre fleißigen Finger sind Tag und Nacht thätig, um für ein paar große Geschäfte Tapisserieen und Kinderkleider zu fertigen. Freilich in aller Heimlichkeit — ihre Bekannten dürfen darum nicht wissen. Es gehört zu den wenigen, von Grund aus verfehlten, wenngleich durch die Macht der Überlieferung erklärbaren Ansichten unserer Aristokratie das Vorurteil, daß die Frauenarbeit nicht „standesgemäß“ sei. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich allerdings auch in dieser Beziehung vielerlei geändert; vernünftigere Ideen sind zum Durchbruch gekommen. Der ärmere Adel läßt heute mehr als früher seine Töchter zum Lehrerinnenexamen vorbereiten oder kaufmännisch ausbilden, um ihre Zukunft nicht von der



Notwendigkeit einer sogenannten guten Partie abhängig zu machen. Daß die Frauenwelt der reichshauptstädtischen Aristokratie auch die zeitgenössische Litteratur um eine Anzahl trefflicher Namen bereichert hat, kann als bekannt vorausgesetzt werden. . .

Es giebt freilich auch ein glänzendes Elend unter dem Adel, und das ist natürlich bitterer zu tragen, als eine heitere Genügsamkeit. Es giebt Frauen, die sich den Verhältnissen nicht zu fügen verstehen, die mit den reicheren Familien ihres Umgangs gleichen Schritt halten wollen, große Ansprüche in Bezug auf ihre Toilette stellen und einen zahlreichen Train führen, — und dies Überheben führt dann selbstverständlich zu einem raschen Verfall der Häuslichkeit und zu schnellem Ende. Die „Deutsche Adels-Genossenschaft", ein Verband von Edelleuten zur Linderung des Elends in ihren Reihen, entfaltet zwar eine umfassende und segensreiche Thätigkeit, um der Deklassierung ihrer Standesgenossen vorzubeugen — aber ach, es giebt leider noch immer genug, die „aus der Rasse gefallen sind"! Auch Frauen und Mädchen, und bei ihnen ist der Fall um so tiefer. Man entsinnt sich noch jener s. Z. in den Blättern oft genannten Frau mit historischem Adelsnamen, die mit ihren beiden bildschönen Töchtern schließlich wegen schmutziger Hochstapeleien zu entehrender Strafe verurteilt wurde, und der häßlichen Affaire mit den anonymen Briefen, die unsere Hofgesellschaft bis vor

kurzem in Erregung gehalten hat, und in deren Urheberin man gleichfalls eine „Dame mit einem sittlichen Defekt in der Vergangenheit" vermutet. Das sind Ausnahmen — gewiß — und sie bieten noch keinen Anlaß dafür, eine langsame Zersetzung unseres Adels zu befürchten, wie demokratische Zeitungen bereits ahnungsvoll prophezeiten. Man hat in revolutionären Tagen mehrfach den Versuch gemacht, den Adel „aufzuheben"; er ist immer wieder erstanden. An sich selbst wird er nimmer zu Grunde gehen, denn das geschichtliche Band, das ihn zusammenhält, ist aus Eisensträhnen geflochten. Nur eine Gefahr bedroht ihn, der gemeinsame Feind der historischen Gesellschaftsgruppen: der Socialismus. Und gegen ihn sind wir vorläufig noch gewappnet.

Den Gegensatz zu den Deklassierten, die langsam, doch stetig aus dem Adel hinausgleiten, wenn auch das Gesetz die Aberkennung des Adels nicht mehr ausspricht, weil die Aristokratie keine Sonderrechte mehr besitzt, bildet die breite Schicht derer, die mit heißem Bemühen um das ersehnte „von" kämpfen. Auch in dieser Beziehung ist gewöhnlich die Frau der treibende Faktor: die höhere Beamtengattin, die vielleicht bereits den Titel Excellenz führt, und die Gemahlin des Großkaufmanns, des christlichen Bankiers, der sich schon um seines Glaubens willen vor seinen Nachbarn in der Tiergartenstraße bevorzugt fühlt — womit ich keineswegs sagen will, daß die Sehnsucht nach

der fünf- und siebenperligen Krone nicht auch in den exklusiven jüdischen Kreisen heimisch sei. Die öffentliche Wohlthätigkeit spielt in dem Kampfe um den Adelspartikel eine hervorragende Rolle. Sie ist der Schild, der den mit aller Energie betriebenen Vormarsch decken hilft. Diese ehrgeizigen Damen fehlen in keinem, der Pflege der Barmherzigkeit gewidmeten Vereine und auf keinem Bazare; auf allen Sammellisten prangt ihr Name mit stattlichen Summen — sie lassen sich ihren Ehrgeiz ein hübsches Stück Geld kosten, und sie können es auch, denn sie sind gewöhnlich sehr reich. Wenn sie, was bei Wohlthätigkeitsfesten häufiger vorkommt, mit hohen Standespersonen zusammentreffen, kennt ihre Seligkeit keine Grenzen, und wenn es sich ermöglichen läßt, einer dieser höchsten Herrschaften einen kleinen Dienst zu erweisen, geraten sie in Ekstase. Es ist allerdings nicht gar zu leicht, innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle nobilitiert zu werden; es regnet nicht mehr Adelsdiplome, wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I., der sich, aus tiefinnerster Verachtung der Geburtsaristokratie sonder Verdienst, den Spaß machte, seine Hofnarren und Kammerdiener zu adeln. Man weiß dies und wählt deshalb, wenn man zu den „Freien“ und nicht zur Beamtenhierarchie zählt, häufig den bequemen Weg über irgend ein kleines Fürstentum, wo man gegen eine klingende Gefälligkeit sogar schon den Freiherrntitel erhalten kann.

Dann handelt es sich nur noch um die Anerkennung in Preußen, die sich aber auch „umgehen" läßt, wenn man aus dem preußischen Unterthanenverbande austritt und in dem gefälligen Fürstentum eine Scholle Grundbesitz erwirbt. Im Laufe der Zeit fragt kein Mensch mehr darnach, ob man daheim oder in San Marino oder in Schwippe-Grippe-Krippe geadelt worden ist: das „von" ist da — basta! . . . Das Ganze klingt wie eine lustige Satire — aber nein, es ist Wahrheit und dennoch ein Satyrspiel. Ich könnte mit Namen aufwarten — — du lieber Himmel, die menschliche Eitelkeit hat eben zu allen Zeiten gar sonderliche Blüten getrieben! Die Löcher im antiken Frack des Alcibiades, der Orden im Knopfloch, der Ehrgeiz nach einem Titel und die Freude am „von" —



es ist im Grunde genommen Alles das Gleiche. Die Erde rollt weiter, und die Sonne geht auf und unter und lacht über die Thorheiten des Menschengeschlechts ...

Schließlich noch Eins. Das Gesellschaftsbild jeder großen Stadt ist gewissermaßen eine musivische Arbeit; es setzt sich aus tausend bunten Steinchen zusammen. Zu den hellsten und glänzendsten dieser Steine gehört die preußische Edelfrau nicht; sie fällt zu wenig auf. Das scheint mir ein Vorzug zu sein. Das Weib ist nun einmal von der Natur zu stillerem Schaffen bestimmt als sein männlicher Gefährte — und daran wird auch die lebhafteste Bewegung der Geister kaum je etwas ändern.

Fedor von Zobeltitz.



Die musikalische Berlinerin.

Wenn es ein schriftstellerischer Vorzug ist, bei der Behandlung eines Themas mit dem darzustellenden Objekt in inniger

Fühlung zu verharren, so erfreue ich mich gerade jetzt dieses Vorzugs in ganz hervorragendem Maße: während ich dies schreibe, sendet mir eine Hausbewohnerin aus der oberen Etage elegische Grüße in Gestalt der Beethovenschen Cis-moll-Sonate, eine andere Berlinerin, die Tochter des Portiers, bringt sich mir mit einem Potpourri aus „Martha" in Erinnerung, und aus einer unbestimmten Richtung dringen obendrein Klänge eines Schumannschen Phantasiestücks an meinen Gehörorganismus, Töne, die — zehn gegen eins zu wetten — gleichfalls den zarten Fingern einer Spreeathenerin entströmen. Der urewige Genius der Musik hat diese Stücke zweifellos nicht für den Ensemblevortrag bestimmt, und wenn man sie so nebeneinander und gleichzeitig hört mit ihrem Gemisch von Dur und Moll in den verschiedensten Taktarten, könnte Schumann nicht sowohl der Nachfolger als vielmehr der geschworene Feind Beethovens erscheinen; allein, wenn man einmal in der Großstadt wohnt, muß man sich schon an diese aus den disparatesten Elementen zusammengesetzten Tutti gewöhnen, an das Tohuwabohu weiblicher Handarbeit, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann. Für diesmal kann es natürlich meine Aufgabe nicht sein, aus dem unbestellten Tripel-Konzert ärgerliche Konsequenzen zu ziehen; im Gegenteil, ich segne und preise es als einen vollgültigen Beweis von der Allgegenwart der musikalischen Berlinerin, die stolz, freudig und nachdrücklich ihre Existenz

jederzeit verkündet, soweit das Weichbild der Stadt reicht. Und wenn mir speciell auch die musikalischen Frauen weder himmlische Rosen noch seraphische Klänge in mein Tagewerk weben, so imponieren sie mir doch, wie alles, was durch die Wucht der numerischen Präsenz unseren Respekt herausfordert; sie imponieren mir wie die preußische Armee und die englische Flotte, ich halte sie für unverwüstlich und unüberwindlich, ich glaube fest daran, daß keine Macht der Erde gegen sie etwas auszurichten vermag.

Ein großer Teil der Betrachtungen, die der musikalischen Berlinerin gelten sollen, läßt sich selbstverständlich auch mit geringer Variation des Grundmotivs auf die in andern Großstädten lebenden Schwestern in Apoll transponieren, namentlich wenn wir die klavierspielende Majorität im Auge behalten. Das Instrument selbst sorgt für die Nivellierung, es zwingt das Ewig-Weibliche allerorten gleichmäßig in seinen Bann und erzieht im Bunde mit der universellen Musiklitteratur nach den nämlichen Prinzipien, mag es nun in Dresden, Stuttgart oder in der Reichshauptstadt stehen. Allein Berlin bleibt doch die auserwählte Stadt des Klavierismus, die wahre Sankt Pianopolis; hier kreuzen sich die Strahlen des Musikgetriebes aus aller Welt, hier vereinigen sich ideelle und materielle Bestrebungen der Tonkunst zum Brennpunkt, und der Reflektor, der seinen Glanz wiederum scheinwerfend hinaussendet ins Land, wird von der Hand des Weibes gehalten. In

der musikalischen Gemeinde Berlin herrscht die Frau souverän, und zehnmal mehr, als Bebels Zukunftsstaat ihr jemals versprechen kann, hat ihr die Kommune Musik-Berlin schon heute neidlos zuerkannt. Die Frau giebt jeglichem tonkünstlerischen Institute Zweck, Ziel und Bedeutung, für alle klingenden und singenden Unternehmungen liefert sie die ausschlaggebende, in vielen Fällen ausschließliche Grundlage der Berechnung. Der Konservatoriums-Direktor, der Notenverleiher, der Konzertagent gründen ihren Kalkul auf die Damenwelt mit der nämlichen Selbstverständlichkeit, mit der ein Cigarrenhändler das Heil des Geschäfts von der Herrenkundschaft erhofft. Es giebt in Berlin gutbesuchte Musikakademien — unter den Dutzenden gleichartiger Institute, deren Flügel in geräuschlosem Stillleben dahindämmern —, in denen das Auftauchen eines männlichen Zöglings gerade so frappieren würde, wie das Erscheinen eines Fähnrichs in einem Nonnenkloster. Die weltberühmte Kullaksche Akademie, die in ihrer Blütezeit weit über tausend Eleven in einem Jahreskursus zählte, konnte das Ziffernverhältnis frei nach Suppé präcisieren: „Zehn Mädchen und — höchstens! — ein Mann!“ Die weibliche Brigade, die im Laufe der Jahrzehnte die Kullakschen Pforten passierte, mag ein leibhaftiges Gegenstück zu den legendären Elftausend Jungfrauen gebildet haben; und von dieser Brigade schwärmten wiederum Bataillone als Lehrerinnen aus, um „nach Kullakscher Methode“ den Heerbann der

spielenden Berlinerinnen in geometrischer Progression zu verstärken; da begreift sich denn ohne weiteres der fabelhafte Aufschwung, der dem Berliner Instrumentenbau die Präponderanz in ganz Europa gebracht hat: ich habe kürzlich zu meinem Privatvergnügen ausgerechnet —, und ich bitte, mir nachzurechnen — daß allein die Klaviere Bechsteinscher Provenienz geradlinig aneinander gestellt von Berlin bis Jüterbog reichen würden; ohne die gefällige Mitwirkung der Berlinerin würde dieses Riesen-Erzeugnis nimmermehr zu stande gekommen sein, ja ich glaube, daß Bechstein trotz der anerkannten Vorzüglichkeit seines Fabrikats mit seiner Klavierlinie kaum bis Lichterfelde gekommen sein würde, wenn ihm nicht der unzählbare Heerbann der Musikdamen durch nunmehr vier Decennien hilfreiche Vorspanndienste geleistet hätte.

Freilich ist es nicht Jeder beschieden, ihr Mobiliar mit einem „eigenen Bechstein" zu krönen, und so Manche muß sich mit einem geliehenen oder gemieteten Instrument mehr oder minder zweifelhafter Provenienz durch die Lehrjahre hindurchhelfen. Mag aber dieses In-

strument gut oder böse sein, — jenseits von Gut und Böse erblickt die Phantasie der Meisten eine Zukunft der Lorbeeren und Applause, die sich in Wirklichkeit nur für eine verschwindende Minderheit zur realen Gegenwart gestaltet. In keinem Gebiete offenbart sich der unverwüstliche Optimismus der Menschheit so deutlich, wie in der musikalischen Arena, speciell in derjenigen Laufbahn, die mit der Fingerübung auf schwarz-weißem Felde anfängt. Wie jeder Lotteriespieler mit der Möglichkeit des großen Loses rechnet, so erscheint jeder Elevin, die ihr Klaviertalent entdeckt hat, die Carriere einer Clara Schumann als eine Fata Morgana, der sie mit heißem Bemühn zustrebt. Wenn das Dichterwort: „Das Genie ist der Fleiß" auch in der Umkehrung wahr wäre, dann hätten wir Berlin als die wahre Heimstätte der Genies zu betrachten, denn fleißig sind sie alle, diese Mädchen, welche die Musikmappe als Vorzeichen ihrer Künstlerschaft durch die Straßen schwingen; welche andere Stadt wäre auch so geeignet, den Ehrgeiz zu spornen und die Hoffnungen zu beflügeln, als die Reichshauptstadt mit ihrer betäubenden, rastlos sausenden Konzert-Maschinerie, die in jeder Saison Hunderte von Erfolgen produziert und an jedem Abend neue Sterne erglänzen läßt? Da gilt es nur, Anschluß zu gewinnen an diesen mit Hochdruck arbeitenden Mechanismus, mitzureiten in dem großen Turnier, das Preise in anscheinend unbeschränkter Zahl zu vergeben hat, und vorläufig nicht danach zu fragen, ob

denn wirklich gar so Viele auf der schmalen Kuppe des Parnasses in Wahrheit Platz finden können. „Üben! Üben!" heißt die Parole, und „Öffentlich auftreten!" das Feldgeschrei. Und so stürmen sie denn empor, schiebend und geschoben, den steilen Pfad hinan, der zum Ruhme führen soll. Hier fällt Eine ab, dort kehrt Eine um; hier erkennt eine vorsichtig Prüfende doch noch beizeiten die Grenzen ihrer Begabung und begnügt sich mit der Höhe einer wackeren Dilettantin oder Lehrerin; dort kommt eine kluge Jungfrau plötzlich auf den Gedanken, daß Heiraten besser sei als Konzertieren, und daß es edler sei, mit der erworbenen Technik einen Einzigen zu quälen, als ein ganzes Auditorium. Aber diese Deserteurinnen reißen doch nur unbeträchtliche Lücken in die Legionen, die den Aufstieg weiter verfolgen, bis sie schließlich als die Schar der „Flügge-Gewordenen", sei es in den Prüfungskonzerten unserer Musikschulen, sei es in eigenen Matineen oder Soireen, das Licht der Öffentlichkeit erblicken.

Ein Franzose Namens Laprade hat vor einer Reihe von Jahren eine Schrift unter dem Titel „Trop de musique" veröffentlicht. Die Anregung hierzu kam ihm im Seine-Babel, wo es ja auch in der Saison recht schwierig ist, ein musikfreies Ruheplätzchen aufzustöbern. Aber wenn die französische Hauptstadt auch ehedem in der Tonproduktion den quantitativen Vorsprung gehabt haben mag, so glaube ich doch, daß die Rivalin an der Spree allmählich

einen bedeutenderen Record festgestellt hat und heute in der Lage ist, der Pariser Massenleistung reichliche Points vorzugeben. Der Grund hierfür liegt vornehmlich in der ganz anders ausgebildeten Publizität, in der Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit der die Berliner Presse alle musikalischen Ereignisse begleitet und registriert. Der Berliner Berichterstatter vervielfältigt sich Abend für Abend, um Jedem und Jeder mit ausführlichen und wohlmotivierten Gutachten gerecht zu werden, während der Pariser Chroniqueur sich nur durch die äußersten Zwangsmaßregeln in ein Konzert treiben läßt und dann im besten Falle mit einem bedeutungslosen Cliché von drei oder vier Zeilen seinen kritischen Pflichten genügt. Dazu kommt, daß es in Deutschland Dutzende von Musikstädten giebt, für die Berlin maßgebend geworden ist als die Censurstadt par excellence und als das unerschöpfliche Gros-Lager für die musikalischen Detail-Bedürfnisse der Provinz. Und so haben wir es denn glücklich bis auf nahezu achthundert Konzerte innerhalb eines Winters gebracht, und der Konzertdirektor Hermann Wolff, der fernhinwirkende Schutzpatron all der großen Spieler und kleinen Spielwüteriche, bereitet wohl schon eine Saison vor, in der wir vom hundertsten ins „tausendste" kommen. Mag die einzelne Veranstaltung auch an sich geringe Bedeutung besitzen, so zieht doch jede ihre Wellenkreise, sie suggeriert neue Ideen, verbreitert das Interesse, und wie

k

die Musika selbst eine Frau ist, so stellen die Frauen auch für das vergrößerte Interesse das weitaus überwiegende und stetig wachsende Kontingent. Jedenfalls könnte ein deutscher Autor, der es unternehmen wollte, ein Berliner Seitenstück zu Laprades „Trop de musique“ zu schreiben, mit Argumenten nicht in Verlegenheit kommen: unsere lieben Berlinerinnen würden ihn reichlich damit versorgen.

Wenn ein solcher Autor noch außerdem mit besonders feinen Unterscheidungsorganen ausgerüstet wäre, so würde er vielleicht auch im stande sein, ein völlig zutreffendes Charakterbild der Berliner Musikschülerin zu entwerfen, ich meine ein Bild, dessen Profil sich aus specifisch Berlinischen Merkmalen zusammensetzte. Auf ein derartiges Wagnis möchte ich mich, aufrichtig gesagt, nicht einlassen, aus Furcht, mich in musikalische Spitzfindigkeiten zu verlieren. Soweit ich das Feld übersehe, wird heutzutage überall nach den nämlichen Methoden studiert, und eine Berliner Besonderheit des Anschlags, der Handhaltung und der Vortragsnuancen habe ich wenigstens, trotz aller Konzerterfahrung, noch nicht herausgefunden. Indem ich deshalb darauf verzichte, ein Gemälde der musikalischen Berlinerin in Ganzfigur zu entwerfen, möchte ich doch einige persönliche und künstlerische Züge feststellen, auf die Gefahr hin, daß sie auch anderorts in ähnlicher Weise beobachtet sein könnten.

Also erstens: die Berliner Musikschülerin hegt

die Tendenz, sich in ihren Lehrer zu verlieben, natürlich mit allen erdenklichen Abstufungen der Verliebtheit, von der harmlosen, wohltemperierten Schwärmerei bis zu jenen Graden der Ekstase, von der die Dichter singen und sagen, je nach ihrem eigenen Naturell und der Persönlichkeit des Magisters. Vorausgesetzt wird, daß der Präzeptor etwas bedeute, womöglich als Musiker oder gar als Komponist einen Namen habe und nicht nur ein Lehrer in abstracto sei, sondern in seiner eigenen Kunstfertigkeit ein Muster und Richtungsziel für die Schülerin darstelle. Wird diese Vorbedingung in keiner Weise erfüllt, so scheidet der Fall einfach aus der Betrachtung aus; es laufen dann nur dünne Instruktionsfäden von einem Teil zum andern, und diese pflegen bald zu zerreißen, es wird nicht geschwärmt, aber in der Regel auch nicht viel gelernt. Wo aber begründeter Respekt als Basis vorhanden ist, da hat die gemeinsam ausgeübte Kunst als Gefühlserregerin leichte Arbeit, und was in den ersten Stunden nur Bewunderung des Kunstverstandes war, wird schnell genug Anteilnahme des Herzens. Ich habe wiederholt bemerkt, daß sich die Berliner Jungfrau in die absolute Virtuosität, in die Technik als solche vergafft; diese tritt ihr nirgends so ursprünglich, so zwingend und überzeugend entgegen, als bei ihrem Lehrer, sie erscheint ihr in den Lektionen als der vollendete Ausdruck der Stücke, mit denen sie sich selbst so eifervoll beschäftigt, und an

k*

welche sie so viel seelische Emotion verausgabt. Unseren Romanschriftstellern, welche bereits alle erdenklichen Motive durchgeackert und Liebe aus Mitleid, aus Trotz, aus Gewöhnung, aus Langeweile entwickelt haben, möchte ich empfehlen, einmal die Liebe aus Klaviertechnik zu behandeln; ich würde ihnen Berliner Modelle nachweisen können, deren Neigung sich nachweislich und eingestandenermaßen an einer fulminanten Sextenpassage oder einem prasselnden Oktavenlauf entzündet hat. Wohlverstanden: diese Liebe auf musikalisch-pädagogischem Untergrunde führt fast niemals zu einer Verlobung, ja nur höchst selten zu einem Geständnis an die richtige Adresse, wie sie auch nicht danach fragt, ob die angeschwärmte Person jung, alt, schön, häßlich, ledig oder verheiratet ist. Sie fällt demzufolge auch niemals in die Rubriken der glücklichen oder unglücklichen Leidenschaften, behauptet sich vielmehr als reine Lyrik, die auf platonischen Gleisen neben den Lektionen einherläuft. Sie weiß nichts von Egoismus, nichts von Eifersucht, und versteigt sich nicht einmal bis zur Frage der Gegenliebe; Ausnahmen sollen ja freilich vorkommen, und mir selbst sind Fälle aus dem Berliner Leben bekannt, in denen die Musikstunde frei nach Almaviva und Rosina mit einem Accord auf Lebenszeit abschloß.

Zweitens: die musikalisch: Berlinerin steht mehr, als uns lieb ist und ihr lieb sein sollte, im Banne ihrer Nerven, sie ist entschieden nervöser als ihre Mit-

streberin aus kleinen Residenzen und aus der Provinz. Soweit diese Eigenschaft als eine Erscheinung fin de siècle gelten kann, tritt sie ja schon unabhängig von der Musik bei der Großstädterin in potenziertem Grade auf, vollends bei der Berlinerin der höheren Lebensschichten, an welche die Gesellschaft so extravagante Anforderungen stellt. Die unausgesetzte Beschäftigung mit der Tonkunst vollendet das Werk der Nerven-An- und Abspannung; denn die Zeiten des harmlosen Musikgenusses, für welche die ehemaligen Bilse-Konzerte den gültigen Typus lieferten, sind unwiederbringlich dahin. Damals wurde noch die Musik als eine angenehm wiegende Begleiterscheinung zu Kaffee und Handstickerei aufgefaßt, zumal an den sogenannten Verlobungs-Abenden am Donnerstag im Konzerthaus. Die holde Weiblichkeit behielt in den Pausen, ja sogar bei den Pianostellen des Orchesters, genug Aufmerksamkeit übrig, um den niedlichen Scherzen blonder Kaufmannsjünglinge zu lauschen; die Teilnahme an der Kunstleistung blieb ein äußerer Vorwand, war aber fast niemals ein inneres Bedürfnis. Verschärfte sich das Interesse in gewissen Einzelnummern, sagen wir bei einem Straußschen oder Gunglschen Walzer, so fuhr die Sensation doch höchstens nur in die Fußspitzen, nicht in die Herznerven. Wohl giebt es auch heute noch im Konzerthaus der Leipziger Straße allabendlich Orchestermusik, allein statt der vormaligen Hausfrauen in spe sitzen junge Kritikerinnen darin, die

die prägnante Herausarbeitung der Themen, die Tempo-nahme und die dynamischen Werte der Tongruppen mit prüfendem Sinn verfolgen. Die neue Generation der musikalischen Berlinerin verhält sich zur früheren im wesentlichen wie ein philharmonisches Abonnements-Konzert zum verflossenen Bilse-Abend. Für die moderne Repräsentantin der musikalischen Großstadtwelt gilt in Wahrheit die tonkünstlerische Devise: res severa verum gaudium; die Musik ist eine ernste Angelegenheit für sie geworden, entsprechend der ungeheuren Vertiefung, die das gesamte künstlerische Leben der Hauptstadt in den letzten Jahrzehnten erfahren hat. So Manche hat begriffen, daß die Musik an zehn verschiedenen Enden angegriffen werden will, wenn sie auch nur einigermaßen in den Besitzstand des Menschen übergehen soll; und so begnügt sie sich nicht mehr mit einfachen häuslichen Studien und flüchtigem Konzertbesuch, — sie beteiligt sich jetzt an den Chorübungen der großen Gesangvereine, die dem Scepter eines Gernsheim, Siegfried Ochs, Blumner, Holländer, Mengewein u. s. w. gehorchen, sie treibt Theorie, Musikgeschichte und Ästhetik, verschlingt die Musikzeitungen und denkt über akustische Probleme nach. Kommt sie auch in der Theorie nur selten über den Septimenaccord hinaus und lebt sie auch mit den Daten der Musikhistorie ewig auf gespanntem Fuße, so bleibt doch die Menge des von ihr verarbeiteten Kunststoffes eine ganz gewaltige. „So was setzt sich

nicht in die Kleider," sagt man in Berlin, wenn man ausdrücken will, daß die Summe gewisser Eindrücke schließlich den Organismus angreifen muß. Der große Komfort der Kenntnis wie der Finger- und Kehlfertigkeit wird mit Nerven bezahlt! Diese Jungfrau, die sich im Gespräch als scheinbare Allwisserin entpuppt, der kein nennenswertes Musikereignis entgangen ist, die ganz genau weiß, nicht nur was komponiert und aufgeführt worden ist, sondern auch was demnächst komponiert und aufgeführt werden wird, — sie hat den Tribut ihrer Bildung in barer Nervensubstanz entrichtet. Und sie geberdet sich auch recht nervös, wenn von Reden zu Thaten übergegangen werden soll, das heißt, wenn für sie irgendwo die Stunde der Eigenproduktion schlägt. Dann bekommt sie plötzlich, je nach ihrem Fache, kalte Hände, trockene Kehle, Gedächtnisschwäche, Angstgefühle, fliegende Hitze, Frostschauer, kurzum die üblichen Symptome mehr oder minder ausgebildeter Neurasthenie. Sie, die während ihrer Klausurübungen zu Hause so viele Stücke „auf der Walze" hat, daß sämtliche Nebenmieter nervös werden, behauptet, sobald sie selbst nervös wird, nicht ein einziges Stück zum Vorspielen in den Fingern zu haben. Handelt es sich im Ernstfalle um einen Konzertvortrag, so bricht das Podiumfieber in vehementester Form aus, und es bedarf im Künstlerzimmer gewichtigen Zuspruchs seitens einflußreicher Kapazitäten, verstärkt

durch Bromwasser und Antipyrin, um die nervöse Dame zum Schafottgang auf die Estrade zu veranlassen. Gehört sie der jetzt so beliebten Gattung der Geigenfeen an, so äußert sich der bedrohliche Zustand zu allererst in sanft betauten Fingerchen, welche wiederum für die E-Saite die Gefahr des Reißens nahelegen; und diese bloße Möglichkeit, daß die Quinte springen könnte, schlägt wiederum dermaßen auf die Nerven zurück, daß die Geigenfee die eigentliche Funktion der Feen, das Segnen, gänzlich vergißt, um im stillen ihre Idee, gerade jetzt zu konzertieren, desto lebhafter zu verfluchen. Hiermit korrespondiert auch, daß fast alle Berliner Künstlerinnen, wenn sie ihren Konzertvortrag glücklich überstanden haben, allen Umstehenden nicht genug zu erzählen wissen, wie schlecht disponiert sie gewesen seien und wie miserabel sie gespielt hätten. Die tiefe Reue, die sich in diesen Äußerungen ausspricht, führt allerdings nur in seltenen Fällen zur völligen Aufgabe des Geschäfts; sie dokumentiert sich vielmehr in der Regel plastisch dadurch, daß die junge Dame für die nächste Saison statt eines Vortragsabends einen Cyklus von drei oder fünf Konzerten ansagt.

Und endlich noch eine wirkliche Berliner Specialität, die nirgendwo in der Welt ein Pendant findet: die Berliner Musikdamen, wenigstens diejenigen, welche die Öffentlichkeit in irgend welcher Weise berühren, besitzen in corpore eine gemeinsame Vertraute: die

sogenannte „Zeitungstante“, das vortreffliche und mit Recht berühmte Fräulein Marie Rudolph, deren



Stellung in der Berliner Musikwelt einst durch Hans von Bülow begründet wurde. Ihre Residenz ist keine Akademie und kein Konzertsaal, sondern

eine bescheidene Zeitungs- und Selterbude an der Potsdamer Brücke; aber dieser Kiosk repräsentiert in seiner Weise das musikalische Ministerium der inneren Angelegenheiten; im weiten Bereiche des Berliner Musikgetriebes giebt es keinen Vorgang, der nicht hier von eloquenten Damenzungen besprochen und kommentiert würde. Wo die Weisheit des Agenten, des Reporters, des Kritikers aufhört, da fängt die der Zeitungstante an; und wohlgemerkt: sie ist die einzige Berliner Musikdame, die in all dem Großstadtlärm — man denke, an der Potsdamer Brücke! — ihre Nervenstärke bewahrt hat, und deren umfassende Sachkunde und Gedächtniskraft keinem störenden Zufall unterliegt. Sollte meine Skizze einer Fortsetzung und die vorliegende Charakteristik der musikalischen Berlinerin einer Vervollständigung bedürfen, so möge sie von Fräulein Rudolph geschrieben werden. Denn es wäre Überhebung von mir, wollte ich meine Erfahrungen auf diesem Gebiete, sei es an Umfang, sei es an Gründlichkeit, mit den Kenntnissen der Zeitungstante vergleichen.

Alexander Moszkowski



DIE MUSTERHAFTE HAUSFRAU

Berlin liegt eigentlich doch der russischen Grenze bedenklich nahe. Wenn man sich nicht aus der Betrachtung der Karte davon überzeugen könnte, so müßte man es unter anderm aus dem Umstande schließen, daß, wenigstens bis vor ganz kurzem, selbst in üppig ausgestatteten Herrschaftshäusern noch wahre Hundelöcher als Schlafräume für die Dienstboten vorgesehen waren. Übrigens liegt ja die Polackei noch viel näher, wo das dienende Volk durch Handkuß.

Knicks und Knieumarmung noch sichtbarlich beweist, daß die Erinnerung an die Zeiten der Leibeigenschaft noch immer in seiner Seele mächtig ist, und wo die gnädigen Herren bis auf den heutigen Tag recht munter prügeln sollen. Die Nähe des großen Slavenreiches, die starke Mischung mit slavischem Blut in dem Preußenvolke östlich der Elbe, müssen wohl die Ursache sein, daß in diesen ostelbischen Provinzen das Herrengefühl der herrschenden Klassen so ganz besonders stark entwickelt ist. Die berüchtigte Schneidigkeit preußischer Junker, Gardelieutenants und Assessoren dürfte zum guten Teil auf Rechnung der slavischen Erbschaft kommen, gestützt und gehoben durch die Eigenart des modernen Berlinertums, jene allzu parvenuhaft-aufdringlich zur Schau getragene Einbildung, alles besser zu wissen als andere Leute. Die Hauptvoraussetzung der Schneidigkeit ist die tiefe Überzeugung von der Minderwertigkeit der übrigen Menschheit. Der dienende Mensch besonders ist für diese Herrennaturen ein Hund, von Natur faul, dumm, tückisch und gefräßig, ein Hund, vor dem man immer auf der Hut sein muß, trotzdem er feige ist und sich beim Anblick der Peitsche ängstlich verkriecht. — Anmutig ist diese Schneidigkeit gewiß niemals, aber sie ist doch beim starken Geschlechte nicht selten mit wirklicher männlicher Tüchtigkeit, mit Achtung gebietender Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue verbunden. Wie aber, wenn die Schneidigkeit im Busen einer Dame wohnt?

Meine Herren! ich frage Sie alle, die Sie westlich der Elbe und südlich des Mains zu Hause sind: kennen Sie das Ideal einer musterhaften Hausfrau, so wie es die jüngste Weltstadt herausgebildet hat? Wenn nicht, dann seien Sie froh, denn ich kann nur sagen: hu, brrrr! Der schneidigste Assessor, selbst wenn er in Deutschafrika in die Schule gegangen sein sollte, ist ein mildes Lamm, ein Juwel von Menschenliebe und Nachsicht im Vergleich zu der musterhaften Hausfrau, deren Berlin sich rühmt. Meine Herren, ich wende mich an Sie, weil ich Ihres starken Schutzes vielleicht dringend bedürfen werde, wenn die gekränkten Musterhausfrauen sich gegen den bösen Verleumder wenden sollten. Aber ich verleumde nicht, ich nehme alles, was ich zu sagen gedenke, auf meinen Diensteid als Menschenbeobachter von Profession.

Ich kenne die musterhafte Berliner Hausfrau in zahlreichen Exemplaren, in verschiedenen Schattierungen, von der Gattin des kleinen Beamten, mit nur einem halbwüchsigen Dienstmädchen, bis zur Leiterin des reichen Haushaltes im großen Zuschnitt, ich kenne junge und alte, ich kenne sie daheim und auf Reisen.

Im Auslande ist die Species auch mindergeübten Augen leicht erkennbar. Statt des Ah! und Oh! genußfreudiger Seelen hört man von diesen unglücklichen Reisenden nur Uh! und Äh!, Püh! und Pfui! Lauter Ausrufe des Mißtrauens, der Geringschätzung, der Verachtung und des Ekels. Sie reisen nicht von

einem Land, sondern nur von einem Hotel ins andere. Die Hotels sind der Gegenstand ihrer beständigen Entrüstung und gerade darum auch der Gegenstand ihres einzigen Interesses. Wohl können sich diese Damen nirgends fühlen, weil sie nirgends etwas zu befehlen haben. Die Vergleichung fremder Haushaltungen mit ihrer eigenen und die selbstverständliche Mißbilligung der ersteren ist fast ihre einzige Beschäftigung auf Reisen. Sobald sie ein Hotelzimmer betreten, schnüffeln sie darin herum und sagen Püh!, denn selbstverständlich ist die Luft darin verdorben. Dann fahren sie mit den Fingern über die polierten Möbel und reiben dem Gatten triumphierend den entdeckten Staub unter die Nase. Dann untersuchen sie peinlichst das Waschgeschirr und klingeln entrüstet nach dem Zimmermädchen. Inzwischen wird das Bett aufgedeckt und auf Sauberkeit und Härtegrad geprüft; auszusetzen ist immer etwas; meistens aber wird die entrüstete Dame tiefgekränkt ausrufen: „Da lege ich mich nicht hinein!“ Beim Speisen im Restaurant kann man beobachten, daß besagte Species niemals die dem Lande eigentümlichen Gerichte oder besonderen Feinheiten genießt, sondern vielmehr überall, nach langer, peinvoller Überlegung, mittags Kalbskotelette und abends Rührei mit Schinken bestellt, weil diese ihr die einzigen Speisen dünken, welche von diesen niederträchtigen ausländischen Köchen nicht so leicht zu vergiften und zu vermanschen seien. Zur Nacht leuchtet

sie sorgfältig in den Kleiderschrank, in alle Winkel und unter das Bett — in welches sie sich nie legen wird —, schließt das Thürschloß zweimal herum und riegelt obendrein noch zu; denn sie hält jedes Gasthaus selbstverständlich für eine Diebshöhle und Mördergrube. Selbst wenn sie wie ein Bär geschlafen und wie ein Sägewerk geschnarcht hat, erklärt sie am andern Morgen mit Leidensmiene dem Gatten, sie habe kein Auge zuthun können, es wimmle gewiß alles von Ungeziefer, dreimal habe sie Licht gemacht, weil was geraschelt habe — entweder waren es Ratten, oder es hat Einer am Schloß probiert — — und dann lege sie sich überhaupt nie mehr zwischen zwei Bezüge, zwischen denen sich in der Nacht vorher wer weiß was für Schmutziane oder gar Cholerakranke herumgewälzt hätten! Das einzige reine Vergnügen, das diese Dame auf Reisen zu genießen versteht, ist die Aussprache mit Landsmänninnen, mit gleichgestimmten Seelen, die gleichfalls für Muster ihrer Gattung gelten wollen.

Der unvorsichtige Gatte, der solch eine Musterhausfrau mit auf Reisen nahm, thut das freiwillig sicher nicht zum zweitenmal, denn es giebt ohne Zweifel angenehmere Reisebegleiter als diese Meisterinnen in der Kunst des Verekelns, und es dürften wohl nicht besonders viele Männer sich finden lassen, die es für reizvoll oder gewinnbringend erklärten, unterwegs fortwährend darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie doch zu Hause alles so sehr viel besser



sei, wie die Menschheit nirgendwo anders auch nur den leisesten Begriff von Ordnung, Reinlichkeit und wohlbekömmlicher Kochkunst habe. Ich möchte übrigens behaupten, daß die ganz echten und völlig ausgebildeten Musterexemplare der Berliner Hausfrau überhaupt nicht auf Reisen gehen, denn solche pflegen sich für derartig unentbehrlich zu halten, daß sie den Zusammenbruch aller Ordnung, den Ruin der Familie unabwendbar glauben, sobald sie den Fuß aus ihrem Hause setzen. Nur das Machtgebot eines strengen Arztes, die Sorge um ihr liebes Leben, das sie sich für ihre teuren Angehörigen erhalten müsse, vermag vielleicht einmal eine solche Dame zu einer Badereise zu bestimmen.

Und wie sieht denn nun das häusliche Paradiesgärtlein aus, in das das Musterregiment einer Berliner Hausfrau ihre Etagenwohnung in der Mietskaserne verwandelt? Blitzsauber ist es allezeit im Paradies, das muß wahr sein; nicht einmal ein unschuldiges Stäubchen wird darin geduldet, viel weniger gröberer

Unrat, oder gar unnützes und schädliches Geziefer; der Tisch ist auch immer zur rechten Zeit gedeckt für die Hungrigen, und eine Ordnung herrscht überhaupt darin, wie man sie sich im idealsten Polizeistaat nicht besser vorstellen kann. In einer Beziehung wird sogar der sagenhafte Garten Eden von dem Paradies der Berliner Hausfrau noch übertroffen, indem nämlich der Engel mit dem Schwert, der die Hinauswürfe besorgt, bei weitem häufiger als dort in Thätigkeit tritt — nämlich so oft eine schlimme Magd über die Schwelle gejagt wird, sei es nun, weil sie nach altem Evabrauch von verbotenem Obst genascht, oder andere schwere Sündenschuld auf sich geladen hat.

Die Stimme des Herrn ertönt selten in diesem Paradiese, aber die Stimme der Frau vernimmt man vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, denn sie ist ruhelos wie das böse Gewissen.



Wenn schon das Organ der Berlinerin im allgemeinen nur selten lieblich zu nennen

1

ist, so wirkt eine lange und mit Eifer betriebene Hausfrauenthätigkeit noch ganz besonders verderblich darauf ein. Der Hausherr, der in einem wohlgeordneten Haushalt immer später aufzustehen pflegt als die Hausfrau, wird häufig genug durch die liebliche Zweistimmigkeit eines scharfen Morgendisputs zwischen Gattin und Dienstmädchen aus dem Schlafe geweckt. Es ist ein fortwährendes Hin- und Hervoltigieren über die Bruchstelle in der Stimme, ein höchst aufregendes Parlandogejodel und, wie gesagt, allemal zweistimmig, denn Keines läßt das Andere ausreden. Selbst wenn die Herrin das Mädchen auffordert eine Erklärung abzugeben oder sich zu verteidigen, so fühlt sie sich dadurch auch noch nicht eine Minute lang zum Zuhören verpflichtet, sondern setzt vielmehr nach allerkürzester Pause più forte wieder ein, denn es steht bei ihr von vornherein fest, daß die Unthaten eines Dienstmädchens sich niemals entschuldigen lassen. Es giebt überhaupt kein Dienstmädchen, welches den Ansprüchen einer solchen Musterhausfrau auch nur einigermaßen zu genügen vermöchte: dumm, faul, gefräßig, schadenfroh, klatschsüchtig, frech sind sie nach ihrer Meinung alle, selbst ihrer Ehrlichkeit kann man sich nie versichert halten, und als ein Glück ist es zu betrachten, wenn sie nicht obendrein noch liederlich sind. Nur wenn der Zufall einmal unserer Musterhausfrau ein Wesen ins Haus führt, dem selber die höchsten Hausfrauenqualitäten angeboren sind, dem die schaffende

Unrast im Blute sitzt und der Scheuerteufel im Genick — nur dann kann vielleicht einmal eine Harmonie für längere Zeit bestehen; doch auch in diesem seltenen Falle dürfte das Glück der Herrin nicht immer gemacht sein; denn wo das Schimpfbedürfnis einmal vorhanden, das Sich-ärgern eine Gewohnheit geworden und das Tadeln zu einer Kunst ausgebildet ist, da kann durch die mangelnde Gelegenheit zur Bethätigung so schöner Eigenschaften Schaden an Leib und Seele angerichtet werden.

Gute Dienstboten haben immer nur einzelne Herren und mäßige Hausfrauen, das heißt solche, die nicht „in allen Dingen gar so genau" sind und den Dienstboten zunächst einmal als einen Menschen behandeln und ihm Vertrauen erweisen, solange er sich dessen nicht unwürdig gezeigt. Wenn die Musterhausfrau unglücklicherweise nicht über eine gute Gesundheit und genügende Körperkräfte verfügt, so wird sie ihren Mann zu Hülfe rufen, um dem furchtbaren Volke der Domestiken mit der nötigen Energie entgegenzutreten. Dann muß der Gatte seine Lunge anstrengen, um mit dem gewünschten kräftigen Donnerwetter Missethaten zu ahnden, deren Schwere er in den meisten Fällen durchaus nicht zu schätzen weiß; weigert er sich des Henkeramtes, so bricht die Gattin in reichliche Thränen aus und erklärt ihn für ein herzloses Ungeheuer, welches es mitleidlos mit ansehe, wie jene Kreaturen sie langsam aber sicher

1*

zu Tode quälten. Wagt er gar die Verteidigung des angeklagten Dienstmädchens anzuhören und sie begründet zu finden, so kann er sicher sein, von der Gattin der Verschwörung mit jenem abgefeimten Geschöpf beschuldigt zu werden.

Überhaupt der Gatte einer Musterhausfrau! Er bekommt es sein Leben lang tagtäglich zu hören, daß alles, was geschehe, nur für ihn geschehe, daß nur zu seinem Bestem die arme Frau alle Sorgen auf sich nehme und Tag und Nacht sich keine Ruhe gönne. Wehe ihm, wenn er es nicht glauben mag, daß alle diese fürchterliche Unruhe wirklich nötig sei, um zur rechten Zeit eine anständige Mahlzeit auf den Tisch und Sauberkeit und Ordnung im Hause zu schaffen. Es gilt diesen Damen überhaupt für eine ausgemachte Sache, daß Männer für die Erfordernisse des Haushaltes und überhaupt für die praktischen Fragen des täglichen Lebens durchaus kein Verständnis haben könnten. Jeder Vorschlag des Mannes, irgend etwas bequemer einzurichten, wird von der Gattin mit überlegenem Hohn zurückgewiesen, oder die entrüstete Dame pflustert sich auf wie ein Truthahn und giebt es ihm etwa folgendermaßen: „So, also bitte, wenn Du's besser verstehst, so wirtschafte Du doch alleine. Ich trete gerne zurück — Ach Gotte doch, so gerne! Natürlich, wenn Geld gar keine Rolle mehr spielen soll und alles nur so zum Fenster rausgeschmissen und die Frauenzimmer Einem auf der Nase rumtanzen



dürfen und kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen — I ja, das glaub' ich selber — denn ist Wirtschaften freilich keine Kunst." Worauf natürlich der Gatte nichts zu erwidern weiß und beschämt davonschleicht. Das Davonschleichen wird überhaupt in der Ehe mit einer Musterhausfrau sehr bald das einzige Verteidigungsmittel des Mannes, wenn er nicht schon von Anfang an zum kläglichen Pantoffelhelden herabgedrückt wurde. Die Kneipe und das blöde Skatspiel werden seine Zuflucht aus den beängstigenden Freuden des häuslichen Paradieses.

Männer von phlegmatischem Temperament und mit Philisterinstinkten halten die Ehe mit einer Musterhausfrau allerdings nicht selten bis an ihr seliges Ende aus — vorausgesetzt, daß sie in ihrem Berufe außerhalb des Hauses arbeiten und daß ihnen das Wirtshaus und der Verein erlaubt ist. Männer mit feineren Nerven dagegen, welche daheim arbeiten müssen, halten es meist nicht so lange aus. In solchen Fällen pflegt es ein Unglück zu geben — ein Unglück, woran selbstverständlich immer der undankbare Mann allein

schuld ist! Ruhe, Freude und Schönheit werden gemordet durch den Wirtschaftsdämon der Frau — und sie selbst ist das erste Opfer ihres Dämons. Denn das erste, was sie verliert im ewigen Hasten und Ängsten und Sorgen, das ist die Fähigkeit zur Freude. Man sehe sich nur einmal die Berliner Musterhausfrau bei ihrem Vergnügen an, wenn sie etwa einen Sonntagsausflug mit der Familie ins Grüne macht: ängstlich wacht sie über jeden Groschen, der ausgegeben wird, ängstlich ist sie hinter den Kindern her, daß sie sich nicht die guten Kleider verderben oder gar ins Wasser fallen, sich Löcher in den Kopf schlagen und dergleichen; und wenn's am lustigsten hergeht, so wird ihr gewiß der Gedanke kommen, daß inzwischen das Dienstmädchen daheim einen gefährlichen Einbrecher, mit dem sie ein Verhältnis hat, in die Wohnung eingelassen habe. Auch an der Geselligkeit wird sie keine Freude empfinden können, denn bei Fremden wird sie sich nur mit der kritischen Beobachtung des Haushalts befassen, und im eigenen Hause wird ihr durch lächerliche Sorge für Speis' und Trank, durch die Angst vor etwaigen Mißgriffen der Dienstboten oder vor der Kritik der Geladenen der Spaß ver-



dorben. Ganz ebenso macht der Dämon bald der Schönheit den Garaus. Sie findet keine Zeit mehr, auf ihr Äußeres zu achten, die ewige Abäscherung macht sie vor der Zeit alt, das künstlich gepflegte Mißtrauen, die kleinliche Sorge um Nichtigkeiten graben ihr häßliche Züge ins Gesicht. Und wo so viel wütende Kraftentfaltung auf die Reinlichkeit verwendet wird, da stumpft sich der Sinn für den Schmuck der Häuslichkeit ab. Die gute Stube darf um Gottes willen nicht bewohnt werden, die guten Plüschmöbel sind nur dazu da, um geklopft zu werden. Unheimlich symmetrisch, frostig und ungemütlich muten diese Berliner Prunkzimmer meistens an. Wird der Ofen im Winter ja einmal geheizt und sind keine Gäste da, so wird ohne Bedenken die kostbare Hitze ausgenutzt, um etwa Kinderwindeln oder so etwas Schönes daran zu trocknen.

Welch eine Jugend haben die Kinder in einem Hausstand, dem eine so unruhvolle Mutter vorsteht! Der peinliche Ordnungssinn regelt ihr Leben nach der Uhr, das stets wache Mißtrauen findet in jeder gesunden Tollheit Keime des Bösen, die unterdrückt werden müssen. Der erstickte Schönheitssinn ertötet auch in den Kindern bald die Grazie der Ungezwungenheit, strenge Abrichtung tritt an die Stelle freier Entwickelung und die Gewohnheit des ewigen Scheltens und Tadelns macht auch die bestgearteten Kinder zu ihren Opfern. Die tiefste Mutterliebe selbst lernt die Sprache der Zärtlichkeit nicht mehr. Sie mag es noch so gut meinen mit

ihren Kindern, die Art der Rede, das laute Anfahren, das ewige Puffen und Knuffen wird die Kinder über ihr wahres Gefühl täuschen; sie werden ihre Mutter nicht so lieben können, wie sanfte, ruhige Mütter geliebt werden, aber sie werden vielleicht aus Furcht vor Schelte und Strafe zu Heuchlern erzogen werden. Das Beste, was ein glückliches, harmonisch heiteres Familienleben Kindern fürs Leben mitgiebt, nämlich Phantasie, Humor und heiteres Vertrauen auf die Güte nahestehender Menschen wie auf die eigene Kraft, das alles wird unterdrückt in den jungen Seelen, die in einem so wütig regierten Hauswesen aufwachsen, und die Mutter, die ihre Jugend, ihre Reize, ihre Kräfte geopfert hat, um ihr Ideal eines musterhaften Hausstandes zu verwirklichen, erntet dafür nicht einmal den Dank ihrer Kinder.

Ja, die musterhafte Hausfrau, wie sie in Norddeutschland und in Berlin ganz besonders in Reinkultur blüht, ist eine tragische Erscheinung. Sie ist im Grunde eine Verkörperung aller besten Charaktereigenschaften des norddeutschen Schlages: pflichttreu, arbeitsam, keusch, sparsam und vor allen Dingen selbstlos bis zur Narrheit. Sie opfert sich thatsächlich auf für den Mann, der sie erwählt und für die Kinder, die sie geboren hat; sie verzichtet ganz darauf, für sich selber ein wenig Genuß vom Leben zu fordern, sondern verzehrt sich in äußerer und innerer Unrast, bis sie gar nicht mehr fähig ist, die Ruhe zu genießen, wenn sie ihr später



im Leben vielleicht endlich zu teil werden könnte. Und zum Dank für alle ihre Opfer erntet sie nur Haß, oder doch wenigstens ängstliche Scheu. Bleibt sie alt und allein im Leben zurück als grämliche, stets mißtrauische und unzufriedene, hinfällige Ruine, so muß sie es bitter empfinden, wie sehr sie allen Menschen zur Last fällt. Niemand wird ihr ehrlich nachweinen, wenn sie endlich der Tod zur ewigen Ruhe gezwungen hat. Warum das alles? Warum muß so viel sittliche Kraft und so viel ehrliche Arbeit so giftige Früchte tragen? Warum ist ein wenig Glück nicht der selbstverständliche Lohn treuer, aufopfernder Pflichterfüllung? Weil es kein Glück giebt ohne Ruhe, Fröhlichkeit und etwas, wenn auch noch so bescheidene Schönheit. Derjenige Haushalt ist der beste, in welchem die Maschine, die ihn in Bewegung setzt, am wenigsten klappert, und diejenige Pflichterfüllung findet den meisten Dank, die am wenigsten von sich hermacht. Die Berliner Musterhausfrau aber läßt die Maschine klappern, daß Einem die Ohren gellen, und mit ihrer Pflichttreue protzt sie daher mit lautem Hallo — das macht sie unausstehlich und scheucht das Glück zum Hause hinaus. Vielleicht kommt auch für Berlin einmal die Zeit — wenn der junge Weltstadtrausch verflogen ist und auch im Mittelstande ein leidlich behagliches Leben ohne nervenzerreißendes Hetzen und Hasten errungen werden kann —, wenn sich mehr Muße findet zu harmlos heiterem Lebens-

genuß, wie ihn doch die süddeutschen Großstädte kennen. Dann findet sich vielleicht auch mit der Muße das Bedürfnis zur Pflege wahrer häuslicher Gemütlichkeit, die ohne ein bischen Schönheitssinn nicht zu erreichen ist. Berlin muß erst alt und ein wenig bescheidener geworden sein; zur Zeit ist es noch so stolz auf seinen Lärm, daß es die schöne Ruhe noch gar nicht zu schätzen weiß. Aber im alt und milde gewordenen Berlin müßten die musterhaften Hausfrauen von heute aus Mangel an Ärger aussterben und man würde sich daran gewöhnen müssen, einen musterhaften Hausstand denjenigen zu nennen, in dem die Dienstboten am längsten bleiben, das Lachen der Kinder am glücklichsten klingt und der Mann sein Bier zu Hause trinkt und — keinem Verein angehört.



DAS KLEINE MÄDCHEN

Wer sind diese „kleinen Mädchen“?

Verfahren wir zunächst botanisch. Nimmt man an, daß die Berliner Frauenwelt ein großes Zierbeet voll der köstlichsten, buntesten Blumen sei, so

muß man die „kleinen Mädchen“ als Pflänzchen bezeichnen, die regellos zur Seite blühen, dazu bestimmt, vom ersten besten Jüngling ins Knopfloch gesteckt zu werden. Diese Pflänzchen gehören samt und sonders in die große Familie derer „sie jeht mit ihm“ und erreichen bei guter Pflege ein Alter von 17 bis 21 Jahren, worauf sie in das große Beet der Ehe umgesetzt werden müssen. Sie treten meistens unter den Namen: „Annchen — Marthchen — Lottchen“, besonders aber „Gretchen“ auf.

Und dies führt mich vom Natur- zum Kulturgeschichtlichen. Von allen Hauptstädten der Welt reifen gerade in Berlin unter den kleinen Studentenbräuten noch echt deutsche Gretchen-Naturen heran, umflossen von aller Poesie und Treue, ganz erfüllt von Liebe und Bewunderung für ihren Musensohn und umgeben von einer Atmosphäre spießbürgerlicher Beschränktheit, sehnsüchtiger Lebenslust und thränenrieselnder Sentimentalität. Sie wünschen nichts anderes und denken an nichts anderes, als Liebe zu empfangen und dreimal beseligend wieder zu spenden, sie drücken die Augen zu vor der bösen Welt, die sie mit Sorgen und Vorwürfen ängstigt, um nichts zu sehen, nichts zu fühlen, als ihn; und so seltsam und schen blüht diese erste Neigung, daß keine dunkle Ahnung jenen kleinen Töchtern der Großstadt zuraunt, daß das Ende der wonnigen Zeit schon hinter der Thür lauert, daß das Semester schließen, und der bunte

Vogel davonflattern wird, auf Nimmerwiedersehen!

... Wann und wo das sogeartete „kleine Mädchen“ in das Leben des Berliner jungen Mannes eintritt, ist schwer zu bestimmen. Genau weiß das eigentlich keiner. — Eines schönen Tages ist sie da, man besinnt sich absolut nicht, woher sie kam. Am leichtesten gelingt die historische Feststellung noch dem Studenten. In den kleinen, schlecht erleuchteten, nach Rindfleischsauce und Bierdunst ewig duftenden Studentenkneipen der Louisen-, Dorotheen- und Mittelstraße erhält der junge Fuchs die erste Anregung. Da fällt oft ein bedeutendes, geheimnisvolles Wort unter den älteren Kommilitonen, das der Lehrling der Zunft begierig aufgreift. Ein Couleur-Student mit ein paar flotten Schmissen springt auf und will sich fortschleichen. Draußen dunkelt es gerade, der Schnee fällt in leisen Flocken. „Aha! — Hast Du heute Deinen Abend?“ tönt's bei den Anderen. „Na, grüß' Marthchen!“

Verflucht, wie kurz und vielsagend und geheimnisvoll das klingt! — Der junge Fuchs wird sehr nachdenklich. Auf welche Weise die älteren Semester wohl zu ihren allerliebsten kleinen „Verhältnissen“ gekommen sind? Wo die wild wachsen mögen? Es muß doch eine große Frechheit dazu gehören.

„Ach Unsinn — ansprechen mußt Du sie.“

Das ist es ja gerade — ansprechen —. Diese höchst schwierige Kunst, welche Routine und eine recht

erhebliche Portion liebenswürdiger Unverfrorenheit verlangt, kann man in dem kleinen Provinzstädtchen unter Papas und Mamas Aufsicht eben nicht erlernen. Aber der Funke hat gezündet, das Feuer beginnt zu glimmen, das langsam Sehnsucht wird, Sehnsucht nach dem kleinen, hübschen, anschmiegenden Mädchen, das er noch gar nicht kennt, das er aber suchen will, wie das Glück. — — Ein paar Abende streift er fruchtlos die grell beleuchtete Friedrichstraße auf und ab. Da plötzlich schwemmt der Strom der Wandelnden etwas heran — „Donnerwetter!" — er wurzelt fest — das ist sie — sie ist reizend.

Mit einer Freundin Arm in Arm kommt sie näher. Er sieht ihre blonden Haare, die lustig umherlugenden braunen Augen, die ihn längst bemerkt haben — denn sie sucht ja auch das schimmernde, unglaubliche, selige Glück, von dem sie mit ihren 17 Jahren nur sehr verworrene Ansichten hat — er überfliegt die schlanke, zierlich-schmiegsame Gestalt, enggepreßt in das anliegende schwarze Jäckchen, er sieht, wie sie sich ein wenig nach ihm zurückwendet und dabei die Freundin kokett in die Seite stößt:

„Du, sieh' mal — Den!"

Und jetzt kommt sein großer Moment.

„Anquasseln" nennen's die Erfahrenen. Wer's zum erstenmal wagt, dem schlägt das Herz dabei, wie wenn man von Nachbars Kirschenbaum heimlich die saftigsten Früchte herunterpflückt. Und eine gewisse

moralische Ähnlichkeit besteht auch zwischen beiden Fällen.

Er stammelt etwas. „Guten Abend".

Für den Anfang hätte er auch „Guten Morgen" oder „Es ssalamu alikum", oder „God save the queen" sagen können — es ist ganz gleich, nur reden muß er, sprechen ohne Aufhören, wie eine Maschine, und womöglich etwas, worüber sie lachen kann; das ist das ganze Geheimnis. Denn lachen wollen die „kleinen Mädchen" und sich amüsieren.

Zuvörderst beginnen sie heftig zu rennen, daß er kaum folgen kann: „Aber, liebes Fräulein, laufen Sie doch nicht so. Fürchten Sie sich denn vor mir?"

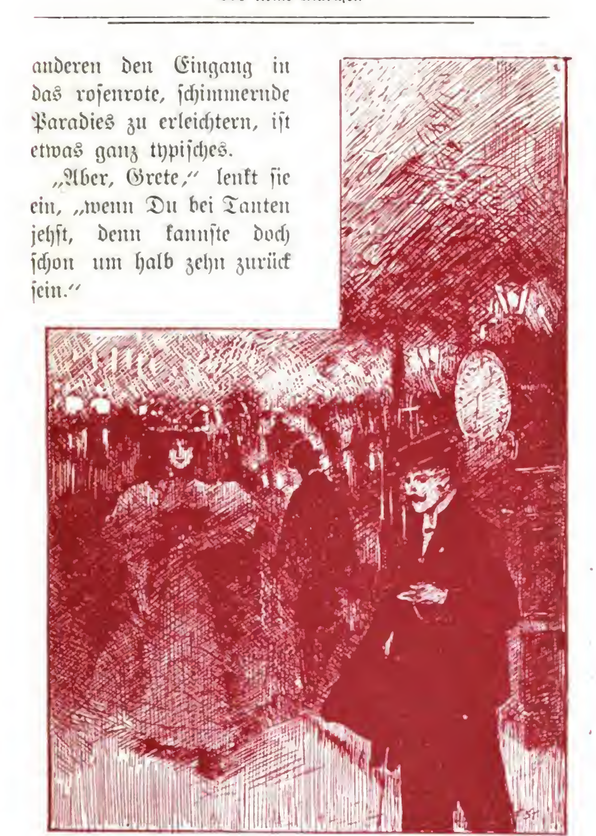
Keine Antwort. Da plötzlich, an einer Ecke, bleiben die Freundinnen stehen, beide atmen schnell, die kleine Blondine mißt den Verfolger von oben bis unten und stößt trotzig, barsch, vorwurfsvoll hervor: „Was wollen Sie eigentlich von uns?"

„Ich? — ich wollte bloß fragen, ob wir nicht heute Abend irgendwo gemütlich zusammen sein könnten?"

„Nein, ich bin heute bei meiner Tante eingeladen." Aber dabei wendet sie sich nicht ab; die beiden Mädchen verharren vielmehr, lächeln sogar ein wenig, und jetzt beginnt der junge Mann vom Himmel zur Erde zu bitten, ob es nicht doch möglich wäre. Das scheint Eindruck zu machen, und vor allen Dingen legt sich jetzt die Freundin ins Mittel. Diese immer wieder anzutreffende Bereitwilligkeit der Freundinnen, der

anderen den Eingang in das rosenrote, schimmernde Paradies zu erleichtern, ist etwas ganz typisches.

„Aber, Grete," lenkt sie ein, „wenn Du bei Tanten jehst, denn kannste doch schon um halb zehn zurück sein."



III

Das ist triftig. Eine neue Flut von Bitten folgt, wobei der Werber Gretens Hand ein wenig ergreift und recht eindringlich fragt, ob sie ihn dann nicht um halb zehn an der Normal-Uhr am Oranienburger Thore treffen wolle?

O, du Normal-Uhr, wie mancher Lore vom Oranienburger Thore hast du schon die erste glückliche Stunde des neuen „Verhältnisses" angezeigt!

Grete sieht ihn lange an, um ihren frischen Mund zuckt es ein wenig: „Ach, Sie sind ja dann doch nicht da, Sie machen ja doch bloß Unsinn mit uns."

„Aber was denkst Du, mein Kind, wenn man so hübsch ist, wie Du — — —"

Potzblitz, er hat „Du" gesagt. Wie Hutten kann er auf seinen Schild schreiben: „Ich hab's gewagt." Er hat „Du" gesagt, frischweg, sehr zärtlich, ein wenig gönnerhaft, aber mit Instinkt gerade an der rechten Stelle. Und wie ein Blitz schlägt es bei dem kleinen Mädchen ein. Ein Sausen und Brausen geht durch ihre Glieder, ihr ganzes Herz fliegt dem kecken Menschen entgegen, und unter jähem Erröten und Erblassen sagt sie kleinlaut zu, wenn der Herr wirklich keinen Spaß treibe.

Dann zieht er ganz conventionell den Hut — ein zaghafter Händedruck — auf Wiedersehen also — die Freundin führt sie fort.

Das ist der Anfang. Den nächsten Morgen, wenn sie aufwacht und nebenan in der Schuhmacher-werkstatt der Vater und der Geselle schon fleißig häm-

mern, während Mutter sich ein bischen mit dem Schlafstellen-Mädchen zankt, erinnert sich Grete an den vergangenen Abend mit seltsamem, träumerischem, ein wenig kokettem Lächeln.

Also so spinnt sich ein Verhältnis an?

Er hat ihr unter der Normal-Uhr bereits den Arm geboten, sie hat ihn angenommen, worauf er denselben bedeutungsvoll gedrückt hat. Sie ist rot geworden, dann sind sie die Friedrichstraße heraufgegangen, ohne sich viel anzuvertrauen, denn im Grunde genommen haben zwei wildfremde Menschen sich ja wenig zu sagen. Endlich ist man in eine kleine Konditorei eingekehrt, sie hat Kuchen gegessen, und dabei hat er sie gefragt, wie sie eigentlich heiße.

„Grete."

„Ja, wie noch?"

Das will sie zuerst durchaus nicht bekennen, dann stammelt sie beinah' ein wenig unmutig: „Lehmann" und nach dem zweiten Stück Apfelkuchen erzählt sie ihm bereits ihre kleine Gretchen-Geschichte. Mit Muttern kann sie sich nicht recht vertragen — „die hat auch immer was" —. Vater hat wenig Arbeit, trinkt ein bischen und sucht nach einer Nebenbeschäftigung. Aber vor allen Dingen — der Geselle. Der ist so zudringlich und will sie immer begleiten, wenn sie „bei" das Fräulein geht, wo sie Putzmachen lernt.

„Das ist ja eine Gemeinheit von dem Kerl," fährt er auf, „na, heute werde ich Dich nach Hause führen."

III*

— Und das geschieht. Dieser Heimweg, und namentlich das Abschiednehmen vor der Hausthür, ganz weit unten in der dunklen Chausseestraße bilden den Höhepunkt des heutigen Abends und überhaupt ihres bisherigen Lebens. Wie er ihr erst das Haus aufgeschlossen, wie sie ihm dann in dem rabenschwarzen Flur adieu gesagt, er aber ihre Hand nicht losgelassen und irgend etwas Ungestümes, Unverständliches gemurmelt hat, wie sie sich jedoch wehrte; — wovor weiß sie eigentlich selbst nicht — wie dann Schritte auf der Treppe laut wurden, und er sie plötzlich an sich gerissen und ihr einen kurzen, heftigen Kuß auf die Wange gedrückt hat, — ach, das alles zusammen war so wunderselig, das hat sie plötzlich zu einer ganz andren gemacht. Sie will sich jetzt auch amüsieren, wie das ihre Freundinnen schon längst thun; sie will auch merken, daß sie in der Riesenstadt haust, sie will leben, lachen, genießen und zwar nur mit ihm, mit dem feinen, lustigen „Dokter", wie sie ihn tituliert, der sie aus ihrem Dornröschenschlaf in der dumpfigen Putzmacherinnenstube wach geküßt hat.

Und nun rollt ihr Schicksal beinah' nach naturnotwendigen, mechanischen Gesetzen ab. Sie trifft sich jetzt fast täglich mit ihm. Er holt sie des Abends aus dem Geschäft ab, und dann gehen sie in irgend ein Lokal, das so gewählt wird, daß er dort keine Bekannten trifft, und Grete sich nach Herzenslust amüsieren kann. Die Wahl der kleinen Pärchen fällt ge-

wöhnlich auf Schippanowski's Konzerthallen unter dem Stadtbahnbogen. Da giebt es lauschige Eckchen, wo man sich bei einem Glase Bier, unter rasselnder Musik und bei dem Gekreisch der Chansonnetten dort oben auf den Brettern, tief und träumerisch in die Augen sehn kann, wo man engumschlungen sitzt, daß man Herz an Herzchen pochen hört, wo Grete zuweilen die Musik mit leisem, wehklagendem Gesange begleitet, wenn gerade gespielt wird:

„O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie liegst Du fern, wie liegst Du weit,"

und wo man vor allen Dingen unerkannt bleibt, weil über dem ganzen Lokal so schwere Wolken Cigarrendampfes dahin wallen, daß all' die pikanten, kleinen Ecken dicht verhüllt sind, als säße in jeder ein Zeus bei seiner Leda, welcher die Stätte seiner Liebe aus guten Gründen mit einer Wolke zu umziehen für gut befindet. In diesen Wolken wird viel getrunken, geküßt, gekost, heiße Worte zugeraunt, wozu sie gewöhnlich den Kopf schüttelt. Übrigens sagt sie noch immer „Sie". Der Respekt vor seiner Gelehrsamkeit und besseren Abstammung läßt sich gar zu schwer unterdrücken. Dazu bedarf es noch größerer Dinge. Und auf diese arbeitet der „Dokter" bereits mit heftigster Ungeduld hin. Das Hin- und Herschleppen wird ihm langweilig. Sie hat ihn auch schon mehrfach nach seiner Familie gefragt, was sie doch gar nichts angeht, und häufig bereits Thränen vor ihm vergossen:

„Mutter ist dahinter gekommen, daß ich mit Ihnen gehe, und nu will sie mich durchaus aus dem Hause haben.“

„Na, dann zieh' doch!“

Sie sieht ihn groß an und versteht ihn nicht.

Endlich kommt der berühmte Ausflug nach dem Grunewald (siehe sämtliche Berliner Romane!). Sie haben sich heiß und müde gelaufen, und auf dem Heimwege in dem Coupé zweiter Klasse wird er zärtlich, zudringlich. Sie schämt sich und rückt von ihm fort, ein fremder Passagier steigt ein, der Bruch ist fertig.

„Was denkt sich eigentlich das Mädel?!“

Auf dem Friedrichsbahnhof wünscht er ihr kühl und kalt adieu. Er könne sie heute nicht nach Hause bringen, er müsse noch eine wichtige Verabredung einhalten. Sie hat die Thränen in den Augen, aber sie entfernt sich. Die nächsten Tage hören beide nichts von einander. Endlich langt ein rührend unbeholfener Brief von Grete an, welcher unterschrieben ist: „Ihre treue, gute Grete“, der aber unbeantwortet bleibt, ebenso, wie ein zweiter, in dem sie bereits reumütig fragt, was sie ihm denn angethan hätte, daß er sie so unglücklich mache. Endlich auf ein drittes Schreiben stellt er sich zur gewohnten Stunde wieder vor dem Geschäftslokal ein.

„Du,“ flüstern die Freundinnen, „da drüben is er.“

Sie ist überglücklich. Wie ein reichbeschenktes Kind hängt sie sich an seinen Arm, und er findet sie

so hübsch, wie nie zuvor. Bei dieser Gelegenheit, während sie die Straßen herunterschlendern, erzählt er ihr so en passant, daß er sich in den nächsten Tagen „schlagen“ werde.

„Mit wirklichen Säbeln?“ fragt sie erblassend, „Du, um Gottes willen, ist das gefährlich?“

In ihrer Herzensangst hat sie zum erstenmal „Du“ gesagt.

Er beruhigt sie, jedoch sie scheint sehr aufgeregt und nervös, und endlich bittet sie ihn ganz unvermittelt um eine Photographie. Er bleibt stehen und sieht sie an: „Ja,“ nickt er, „dann mußt Du aber rauf auf meine Bude kommen, da oben liegen noch ein paar.“

Bisher hat sie sich gegen einen Besuch bei ihm beharrlich gesträubt, jetzt erwidert sie keine Silbe, sondern beginnt immer hastiger zu schreiten, bis sie ganz atemlos in seinem, vier Stock hoch gelegenen Zimmer anlangen.

„Ach,“ ruft sie im höchsten Grade belustigt, „sieht das aber hier komisch aus.“ Und hell und glücklich lacht sie auf über die herumliegenden Wäschestücke, Bücher, Papiere, Instrumente, Briefe, Totenschädel, Schmalztöpfe, Theemaschinenteile.

„Also solch eine Maschine besitzt Du auch?“

„Natürlich, mein Schatz,“ lächelt er dagegen, während er ihr unter allerlei Zärtlichkeiten das Jackett auszieht, „und weißt Du was, wir wollen sie gleich mal probieren. Wir essen heute hier.“

Das geschieht. Sie zündet das Spirituslämpchen an und bereitet den Thee, sie wirtschaftet und flattert in dem Stübchen auf und ab, räumt alles fort, putzt und verschönt, und es wird so gemütlich, behaglich, idyllisch, er überhäuft sie mit Küssen, zum erstenmal ist er bis über beide Ohren verliebt.

Nach dem königlichen Mahl rücken sie eng zusammen, er zeigt ihr sein Photographie-Album, wobei er etwas hastig die Bildnisse seiner Eltern überschlägt, dann kommen die Instrumente an die Reihe, mit denen sie ausgelassen spielt, dann läuft sie an den Kleiderschrank, guckt neugierig hinein und revidiert schließlich eifersüchtig seine Briefe:

„Du, bin ich auch wirklich Deine Erste?“

„Dummköpfchen.“ Er küßt sie nur.

Nach sechs Wochen begleitet sie ihn zum Bahnhof. Er geht nach Freiburg. Zwei Jahre später heiratet sie Vaters Gesellen, und wenn sie abermals eine geraume Zeit später mit ihrem Handwerker am Arm und ihrem Töchterchen an der Hand, ihrem ersten Schatz auf der Straße begegnet, dann blickt sie ihn fest an und seufzt tief, tief auf:

„O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie liegst du fern, wie liegst du weit.“

❦

Der Leser ist so lange bei diesem einen Bilde aufgehalten worden, weil dasselbe in der That jenes typische berliner „kleine Mädchen“ zeichnet, das sicher-



lich nicht eines gewissen poetischen Schimmers entbehrt, und das in seiner anspruchslosen Bescheidenheit für die Reichshauptstadt ebenso Original bleibt, wie für Paris die Loretten, Laletten und Phemies des Quartier latin, welche Murger in ihrem prickelnden, leichtsinnigen, bezaubernden Zigeunertum so unübertrefflich geschildert hat. Diese pariser Abstufung des amüsanten, geistreichen Bohemientums kennt Berlin überhaupt nicht; was bei uns unter dieser Flagge segelt, ist eine ungleich rohere Abart, deren Mitglieder man mit einem schlechten Ausdruck: „Wohlleberinnen“ nennen möchte. Im Gegensatz zu dem gutmütigen, einfachen, im Grunde genommen keuschen „kleinen Mädchen“, das nur einem dunklen ungestümen Drange nach Liebe und Sonnenschein folgt, und das sich stumm und vorwurfslos in ihre dunkle Volksschichte wieder zurückzieht, sobald die erste große Enttäuschung ihres Lebens über sie hinweggerauscht; im Gegensatz zu diesem liebenswürdigen kleinen Ding, das nur schenken, beglücken, dulden will für den Einen, im Gegensatz zu ihr ist die „Wohlleberin“ eine herzlose Egoistin. Das „kleine Mädchen“ war beschränkt, aber bildungsfähig, manchmal geradezu bildungshungrig. Die „Wohlleberin“ dagegen ist dumm, hegt einen Abscheu gegen alle geistige Verfeinerung, und über Herumflanieren, seidene Kleider, dänische Handschuhe, auffallende Sonnenschirme, Puder, Schminke, Spezialitätentheater und Zirkus reicht ihr Horizont nicht

hinaus. Fast immer stammt sie aus der Provinz, und erst nach einem Zerwürfnis mit ihren Eltern, anständigen, kleinen Leuten, die das arbeitsscheue Mädchen nicht länger mehr ernähren wollen, flattert die „Wohlleberin“ nach Berlin. Ja, dort muß es ihr glücken. Berlin liegt ja in einem ewigen Glanze, und ein so auffallend hübsches Mädchen, das mit Herren so nett und kokett und ein wenig frech zu plaudern weiß, und das im Heimatstädtchen bereits die Heldin einiger galanter Abenteuer war, wird man in dem tollen, brausenden, cancanierenden Babel zu schätzen wissen. Und diese Hoffnung täuscht sie nicht. Bald hat sie sich einen solventen Freund erobert. Denn nicht, wie das „kleine Mädchen“, läßt sie sich schüchtern suchen und umwerben, nein, sie kapert und erbeutet selbst, wie ein flottes Piratenschiff den reichbeladenen Kauffahrer nimmt. Nur „reich beladen“ muß er eben sein. Das ist die einzige Bedingung. Im übrigen kann „er“ lahmen, stottern, schlagrührig oder taub sein, alles gleichgültig, wenn er ihr nur mit goldenen Schlüsseln die weiten Thore des Vergnügens öffnet. In den ersten Tagen hat sie vielleicht noch eine Bedienung in einer Konditorei für die Vormittagsstunden angenommen, jetzt mietet sie sich für „sein Geld“ ein Chambre garnie, und das „Wohlleben“ beginnt. Und darin liegt gerade der widerspruchsvolle Humor ihres Daseins. Sie ist viel zu ungebildet, um wirklich mit Eleganz genießen zu können. Das, was sie dafür

hält, besteht gewöhnlich in einem öden Herumjubeln in kleinen, untergeordneten Weinlokalen, in tagelangem Herumkutschieren in einer Droschke erster Klasse und in geschmacklosen Toiletten-Anschaffungen. Aber bald findet sich ihr „guter Freund“ von ihrem rohen Ton, von ihrem geistlosen Geplapper, von ihrem sich ewig gleichbleibenden Lachen und ihrer rein äußerlichen, zudringlich-sinnlichen Neigung so abgestoßen, daß er alle Anker lichtet und sich schleunigst vor dem kleinen banalen Piratenschiff auf die hohe See rettet.

„So? Durch die Latten gegangen?“ äußert sie gleichmütig — „ein wahres Glück; ich kann so wie so den jungen Zahn-Arzt von drüben viel besser leiden.“

Und wirklich, manche dieser Wohlleberinnen haben die „Neuanschaffung“ „guter Freunde“ in ein wahres System gebracht.

Sie erscheinen bei jungen Geschäftsinhabern als Kundinnen, bei Ärzten oder Zahnärzten dagegen als Patientinnen, und dann — in der Einsamkeit der Probier- oder Studierstube enthüllen sie sich oft als jene Göttin der Versuchung, welche schon dem thebanischen Krafthalbgott am Scheidewege so gefährlich wurde. Dann erneutes Herumjubeln durch die große Stadt, und eines schönen Tages sind sie plötzlich verschwunden, um dann bei einem „noch viel netteren“ wieder aufzutauchen. Ihr Ende aber finden sie fast regelmäßig auf einer kleinen Possenbühne als

Choristinnen. Von dort bewegt sich ihre Carriere noch einmal aufwärts „auf Gummirädern“ als kleines Intermezzo eines Börsengroßen, und dann nach ein paar Jahren, wenn sie unschön, faul und bequem geworden und von ihren „Freunden“ wie eine böse Erinnerung gemieden werden, erfolgt der Absturz mit fürchterlicher, entsetzlicher Wucht und Schnelligkeit. Diamanten, Kleider, Möbel werden verkauft, und der Erlös noch einmal sinnlos verschwendet. Dann Herumvagieren, vielleicht ein Diebstahl, Gefängnisstrafe, vollständige Verworfenheit, das Asyl für Obdachlose, und der Tod, ihr letzter Liebhaber, der sie dauernd in die ehernen Arme nimmt, findet das ehemals so schöne Weib in einem Verschlag auf Lumpen hingestreckt, vertiert, verdorrt, die Branntweinflasche in der erkaltenden Hand.

Andre, die sich allmählich eine gewisse Geschäftsgewandtheit erworben, vermögen sich freilich auch aus dem großen „Verderben“ zu retten. Sie werden dann die Erzieherinnen der heranwachsenden Jugend unter ihren Mitschwestern, sie vermieten ihr elegantes Quartier zu allerlei unsauberen Zwecken, und aus der Verworfenheit und dem Laster anderer fristen sie ein behagliches Sumpf-Dasein.

❦

Viel liebenswürdiger, aber auch viel gefährlicher erscheint mir immer jenes „Gelbsternchen“ der großen Konfektions-Magazine, weil sich hier meistens eine

seltene Grazie, eine außergewöhnlich biegsame, elegante Figur mit reizend angelernter Liebenswürdigkeit vereinigt. Zwar „Gelbsternchen“ kann häufig ein gutes „kleines Mädchen“ sein, nicht selten die Tochter einer Beamtenwitwe, der sie mit einem Teil ihres Gehaltes kräftig unter die Arme greifen muß, während sie den andern Teil für eine ausgesucht „chique“ Toilette verwendet. — Häufig von allerlei Nachstellungen umgeben und gelegentlich auch einmal verstohlen an dem überschäumenden Freudenbecher nippend, bleibt sie doch gewöhnlich im Rahmen einer etwas verfeinerten kleinbürgerlichen Existenz, und wenn sie ihren Liebhaber „mit ernsten Absichten“, der irgendwo einen Buchhalter-Posten bekleidet, geheiratet hat, dann steht sie ihm treulich beim Erwerbe zur Seite und verschönt ihm durch immerwährende Lebenslust und Dankbarkeit sein Heim.

Ja, so äußert sich das „Gelbsternchen“, das im großen und ganzen zu den „kleinen Mädchen“ zählt. Sie besitzt aber auch eine viel bedeutendere Mitschwester, die sogenannte „Große Konfectioneuse“, die nicht mehr zu den „kleinen Mädchen“ gehört, die bereits eine Dame ist, weil sie mit ihrer überragenden Schönheit eine geradezu verblüffende Vielseitigkeit äußerlicher, angeschminkter Bildung verbindet. Ja, dieses „Gelbsternchen“ kann jedem englisch und französisch vorplaudern, daß ihr Vater ein verarmter Oberst oder sonst eine phänomenale Persönlichkeit war; Gelbsternchen malt, singt, spielt Klavier, Haupt-

mann, Sudermann, Ibsen sind ihr innig vertraut. Ja, Gelbsternchen ist eine Dame und gegen Herren bereits eitel Herablassung. — Denn sie wirkt ja nur zum Schein in dem großen Geschäft. Der Sohn des Chefs, den sie aus Klugheit, und der Kürassierlieutenant, den sie aus Eitelkeit beglückt, haben ihr ja ein Quartier eingerichtet, kostbar, intim, entzückend, ein goldenes Nestchen für einen Paradiesvogel. Aber derjenige, den sie am liebsten — mit Wonne und zugleich mit herablassender Überlegenheit — in diese lauschigen Zimmerchen führt, das ist der junge Kollege aus dem Geschäft, der sie anschmachtet, der vor dem feschen Weib ganz den Kopf verloren hat, der um sie wirbt, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter, der ihr Gedichte schickt und von ihrer Schönheit behauptet: „Da ist überhaupt das Ende von weg."

Und halb mitleidig, halb liebevoll läßt sie ihn ein in ihr schimmerndes Paradies.

Sie liegt in der Chaiselongue und weidet sich an seinem Erstaunen über die prachtvolle Einrichtung. Rotverhangene Stehlampen dämmern, auf dem Tisch summt ein Samowar, vor ihrer Ruhestatt breitet sich ein Tigerfell — — „Mein Lieutenant hat das Tier mal irgendwo in Indien geschossen" — —. Und sie liegt und lächelt den jungen Kollegen an:

„Gieb mir eine Cigarette!" Sie raucht, verschränkt immer verführerischer die schönen Arme hinter

dem Haupt und erzählt dabei achselzuckend von ihren beiden Liebhabern, bis ihm das Herz blutet.

„Was hast Du denn?“

Er seufzt und sie lacht ihn aus, aber schließlich neigt sie sich doch zu ihm herab, wie eine Göttin, die einen Beter aus dem Staube erheben will.

Allein es ist eben doch nur Gnade und Herablassung einer Göttin, und schon nach ein paar Wochen liest der unglückliche Kollege, daß sich irgendwo ein Kaufmann gefunden habe, der, von ihrem Zauber bezwungen, ein umgekehrter Lohengrin, seine künftige Gattin „nie befragen wird“. Und diesen Mangel an Neugier wird sie ihm köstlich lohnen.

So scheiden wir von den kleinen Mädchen, jenen bunten Blümchen, die an den abschüssigen Wegen der Riesenstadt blühen und ihre Häupter so sehnsuchtsvoll der Sonne entgegenrecken.

Pharisäische Gärtner wollen sie ausreuten. Und sie haben recht. — Nachsichtigere Blumenfreunde suchen Milderungsgründe. Und sie haben auch recht. Denn Schönheit und Jugend sind Geschenke der Götter, ein gnadenreicher Schatz, der zum Mitteilen, Spenden und Beglücken reizt.

Georg Engel



Eine, die ich näher kennen gelernt hatte, diese Eine konnte als typisch für alle anderen gelten; in ihren Vorzügen sowohl wie in ihren Schwächen. Sie war fleißig und sparsam, ließ sich zu Hause die Butter vom Brot nicht nehmen, weil sie tapfer

11

mitverdiente, knappste sich heimlich alles Überflüssige vom Munde ab, um zu einer Blouse zu kommen, einen chicen Hut zu tragen und sich Sonntags die abgearbeiteten Hände in billige Glacees zu zwängen, riskierte gern eine große Lippe, scherbelte des Sonntags bis tief in die Nacht hinein, und war von jenem Drange nach persönlicher Freiheit beseelt, der sie lieber zeitlebens hätte trocken Brot mit Salz essen lassen, bevor sie das liebe Ich dem Dienstbotenzwang geopfert hätte.

Seit ihrer frühesten Jugend hatte sie kein anderes Bild vor Augen gehabt, als das der harten Arbeit, die frühmorgens wortkarg auszog, um abends ermattet und hungrig wieder heimzukehren. Der Vater ging nach der Fabrik, zwei Brüder thaten dasselbe, die Mutter hatte des Morgens eine Aufwartestelle inne, und die Schwester ging „auf Albums" arbeiten. Ja, sie hatte noch die dunkle Erinnerung an den Großvater, als an einen Mann, der in Schlafstelle bei ihnen lag und trotz seiner sechzig Jahre die mürben Knochen schon beim Morgengrauen hinaustrug, um das große Berlin bis zum Fabrikthor zu durchqueren.

So war ihr die Häuslichkeit eigentlich nur ein ödes Wandelpanorama, dessen Anfang und Ende immer dasselbe zeigte: die Arbeitsblouse als Familienwappen, das den ungeschriebenen Sinnspruch trug: „Thust Du nichts, so hast Du nichts". Und so wuchs sie so zu sagen aus dem milieu heraus auf zu Dem, was sie dereinst treiben sollte.

Als sie noch in den Kinderschuhen steckte, war ihr steter Gedanke: „Wenn ich doch nur erst auf Arbeit ginge!“ Es war derselbe heimliche Wunsch, den Brüder und Schwester gehabt hatten, als sie sich in gleichem Alter befanden. Er war der Sehnsuchtsbecher, aus dem sie trank und sich im stillen berauschte an den kärglichen Genüssen, die ihr die „Freiheit“ in Werkstatt oder Fabriksaal bringen würde. Denn sie wußte: die eigentliche Selbständigkeit kam mit dem Verdienen, und sie entsann sich noch ganz gut des denkwürdigen Sonnabends, als ihre Schwester zum ersten Male Lohn erhalten hatte und von Vater und Mutter plötzlich ganz anders behandelt wurde. Vordem war sie eine Null gewesen, nun war sie eine Eins geworden, mit der man rechnen mußte. Kinder, die für ihren Lebensunterhalt sorgen konnten, mußten rücksichtsvoller behandelt werden, sonst flogen sie eines Tages aus, gingen heidi und nisteten sich wo anders ein, wo sie der Schlafwirtin das schöne Geld in den Rachen warfen.

Kein Wunder also, daß auch Laura einen ähnlichen Tag wie eine Paradiesesoffenbarung erwartete, die sie sehend machen würde. Sie hatte es auch satt, in jeder freien Zeit, die ihr die Schule ließ, bei dem späten Nachwuchs, einem Jungen und einem Mädchen, „Mutter“ zu spielen, und schließlich noch als ein Faulpelz gescholten zu werden, sobald ihre schwachen Kräfte nicht ausgereicht hatten, ihre „Pflichten“ zu erfüllen.

Der Einsegnungstag war die Brücke, die zur zweifelhaften Freiheit geschlagen wurde. Sie führte direkt in eine große Buchbinderei, wo die noch kindlichen Hände sich an das Umgehen mit Falzbein und Heftnadel gewöhnen mußten. Gleich am ersten Tage erhielt Laura die schöne Titulatur „Lehrmops", weil der Werkführer die Bezeichnung Lehrmädchen für etwas zu gewöhnlich erklärt hatte und zu der Bezeichnung „Stift", womit die lernenden Jungen bedacht wurden, gern einen Gegensatz schaffen wollte.

Sie war nicht der einzige „Mops", es waren noch mehrere „Möpse" vorhanden, die man alle zugleich an einem Montag eingestellt hatte, weil man das Bedürfnis fühlte, billigere Kräfte „heranzubilden", womit man den älteren Arbeiterinnen energischer entgegentreten könnte, falls diese ihre Ansprüche erhöhen sollten.

„Man muß nicht nur mit den Wölfen heulen, sondern auch mit den Möpsen bellen," dachte Laura schon nach acht Tagen, als einige der Kolleginnen sich bei gewissen Bemerkungen den Gehilfen gegenüber als sehr aufgeweckt erwiesen und lustig mitlachten, wo eigentlich der Mund vor leiser Scham hätte verstummen müssen. Aber du lieber Himmel — das waren alles Dinge, die sich schlimmer anhörten, als sie waren und die ihr auch nicht viel Neues mehr verrieten. Sie hatte zu Hause, wo man wahrhaftig nicht jedes Wort auf die Waageschale legte, und das

Zusammenleben in einem Raume den Unterschied der Geschlechter ziemlich verwischt hatte, genug von solchen Anzüglichkeiten zu kosten bekommen, die man obendrein für ganz natürlich hielt.

Wenn man keine Gouvernante hatte und keine Bonne, die dafür bezahlt wurden, um die Backfische vor Unsittsamkeiten zu bewahren, so wurde man eben früh reif, begriff sehr leicht, wo andere vor Verständnislosigkeit den Mund aufgerissen hätten, und setzte sich ohne Zwang mit leichtem Sinn über Alles hinweg. Deshalb brauchte man wahrhaftig noch nicht schlecht zu sein und verachtet zu werden. Wozu hatte man denn zwei Ohren? Doch nur, damit zu dem anderen das hinausging, was zu dem einen hineingeschallt war! Die Hauptsache war und blieb doch, daß man den Kopf hübsch oben behielt, sich sein Teilchen dachte und die Gemütlichkeit nicht störte.

In der dritten Woche hatte sie bereits ganze drei Mark verdient. Das war gerade was Rechtes, aber nun war sie plötzlich gewachsen, und als sie nach Hause kam und den Thaler über den Tisch hinschob mit den Worten: „Hier Mutter, Kostgeld", — da empfand sie wirklich jenes reine Gefühl eines Menschen, der das Bewußtsein hat, eine gute That verrichtet zu haben.

Ganz dasselbe Ereignis trat ein wie vor vier Jahren, als ihre Schwester so weit war, wie sie jetzt. Sie war plötzlich „liebes Kind" geworden,

bekam sogar Belag auf die Stulle und wurde wie eine kleine Person behandelt, der allen Respekt entgegenzubringen man sich nun verpflichtet fühlte. Selbst die etwas knotigen Brüder sahen sie für voll an und betrachteten mit einer gewissen Ehrfurcht den harten Thaler, der vor ihnen mitten auf dem Tische lag.

Da sie geschickte Hände hatte, leicht begriff und immer im Accord arbeitete, so brachte sie es bald auf sieben bis neun Mark die Woche.

Vier Mark gab sie ab, das Übrige gehörte ihr. Wenn sie einmal mehr verdient hatte, so schwindelte sie ein wenig, ohne sich etwas Böses dabei zu denken. Sie knauserte mit dem Pfennig, nur von dem unbezähmbaren Wunsch beseelt, es den anderen Mädchen, die bereits viel vor ihr voraus hatten, nachthun zu können.

Da des Mittags der Weg nach Hause zu weit war, so blieb sie in der Werkstatt, um ihre Stullen zu verzehren. Ihre Enthaltsamkeit ging so weit, daß sie den Topf Kaffee, recte „Lorche“, den die Kolleginnen sich für fünf Pfennige aus dem nahen Budikerkeller „leisteten“, verschmähte, und selbst an heißen Tagen die „kleine Braune“ mit Verachtung behandelte, die an den übrigen Arbeitsplätzen entkorkt wurde und deren Genuß wirklich nicht zu ihrem Ruin beigetragen hätte. Als man sie angesichts dieser „Knickrigkeit“ zu hänseln begann und scherzhaft darauf hinwies, daß, wenn sie so fortfahre, „Gänsewein“ zu trinken, sie bald eine



„Wasserleiche" sein werde, erwiderte sie lustig: „J, wo wer' ick denn! Wasser is's stärkste Jetränk, et treibt selbst Mühlenräder." So nahm sie also ihren „Brunnen" direkt von der Wasserleitung zu sich und stärkte seine Dünnheit durch den festen Glauben an die Zukunft, in Gedanken sich mit dem Sprüchwort tröstend, daß, wer zuletzt lache, am besten lache.

Nach einem halben Jahr bereits konnte sie beweisen, daß sie im geheimen tüchtig geschafft hatte. Sie trug ein sehr hübsches Sonntagskleid, das sehr adrett saß, einen Vorstadt-Modehut, dessen aufrecht stehende Blumen lustig beim Gehen nach vorne wippten, als wollten sie der Welt ihre Verbeugung machen, und hatte sich auch eine billige Brosche zugelegt, die zwar nur „so so" war, aber doch für zehn Mark Skandal machte, trotzdem sie nur eine gekostet hatte.

„Nur immer blenden, det ist die Hauptsache," pflegte die lange Emilie in der Werkstatt zu sagen. „Denn wenn een Mann wat Blankes am Frauenzimmer sieht, denn ist er schonst wej."

Emilie war eine von den „Rüdigen", die sich

die „verflossenen Schätze“ an den Fingern abzählen durften. Die mußte es also wissen!

Emilie war auch sonst „Eine mit Ärmeln“, wie der Berliner zu sagen pflegt, wenn er das gewöhnliche „mit allen Hunden gehetzt“ nicht gern anwenden möchte. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß alles zu verdammen ist, worauf man die Hunde hetzt. Es kommt auch vor, daß man sich in der Person irrt, und daß die Köter den Anrüchigen zufrieden gelassen hätten, wenn er sich nicht zuerst bemerkbar gemacht hätte.

Emilie war eine, die sich mit Vorliebe durch ihren großen Mund bemerkbar machte. Sie hatte entschieden einen Zungenfehler, der darin bestand, daß sie stets Dinge sagte, die sie niemals verantworten konnte. Und so war sie nach und nach in den Ruf gekommen, eine ganz „ausgetragene Puppe“ zu sein, die „auf alles geaicht sei“, über „alles Bescheid wisse“ und deren Mundwerk entschieden extra begraben werden müsse, wenn sie eines Tages das Zeitliche gesegnet haben sollte.

Dabei war sie gutmütig, hilfsbereit und von jener Rührseligkeit, die wie durch eine Zauberformel die geschwätzigste Elster zur schluchzenden Nachtigall machen kann. Natürlich figürlich gedacht.

„Des is ja man allens blos äußerlich," war ihre Redensart, wenn sie moralische Anwandlungen empfand. „Im Innern, da bin ick 'ne janz andere. Des verrate ick aber nich, denn da bleibe ick janz vor mir."

Sie war sozusagen der nicht angenehme Extrakt einer Arbeiterin, die schon im Kindesalter langsam den Gifthauch der Frauenarbeit in großen Räumen in sich hatte aufnehmen müssen, durch das Zusammenschaffen mit Männern nach und nach entweiblicht worden war, gedemütigt, getreten und betrogen wurde, im Alter in Verbissenheit geriet und allmählich zur lebenden Maschine wurde, die gleichmäßig durch das Dasein fauchte und die nur gefährlich wurde, sobald man ihrem Räderwerk zu nahe kam.

Schon längst war sie für die Häuslichkeit verdorben. Sie fühlte sich nur noch wohl auf ihrem Arbeitsschemel, inmitten der Atmosphäre ihres Berufes. Die Werkstattluft war ihr notwendig zu ihrem Dasein, wie die Sonne zum Erhellen des Tages. Man hätte sie auch jetzt noch trotz ihrer fünfunddreißig Jahre und ihrer entsetzlichen Magerkeit vom Fleck wegheiraten können, ihr das auskömmliche Dasein einer soliden Arbeiterehe bieten können — sie wäre ohne ihren Arbeitstisch, ohne Heftnadel und Schneidemaschine ein unglückliches Geschöpf gewesen, das acht Tage nach der Hochzeit bereits den ewigen Kleistergeruch vermißt hätte. Die Tretmühle, die man Fabrik

nennt, hatte ihren ganzen Organismus verfälscht, so zu sagen anpassend gemacht den Dingen, die eigentlich nur dem Manne zukamen, hatte sie unbrauchbar gemacht, Kinder zu erziehen und im stillen Heim dem Manne duldsame Gefährtin zu sein.

Und doch war sie bereits Mutter gewesen, hatte sie dem verstorbenen Mädchen, dessen Vater sie hatte sitzen lassen, zärtliche Liebe entgegengebracht, gepaart mit Aufopferung und bewunderungswürdiger Entsagung. Aber sie war so zu sagen „Mutter außer dem Hause“ gewesen, hatte das Kind in Pflege gegeben gehabt und war ganz beruhigt dabei gewesen. Um alles in der Welt hätte man ihr nicht zumuten dürfen, ungebärdige kleine Wesen selbst zu hüten, denn sie wußte, daß es in diesem Falle mit ihren Kenntnissen zu Ende wäre.

Entschädigung für alles bot ihr der siebente Tag in der Woche. Sie gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich einbilden, sie arbeiteten eigentlich nur des Sonntags wegen. Und witzig, wie sie war, hatte sie sich die Woche folgendermaßen eingeteilt, nur zu dem Zwecke, sich in der Phantasie den Sonntag näher zu rücken:

Montag —: Schlaftag.
Dienstag —: Ermunterungstag.
Mittwoch —: Arbeitstag.
Donnerstag —: Schwitztag.
Freitag —: Fastentag.
Sonnabend: — Freudentag.

Für den Sonntag hatte sie überhaupt keine Bezeichnung, denn er erschien ihr als der Inbegriff alles dessen, was fähig ist, den Menschen in den siebenten Himmel zu erheben. Am liebsten nannte sie ihn ihren „Schwooftag“, denn „schwoofen“, was im Berliner Voigtland die idyllische Bezeichnung für tanzen ist, war ihr paradiesischer Hochgenuß, der höchstens nur noch durch eine „Jauersche“ übertroffen wurde. Der Tanzplatz war ihr Elysium auf Erden, wo man sich einmal gründlich über das ganz gewöhnliche Dasein mit allen seinen Mucken und Niederträchtigkeiten hinwegtäuschen durfte. Sie tanzte bis zur Besinnungslosigkeit, bis sie pitschenaß am ganzen Körper war, die Knöchel ihr knackften, und sie schließlich mit einem: „Ich kann nicht mehr!“ dem letzten Tänzer für den „Rausschmeißer“ in die Arme trudelte.

„Jotte doch, een Schluck Bier erst, damit ick mir die Sohlen inreiben kann,“ juchzte sie dann auf, wenn ihr der Atem auszugehen drohte. Und mußte man annehmen, daß der letzte Galopp sie endlich mürbe gemacht habe, so rief sie noch dem Klavierspieler zu: „Sie — Klaufimbler, spielen Se doch noch eenen uff Ihre Drahtkommode, ick danze ooch noch 'mal“. War dann jemand in der Nähe, der sich über diese Raserei lustig machen wollte, so hatte sie die pomadige Antwort bereit: „Sie, machen Se'n Mund zu — es zieht“.

Natürlich hielt sich Emilie auch für verpflichtet,

als „maître de plaisir“ im Arbeitssaal, die „Lehrmöpse“ allmählich auf die erlaubten Vergnügungen im rauschenden Berlin aufmerksam zu machen, sie so zu sagen unter ihre Fittiche zu nehmen, um sie vor dem Versauern zu beschützen, wie sie zu sagen pflegte.

„Kinder amüsiert Euch, so lange Ihr noch jung seid,“ war ihre ständige Redensart. „Zum Greinen habt Ihr immer noch Zeit genug, wenn Ihr erst als „Renntiere“ aus der Invalidenkasse leben werdet. Dann kriegt Ihr Eure dreißig Fennje 'n Daj und könnt de Zinsen bei Seite legen.“

Was, so ein nettes Mädchen wie Laura hatte noch niemals gescherbelt? J, du meine Güte — dem sollte doch abgeholfen werden! Es war nicht schwer, die Kollegin zu bereden, sich einmal die Tanzsäle von innen anzusehen. Eine Freundin hatte sie nie gehabt, viel Vergnügen bis jetzt auch nicht, und nun, da sie sich auf eigene Faust herausgemustert hatte, wollte sie ihren Staat auch einmal zur Geltung bringen. So zog man denn eines Sonntags, im Hochsommer, los. Emilie kannte alle „Schwitzkasten“, vom äußersten Moabit bis nach Rummelsburg. Da man aber die Wahl hatte, so hatte man auch die Qual.

Zu Deppe nach Pankow? „Nee, da ist was manko,“ bemerkte Emilie und fügte zur Aufklärung hinzu: daß dort „Meechens“ verkehrten, die „ohne Rasse schwoosten“. Rummelsburg wäre bei ihr auch schon durch, lieber also Puhlmanns, wo man immer

ganz gehörig auf die Kosten komme. Denn da träfe sie immer alte Stammknechte (sie meinte damit Stammgäste), die nicht so ungalant wären, wie gewisse „Muschelköpfe“, die den „Damens“ die Blume vor der Nase wegtränken und dann auch noch nichts im Glase d'rinließen. Vor allem sei da ihr Friedenauke (ein Buchbinder aus Friedenau), der heute noch in sie verschossen sei und das Tanzbein mit „Ellejanz“ schwinge, wovon mancher Balletteſel etwas lernen könne.

Bei Puhlmanns verkehrten viele Fabrikmädels, „bessere Sorte,“ wie Emilie meinte, die regelmäßig ihre „Sonntagssprache“ mitbrächten und nicht nur am „Ballanzeh“ arbeiten könnten, sondern es auch pikfein tanzten, und dazu noch „Schasseh-quasseleh“ und „Damen an die Wand“.

Es dauerte nicht lange, so war Laura mitten drin im Trubel, hoppste erst ein bischen auffallend, wiegte sich dann aber bald mit angeborener Grazie in den Armen eines flotten Tänzers, der Gefallen an ihrem runden Gesicht mit dem Stumpfnäschen und an ihrer jugendfrischen Gestalt gefunden hatte. Und während sie mit erglühten Wangen und halbgeschlossenen Augen sich ganz der Seligkeit des Augenblicks hingab, und nach Klavier, Violine und Flöte sich im Kreise drehte, nur an das Heute dachte und nicht an das Morgen, sang Emilie vor ihr nach dem Walzertakte das schöne Lied:

„Da drüben bei Wurstens,
Da war 'wat zu seh'n,
Da danzte mein Bräut'jam
Und mir ließ er steh'n."

„Wursten" hieß eine alte Tanzkneipe auf der Schönhauser-Allee, an die sich im ganzen Viertel fröhliche Erinnerungen knüpften, die ein unbekannter Dichter im obigen Verse festzuhalten den Mut gefunden hatte.

Laura und Emilie — was für Gegensätze! Und doch wie viel Berührungspunkte haben sie! Die Eine, munter und jugendfrisch, weiß noch nicht, was kommen wird, die Andere, ausgezehrt von der Arbeit und vom Leben, hat bereits längst verzichtet auf höhere Freuden und speist ihre Seele so zu sagen nur noch mit den Brosamen ihres Daseins. Beide bilden den Ring ohne Anfang und ohne Ende, der sie alle umschließt, die kleinen, armen Mädchen, die frühzeitig die elterlichen vier Wände verlassen müssen, um sich das liebe Brot sauer zu verdienen.

Laura wird sich gewiß „halten", denn sie hat Anhang, Furcht vor den Eltern und besitzt Klugheit genug, weiter zu denken, als Emilie, die sich dem Ersten Besten an den Hals warf, der ihr den Kopf verdrehte. Sie wird vielleicht bald einen braven Menschen kennen lernen, der es aufrichtig mit ihr meint, ihre Neigung gewinnt, Freund ihrer Familie wird und nach Möglichkeit ehrbar mit ihr verkehrt.

Beide werden dann während ihres Brautstandes fleißig arbeiten und sparen, sich nach und nach Kleinigkeiten für den Hausstand anschaffen, und dann eines Tages vergnügt zum Standesamt gehen. Der Mann wird nüchtern und solide bleiben, Laura wird sich hin und wieder etwas Arbeit in das Haus holen, niemals die Suppe versalzen, Sauberkeit in dem bescheidenen Neste walten lassen, und so werden sie glücklich und zufrieden leben und sich einen Notgroschen erübrigen, der sie vor Zwist in trüben Tagen bewahrt.

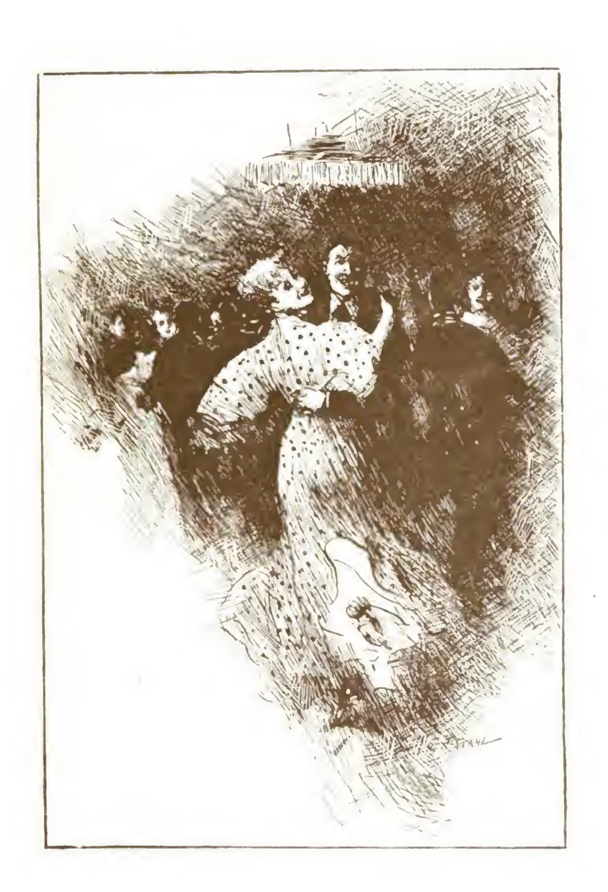
Und wenn dann Emilie die frühere Kollegin eines Sonntags besucht, um sich bei einer Tasse Kaffee persönlich von dem „öhelichen Rummel" zu überzeugen, so wird sie, nachdem sie die Bemerkung, daß „die Bohne doch besser schmeckt, als die Lorche dazumals", nicht hat unterdrücken können, still in sich versunken eine Weile die bescheidene Einrichtung mit kritischem Blicke mustern und dann leise seufzend sagen: „Du hast eben Jlück gehabt, und 'n Turkel obendrein. Wenn bei mir jleich der Reele jekommen wäre — wer weeß!"

Dann, wenn Laura, die Kaffeekanne in der Hand, auf einige Augenblicke die Stube verlassen hat, um noch einmal einen „Aufguß" zu machen, wird das alte Werkstattfaktotum, in dessen krausem Haar bereits die ersten Silberfäden sich zeigen, einige Augenblicke die hohlen Augen schließen, die knochigen Hände mit den abgearbeiteten Fingern falten und an einen kleinen,

einsamen Hügel weit draußen auf dem Kirchhofe, denken, wo ihr Glück begraben liegt. Sie wird schnell Betrachtungen daran knüpfen, wie ihr Leben sich hätte gestalten können, wenn sie weniger dumm und leicht gewesen wäre, oder wenn sie wenigstens den Namen vom Vater ihres Kindes hätte tragen können . . . Unverwüstlich aber, wie sie in ihrer Lebensauffassung ist, wird sie beim Wiedereintritt Lauras jede „Gefühlsduſſelei“ unterdrücken, den Mund wieder auf dem richtigen Fleck haben und sofort sagen: „Ick jehe doch wieder lieber zu Puhlmanns. Hab ick da so ville Sohlen jelassen, können's ooch noch 'n paar mehr werden. Heute werde ich mir noch 'mal jründlich die Stelle ansehen, wo De Deinen Ollen kennen jelernt hast. Det hast De eigentlich mir zu verdanken. Hätt ick Dir damals nich aus Deine Solidität jerissen, denn könnst' De vielleicht heute noch 'n Papierstaub schlucken und als Falzjräfin Dein Schloß besuchen, und wenn's oben uff'n Boden an de Dühre hängen sollte.“

Emilie hat recht. Wenn nur die „Reelen“ immer kämen! Und weil sie so wenig kommen, infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse, entsteht jenes ungeheure Proletariat, das einsam und arbeitsam, ohne seinen natürlichen Beruf erfüllt zu haben, durch das Leben zieht, jener Überschuß an früh abgenutzten Kräften, der durch den weiblichen Organismus bedingt wird.

Und weil die Arbeiterin und das Fabrikmädel



wissen, wie bald sie in ihren jungen Jahren „aufgebraucht“ sein werden, so wollen sie eben das Leben mit vollen Zügen genießen.

J, man müßte keine Berlinerin sein!

„Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel sein Handwerk verdorben.“

Wäre auch noch schöner, wenn man während der wenigen freien Stunden zu Hause sitzen wollte, um Fliegen zu fangen. Also hinaus nach Halensee, dem Grunewald, nach Schildhorn, Tegel, Friedrichshagen oder Treptow! Und wenn es „Strippen“ regnen sollte, es im Kremser bereits so eng ist, daß die Beine verwechselt werden — ausgeflogen wird doch! Immer mitten mang! Die „Strippen“ bleiben nicht hängen, und die männlichen Beine können über den Kutschbock baumeln.

Fährt man gar Stadtbahn, zwanzig Menschen in einem Coupé, so ist es erst recht gemütlich. Wenn Einer einen Ruck bekommt, so fallen die Übrigen mit, und so kann es denn vorkommen, daß man plötzlich auf dem Schoß eines netten Herrn sitzt, der zuerst etwas verblüfft ist, dann aber lacht und die Gelegenheit benutzt, rasch ein wenig an der Taille zu drücken. Das ist doch etwas! Entschuldigt er sich noch obendrein, so giebt ein Wort das andere und die Bekanntschaft ist gemacht.

Man steigt mit ihm aus, thut erst etwas „ete-

petete", indem man sehr oft nur Ja und Nein sagt, taut dann aber allmählich auf (namentlich auf dem Schlendergang durch die Haide; es kann auch der Grunewald sein), wird später zu Bier und Abendbrot eingeladen (wohl gar zu „warmem"), huldigt auf dem Nachhausegange im dämmerigen Schatten der Bäume dem Grundsatze: „Ein Küßchen in Ehren, kann niemand verwehren", und trennt sich schließlich mit der wiederholten Versicherung, daß es „reizend" und „nett" gewesen sei, und mit dem bestimmten Versprechen, wenn nicht anders, so doch am nächsten Sonntag sich an der Normaluhr auf einem gewissen Platze, oder am Stadtbahnhofe soundso wiedersehen zu wollen.

Sitzt man aber auf der Heimfahrt im Kremser, Hand in Hand mit der Bekanntschaft, und ist ganz seelenvergnügt, dann singt man das schöne Lied:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!"

So muß es Sonntags und Feiertags gemacht werden und nicht anders! Zu was hätte man sich denn die ganze Woche von früh bis spät gequält, sich schurigeln lassen, über eine dumme Fuscharbeit heiße Thränen vergossen, wenn man sich nicht von Herzen austollen sollte, sobald man einmal die eigene Herrin ist und frei atmen kann! Denn das Leben ist so kurz, und der Wangen rosiger Schmelz welkt bald dahin! Und wenn man sich einen „Herrn" anschafft,

o*

der selbstverständlich nicht ans Heiraten denken kann, aber ein guter Freund wird, der kleine Aufmerksamkeiten erweist, zu unschuldigen Vergnügungen auffordert, hin und wieder ganz gehörig spendiert, „und so" — ist denn diese Sünde gar zu groß?

Was hat man denn zu Hause? Der Vater muckst, die Mutter muckst, die kleinen Geschwister plärren, und an den langen Abenden muß man im Dunkeln sitzen, weil Petroleum gespart werden soll. So ist der Sonntag die einzige Oase in der Wüste des Daseins, wo die Lebensschwingen gerührt werden können. Kommt doch der Montag früh genug, wo man mit einem grauen Kater sich erhebt und, noch den Schlaf in den Gliedern, die eingewickelten Stullen in der Hand, sich aufs neue tummeln muß, und zwar zu einer Zeit schon, wo die „höheren Töchter" noch die faulen Glieder recken.

Lernt man überdies nicht bessere Manieren im Verkehr mit einem solchen Herrn? Wer hat denn Sinn dafür, daß das Kleid „gut steht", der Hut chic sitzt, und daß man gehörig mit Messer und Gabel ißt? Nur er, der nur die Eine sieht und kennt, nicht aber ihren Anhang, der sie nimmt wie sie ist, mit ihren Vorzügen und Schwächen, dem ganzen Drum und Dran eines „Verhältnisses", das man hegt, pflegt und liebt, bis — ein anderes an die Reihe kommt. Wenn auch! Schön war es doch, und die gemeinsam verlebten Stunden werden unvergeßlich sein.

Nicht alle nehmen das Leben so leicht wie Seifenblasen, die man an bestimmten Tagen blindlings in die Luft hineinzaubert, bis sie, kaum entstanden, wieder zerstieben. Der Mensch ist nicht nur das, was er ißt, sondern auch das, was er arbeitet. Ganz besonders trifft dies bei den Werkstatt- und Fabrikmädchen zu.

Leichte Beschäftigung schafft leichten Sinn, und ist sie reinlich, so steht auch die Kleidung im Einklang damit.

Mädchen und Frauen, die schwere Arbeit in schmutzigen Räumen zu verrichten haben, sind anders geartet, als jene. Sie gleichen Lasttieren, die schwerfällig und schrittweise ihre Arbeit verrichten und sich nur nach dem Futtertrog sehnen, der die einzige Abwechselung im Geschirr des Tages ist.

Die Umgebung des Menschen schafft die Wirkung auf das Gemüt, und je schwärzer und eintöniger jene ist, je verschlossener und einsilbiger wird dieses werden.

Oftmals, wenn ich an hellen Sommertagen durch die Vorstädte Berlins wandere, hin und wieder vor einem geschwärzten Fabrikgebäude stehen bleibe, den Färbereien, Tuch- und Lichtfabriken, und die langen Fensterreihen betrachte, deren mattgestrichene Scheiben von innen, wie in einem Gefängnisse, den Anblick des Himmels nehmen, dessen Bläue doch Gott für die erbärmlichste Kreatur geschaffen hat, dann muß ich an diese Märtyrerinnen des socialen Lebens denken, die, die schmierige Schürze vorgebunden, in besetteter

Blouse, umgeben von einem Gewirr von Treibriemen, die stickige Luft schlechter Ausdünstung atmend, stumm und mechanisch, um kärglichen Lohnes willen, ihre Arbeit verrichten.

Todmüde des Abends, treten sie ihren Heimweg an, nur die Sehnsucht nach ihren Kindern, ehelichen oder unehelichen, nach dem Bissen Brot und nach den Stunden Schlaf im Herzen. Für sie ist der Sonntag nur ein Ruhetag, eine kurze Unterbrechung im ewigen Einerlei der Tretmühle, nur geschaffen, den Gliedern die nötige Stärkung zu neuem sechstägigem Kampfe zu geben. Sie allein sind jene große, dunkle Garde der arbeitenden Weiber, die wie ein Menetekel drohend im Hintergrunde der socialen Erscheinung steht und ihren mächtigen Schatten in das Licht der Gesellschaft wirft.

So lange noch eine Mutter, das Kind unter dem Herzen, einer weißen Sklavin gleich, im dumpfen Fabrikraum sich ihr Brot verdienen muß, tagsüber der Häuslichkeit entzogen, so lange wird die Arbeiterin die politische Genossin des Mannes im Verzweiflungskampfe gegen die Übermacht des Kapitalismus sein.





Seit ich in Berlin wohne, besuche ich die Märkte dieser Stadt und sehe mir an, was dort zu finden ist. Ach, wie viel ist im Laufe der Zeit anders geworden! Lange schon höre ich nicht mehr zu mir auf dem Markt sagen: „Nun, junger Herr, was suchen Sie denn?“ oder: „Schöner junger Herr, nehmen Sie doch ein paar

Gurken mit!" oder: „Na, junger Herr, wie is es mit Pflaumen? heut die letzten — es giebt keine mehr." „Alter Herr" werde ich jetzt allerdings auch nicht genannt, sondern „lieber Herr", und das klingt immer noch einigermaßen angenehm, wenn auch lange nicht so gut wie „junger Herr" oder gar „schöner junger Herr".

Auch die Berliner Märkte selbst haben sich im Laufe der Zeit sehr verändert. Die offenen Märkte unter freiem Himmel sind einer nach dem andern den geschlossenen Markthallen gewichen, nur in der Peripherie der Stadt haben einige von ihnen sich noch in alter Art erhalten. Diese Umwandlung ist im ganzen gewiß als eine Verbesserung anzusehen, manches aber auch, das man ungern vermißt, ist damit geschwunden. So ein Markt im hellen Sonnenschein des Sommers oder auch zur Winterszeit im Schnee sieht doch wunderhübsch aus! Auch ist es ein anziehendes Schauspiel, zu sehen, wie das alles kommt und wieder verschwindet, an einem halben Tag auf- und wieder abgebaut wird. In der Morgenfrühe wird die Marktware auf allerhand Fuhrwerken an Ort und Stelle gebracht. Nur die arme Frau, die unermüdlich Citronen „drei für zehn Pfennig" anbietet oder mit einem Dutzend Bündelchen getrockneter Kräuter, mit einigen Quirlen, verfertigt aus heimlich abgeschnittenen Wipfeln junger Kiefern, oder sonst mit etwas Kleinkram den Markt bezieht, langt mit ihrer Herrlichkeit zu Fuß an, die

andern kommen angefahren, aus andern Gegenden der Stadt, aus den Vororten, einige auch vom Lande. Die Gefährte, mit denen sie kommen, werden an den Seiten des Marktes in Reihen aufgestellt und bilden eine Art von Wagenburg. Ist die Marktzeit zu Ende, so stellt sich der männliche Beistand wieder ein, der seine Ehehälfte oder Handelsgenossin mit der Ware nach dem Markt gebracht hat, ladet mit ihr zusammen auf, was unverkauft geblieben ist, und hilft zuletzt auch ihr selbst auf den Wagen hinauf, was mitunter, wenn sie ein bischen wohlbehäbig oder, wie Reuter sagt „völlig" ist, als keine ganz leichte Sache erscheint. Mitunter aber sieht man auch, daß eine rüstige Frau oder ein derbes rotwangiges Mädchen sich der Zügel bemächtigt und das Rößlein mit sicherer Hand durch das Gewühl der Berliner Straßen lenkt.

Von dem Hinschaffen und Wiederwegschaffen der Waren merkt man in den Markthallen nicht viel. Das Hinschaffen findet heimlicherweise statt, um eine Tageszeit, da auch der eifrigste und pflichtgetreueste Reporter noch nicht aufgestanden zu sein pflegt. Weggeschafft wird außer dem Verkauften nur dasjenige, das etwa verdorben ist, das andere bleibt da, wo es liegt oder steht, und wird nur während der Zeit, da die Markthallen geschlossen sind, mit einem Tuch überdeckt.

Mit der Umwandlung des offenen Marktes in eine Markthalle verschwindet auch die unter freiem

Himmel errichtete Kaffeeschenke, die gewöhnlich an ein Gebäude sich anlehnt. Sie gewährt einen sehr interessanten Einblick in das Marktleben, weil sie stark frequentiert wird von den Marktfrauen und diese ebensosehr wie die Damen höherer Gesellschaftskreise dazu geneigt sind, sich beim Kaffee über allerlei Verhältnisse, Dinge und Geschehnisse angelegentlich zu unterhalten. Den Kaffee, der in der Marktkaffeeschenke für Geld gereicht wird, habe ich noch nie gekostet, ehrlich gestanden, aus Furcht davor, ich würde nicht im stande sein, die Tasse vollständig zu leeren, und könnte dadurch Anstoß erregen. Die Tassen sind aber sehr groß. Wie ich mir den Kaffee vorstelle, ist er nicht sehr stark, aber ziemlich süß, und schmeckt ein wenig nach der Wurzel des Krautes, das die Botaniker Cichorium nennen. Selbstverständlich werden dazu ansehnliche Stücke Kuchen verzehrt.

Vollständig verschwunden ist die Kaffeeschenke mit dem offenen Markt nicht. Wenn man sie sucht, findet man sie auch in der Markthalle, in deren Restaurationslokal sie hineinverlegt ist. Dadurch hat natürlich das Ganze an ursprünglichem Reiz sehr verloren, abgesehen davon, daß im geschlossenen Raum, wo im Winter für Abwehr der Kälte gesorgt ist, das Verlangen nach heißem Kaffee bei den Damen der Halle, wenn auch immer rege, doch nicht so stürmisch auftreten kann wie zu Zeiten draußen im Freien.

Unnötig geworden sind durch die Errichtung der Markthallen die Kohlenbecken oder Feuerstübchen, die bei naßkaltem oder Frostwetter ein großer Trost der im Freien sitzenden Frauen waren. Auch jetzt in der Halle möchte manche vielleicht aus alter Gewöhnung, oder weil es gar zu gemütlich wäre, ein solches Erwärmungsmittel nicht verschmähen, aber die Marktpolizei, glaube ich, würde aus Gründen der Feuergefährlichkeit gegen die Einführung der gemütlichen kleinen Fußwärmer Einspruch erheben.

Eigentlich haben die guten Frauen es ja viel besser in den Hallen, als sie es früher auf offnem Markt hatten. Wie waren sie den Unbilden der Witterung ausgesetzt! Mußte ihnen nicht angst und bange werden, wenn über ihnen der Donner rollte und der Platzregen niederstürzte, daß es schien, als sollten sie samt ihren Kohlrüben, Krautköpfen, Zwiebeln und Radieschen weggeschwemmt und in die Spree gespült werden? Oder es brach plötzlich ein Sturm los, der mit den leichten Zelten, unter denen sie saßen, davonzugehen drohte, die Stangen abbrach und die Leinwand zerriß. Und dann im Winter die Kälte, wenn es Stein und Bein fror oder ein Schneegestöber niederging, daß man nicht aus den Augen sehen konnte! Dann erwiesen sich auch wohl das Feuerstübchen und der heiße Kaffee nicht ganz ausreichend mehr zur Erwärmung der frierenden armen Seele.

Am meisten in der rauhen Jahreszeit und bei schlechtem Wetter habe ich diejenigen Marktfrauen bedauert, die in kaltem Wasser hantieren müssen, wie die Fischverkäuferinnen. Und was für eine Hantierung ist damit verbunden! Ich sehe noch eine Fischfrau vor mir, die im Winter bei eisiger Kälte vor den Augen der Käuferin einen lebendigen Fisch abschuppte. Alle Haare auf dem Haupt sträubten sich mir, und es ging mir durch und durch, dennoch konnte ich den Blick von der Frau nicht abwenden; sie hielt mich, bis sie mit dem Schuppen fertig war, im Bann, wie die Vogelspinne den Kolibri oder die Riesenschlange das Kaninchen. Als ich dann nach Hause ging, sagte ich zu mir: Jetzt hast du das Gruseln gelernt.

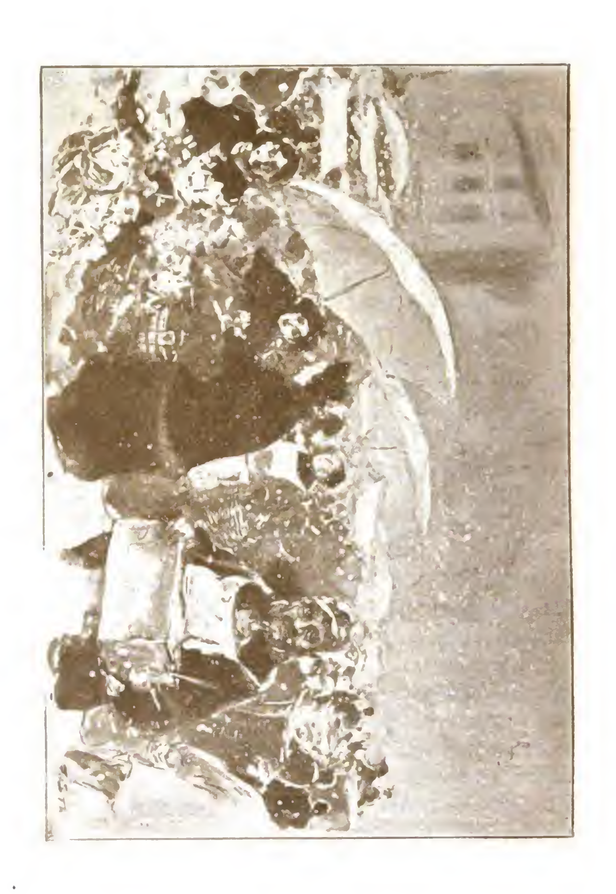
Mit einiger Schwierigkeit verbunden war im Winter auf dem offenen Markt der Blumenhandel. Die Blumen mußten, um nicht zu erfrieren, in einem Glaskasten gehalten werden, und das erschwerte natürlich das Geschäft sehr. In der Markthalle sind solche Vorsichtsmaßregeln nicht nötig. Sie gewährt den Verkäuferinnen auch mehr Sicherheit vor Feinden in Gestalt von bösen Buben, die Äpfel oder Apfelsinen zu angeln oder ihnen sonst einen schlechten Streich zu spielen erpicht sind. Im Freien wird es ihnen gar zu leicht, zu entfliehen und sich im Gedränge zu verlieren; in der Markthalle gelingt das so leicht nicht, man ist sehr der Gefahr ausgesetzt, erwischt zu werden und hält sich deshalb lieber fern.

Trotz aller dieser Vorteile machte sich bei den Marktfrauen eine starke Opposition kundbar, als es sich darum handelte, aus dem Freien in die Hallen überzusiedeln. Viele von ihnen wollten durchaus nicht daran. Man hielt ihnen vor, die Statistik werde nach der Übersiedelung in die Hallen eine starke Abnahme der Katarrhe, Rheumatismen und anderer Erkältungskrankheiten bei den Marktfrauen ergeben. Einige bezweifelten das, andere gingen so weit, der Statistik überhaupt allen Wert abzusprechen. Mehrere äußerten den Verdacht, in den Markthallen werde es wohl furchtbar ziehen, womit sie nicht ganz unrecht hatten, denn in einigen von ihnen zieht es allerdings ein wenig. Die meisten aber fürchteten sich vor der verdorbenen Luft in dem geschlossenen Raum. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie eine Marktfrau sagte: „Nee, eh ick mir in so'nen Jlaskasten und in so'ne Stickluft rinsetz', will ick doch lieber'n Dutzend Donnerwetter und Platzregen über'n Kopp kriegen." Die gute Frau sprach unbedacht, hätte sie die in Betracht kommenden Vorteile und Nachteile sorgfältig und richtig gegeneinander abgewogen, so würde sie vielleicht anderer Ansicht gewesen sein. Übrigens muß zugegeben werden, daß die Luft in den Markthallen, zumal an heißen Sommertagen, allerdings nicht die beste ist. Wie ist das auch anders möglich in einem Raum, wo so viel Heringe und so viel Käse und so viel geräucherte Sachen sich befinden. Alle Vorrichtungen, die für die

Ventilation getroffen sind, und Tausende von Rosen, Lilien und anderen wohlriechenden Blumen richten nichts aus dagegen. Diejenigen, die selbst mit Salzheringen oder Bücklingen und anderen Räucherwaren oder mit Käse handeln, sind am Ende gewöhnt daran und werden wohl überhaupt den Geruch nach dergleichen Dingen nicht ganz los, auch wenn sie „auf Rasen, mit Veilchen bekränzt“ sitzen, wie es im Liede heißt; für die andern aber ist es nichts ganz Leichtes, den ganzen Tag über, mit Ausnahme der wenigen Stunden, während welcher die Markthallen geschlossen sind, in einer Atmosphäre sich aufzuhalten, die mit so unholden Düften gewürzt ist. Dazu kommt, daß sie so sehr dicht bei einander sitzen und von ihrer Ware dermaßen eingebaut sind, daß ihnen wenig Raum zu freier Bewegung übrig bleibt. Das ist besonders in den kleineren Markthallen der Fall. Wenn ich im Mai oder im Frühsommer, da viel frische Ware auf den Markt kommt, in der Halle auf dem Magdeburger Platz, wo die Verkaufsstände sehr enge zusammengedrängt sind, eine Inspektion über die Blumenhändlerinnen abhalte, sehe ich zuerst nichts von ihnen. Allmählich werden mir ihre mehr oder weniger spitzigen Nasen sichtbar, die aus einer Masse von Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, Maiglöckchen, Flieder, Nelken oder Rosen heraussehen. Komme ich noch näher, so bemerke ich auch rechts und links von jeder Nase ein freundlich blinzelndes Äuglein, dann aber bin ich

ihnen schon so nahe, daß ich auch schon die Anrede: „Nun, was suchen Sie, lieber Herr?“ vernommen habe.

Nein, einen leichten Stand hat die Marktfrau nicht, man muß aber an andere Existenzen denken, die vielleicht noch weniger auf Rosen gebettet sind als diese. Hat es ein armer Schreiber denn besser, der den ganzen Winter über in der Nähe eines eisernen Ofens und das ganze Jahr hindurch an einem zugigen Fenster sitzt und immer abschreibt und wieder abschreibt und nichts weiter zu thun hat als das? Wie sehr würde so ein armer Wicht sich freuen, wenn er einmal ein paar Stunden zwischen Kohl und Rüben und anderm frischen Gemüse sitzen könnte oder gar zwischen Blumen! Da bietet doch das Leben der Marktfrauen mehr Abwechslung dar. Sie stehen mitten im Menschenverkehr und bekommen immer neue Gesichter zu sehen. Einige machen sich, wenn sie nicht mit Käufern verhandeln, mit ihrer Ware zu thun. Die Blumenfrauen binden Sträuße zusammen, winden Kränze, blasen Rosenknospen an, so daß sie plötzlich aufblühen müssen, bespritzen sie mit Wasser, daß sie aussehen wie von Morgentau befeuchtet, oder heften schon gealterte Rosen, die auseinanderzufallen drohen, mit feinem Draht zusammen, daß sie wieder jung werden, scheinbar wenigstens. Die mit Obst Handelnden benutzen eine Ruhepause im Verkehr, um verdorbene Früchte auszusondern und die noch unverdorbenen so zu ordnen, daß die besten nach oben kommen. Und beim





Gemüse giebt es immer etwas zu putzen. Sonst besteht die Arbeit darin, die Ware anzupreisen und dem Kauflustigen, der den Preis zu hoch findet, darzulegen, weshalb er nicht niedriger sein könne und eigentlich schon zu niedrig sei. Denn entweder hat es an Regen gefehlt, oder es ist zu viel Regen gefallen. Oder in der Blüte hat es Frost gegeben, oder die Raupen haben alles gefressen, oder es hat überhaupt nichts angesetzt. Kurz, ein wirklich gutes Jahr ist vollständig ausgeschlossen.

So vergehen der Marktfrau die Stunden in reger und anregender Unterhaltung, wobei sie Gelegenheit hat, ihren Scharfsinn zu entwickeln. Bei einer weiblichen Handarbeit, wie Stricken oder Nähen, ist sie selten anzutreffen — dazu fehlt es ihr doch in der Geschäftszeit an Ruhe — und ebenso selten beim Lesen von Büchern oder Zeitungen. Es muß noch ein Verein gegründet werden, der es sich zur Aufgabe macht, die Erzeugnisse der modernen Litteratur unter den Marktfrauen zu verbreiten, oder ein solcher auch, der ihnen durch Wanderredner im Fluge in Form von populärwissenschaftlichen Vorträgen die notwendigsten Kenntnisse von der chemischen Zusammensetzung der Gemüse, Früchte und sonstigen Nahrungsmittel beizubringen versucht. Die Befürchtung, daß es sich dabei um eine sehr schwer durchzuführende Sache handelt, hat wohl in unserer so vereinsfrohen Zeit bis jetzt die Gründung eines derartigen Vereins verhindert.

Mit der Nachbarin knüpft die Marktfrau gern eine Unterhaltung an über Gegenstände, die von gemeinsamem Interesse sind. Dabei kommt es leicht zu einem kleinen Streit, dem, wie es ja auch bei den meisten Streitigkeiten in der diplomatischen, wissenschaftlichen und industriellen Welt der Fall ist, Konkurrenz oder Rivalität, mit gemeinem Ausdruck Brotneid genannt, zu Grunde zu liegen pflegt. Gewöhnlich greifen alsbald die angrenzenden und auch wohl etwas weiter entfernt liegenden Frucht- und Gemüsestände in die Verhandlung ein, und man erhält die Gelegenheit, die Schlagfertigkeit weiblicher Berliner Zungen aus den Kreisen des Volkes zu bewundern. Mit der stillen Bewunderung begnüge sich der Fremde, es gelüste ihn nicht, Partei zu nehmen oder gar Frieden stiften zu wollen, er könnte sonst von beiden Teilen arg „zugedeckt“ werden, wie es im Volksmunde heißt. Überdies ist es meist nicht so schlimm gemeint, und das Zerwürfnis löst sich, wenn ein treffendes Wort gefallen ist, mit Lachen auf, ohne daß die Marktpolizei Anlaß zum Einschreiten gefunden hat. Auch zu mancher von vornherein heiteren Scene kommt es in den Markthallen. So entwischt von Zeit zu Zeit einer Käuferin aus ihrem Fischnetz ein Aal, auf den dann eine überaus belustigende Jagd eröffnet wird.

Ich rede immer von der Marktfrau, denn sie beherrscht in Berlin den Marktverkehr. Neben ihr

p*

tritt auch der Marktmann auf, als Gemüse- und Fruchthändler, als Blumenverkäufer, als Käse- und Fischmann; unter den Marktfrauen aber verschwindet er. Nur den Handel mit Salamandern, Molchen und andern zur Bevölkerung von Aquarien dienenden feuchten Lebewesen hat er sich, soweit meine Beobachtungen reichen, allein vorbehalten.

Die Schlächterstände oder Fleischbänke nehmen einen bedeutenden und wichtigen Teil des Marktes ein. Dort ist ein starker männlicher Arm von nöten, denn es gilt Knochen durchzuhauen oder mit einem großen Messer blutige Arbeit zu verrichten. Das bringt die zarte Hand nicht fertig, die dazu bestimmt ist, himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Daher bezieht der Herr Schlächtermeister den Markt zusammen mit seiner Frau oder Gemahlin, wie ich lieber sagen möchte. Denn die Schlächter bilden die Aristokratie des Marktes, wie sie denn ja auch eine besonders vornehme Zunft sind und das verbriefte Recht haben, bei öffentlichen Aufzügen zu reiten. Auf den Markt bringt das Schlächterehepaar in der Regel einen rüstigen Gesellen mit oder auch ein Fräulein, das die Kunden mit Wurst und Speck und andrer Ware der Art bedient, die nicht auf dem Hauklotz zerteilt wird.

Das Fleischergewerbe ist offenbar recht nahrhaft, danach sehen Alle aus, die damit zu schaffen haben. Ich habe noch nie eine dicke Kräuterfrau gesehen und

noch nie eine dürre Schlächtermadame. Immer erscheint die Frau Meisterin wohlgenährt und dabei ansehnlich und stattlich. Man sieht ihr an, daß allerlei Schmuck ihr gut stehen muß und daß sie auch gern sich schmückt. Kurz, sie ist eine stolze Erscheinung.

Während der Handel mit Schlachtwaren das warmblütige Element des Marktes bildet, wird das kaltblütige durch den Fischhandel dargestellt. Ich gehe nicht oft zwischen den Fleischerschragen hindurch, erstens weil ich dort nichts zu holen habe, zweitens weil dort manches nicht Anmutende den Blicken begegnet. Nur die in dieser Abteilung des Marktes hantierenden Menschen interessieren mich im Grunde, zumal zu Anfang der Marktzeit, wenn sie noch ganz sauber sind.

Lieber halte ich mich bei den Fischen auf, wo nichts Abstoßendes die Augen erschreckt, es sei denn, man würde durch einen unglücklichen Zufall Zeuge einer am lebendigen Tier vollzogenen Abschuppung. Ich sehe mir gern die verschiedenen Arten von Fischen an, die in den großen Kufen umherschwimmen, und auch die Fischfrauen zu beobachten macht mir Vergnügen. Es ist Thatsache, daß Menschen, die beständig mit einer bestimmten Art von Tieren umgehen, zuletzt einige Ähnlichkeit mit ihnen bekommen. So ist es mir auch erschienen, als nähmen die Fischfrauen mit der Zeit etwas Fischähnliches an. Das erstreckt sich aber nur auf das Äußere, sie erhalten dadurch weder Fischblut, noch verlieren sie die Sprache.

Man sagt, daß es gefährlich sei, mit ihnen anzubinden. Ich kann darüber aus eigener Erfahrung nichts berichten, jedenfalls aber würde ich Den, der sie zum Streit herausforderte, für einen großen Thoren halten.

Am meisten Verkehr habe ich auf dem Markt mit den Gemüse-, Obst- und Blumenfrauen, zu denen botanisches Interesse mich hinzieht. Ich kann nur sagen, daß mit ihnen leicht und angenehm zu verkehren ist. Daß es mich erfreut, „lieber Herr" genannt zu werden, habe ich schon erwähnt. Und wie hübsch klingt es, wenn eine junge Frau, begleitet von dem Mädchen, das den Marktkorb trägt, in ihre Nähe kommt: „Gehen Sie doch nicht vorbei, mein Lamm! Hier, mein Herzchen, ist ja alles was Sie suchen."

Tritt Jemand an einen Verkaufsstand heran, so denkt die Händlerin natürlich, daß er etwas kaufen will. Das hat mich manchmal in Verlegenheit gebracht, weil ich nur die Absicht hatte, mir die ausgelegte Ware anzusehen. In solcher Lage habe ich zuweilen etwas gekauft, das ich nicht haben wollte, einmal z. B. ein großes Stück Kürbis, daß ich nachher, da ich Kürbis in keiner Form der Zubereitung genießen kann, absichtlich in einem Wagen der Stadtbahn liegen ließ. Dieser Kürbiskauf war eine Folge plötzlicher Verwirrung, in andern Fällen habe ich, wenn ich einsah, daß ich Anstandes halber etwas kaufen mußte, besonnener gehandelt und ohne langes Feilschen eine Stange Meerrettich oder eine Schlangengurke oder

einen Blumenstrauß eingekauft oder sonst etwas der Art, das man immer zu Hause verwenden kann.

Natürlich darf man die Marktfrau nicht reizen und ärgern, doch welchem Verständigen wird es auch einfallen, das zu thun? Vieles Betasten der Ware und langes Aussuchen sieht sie nicht gern, doch das wollen die Zuckerbäcker auch nicht haben. Es verdrießt sie, wenn man ihre Artikel schlecht macht, nun, das mögen die Dichter und Schriftsteller auch nicht leiden. Auch möchte ich Keinem raten, sie andauernd zu fixieren oder sich mit einem photographischen Apparat vor sie hinzupflanzen, sie einzustellen und ihr dann zuzurufen: „Nun bitte, recht freundlich!“ Will man sich ein Lichtbild von ihr verschaffen, so kann das nur mit Hilfe eines verborgen angebrachten Knippsers geschehen.

Nein, ich bin mit der Berliner Marktfrau stets gut ausgekommen und werde auch in Zukunft aufrichtig bemüht sein, mir ihr Wohlwollen zu erhalten.

J. Trojan.



Also vermieten woll'n Se?"

„Ich muß!" lautete die entschlossene Antwort. „Und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, liebe Frau Bachmann. Sie werden mir mit gutem Rate beistehen, das weiß ich. Sie haben Erfahrung."

„In't Vermieten kennt sich Keener nich aus, da lernt man immerzu Neies. Jck hatte da en sehr netten Herrn, bloß dett er mit seine Zijaretten Allens anzwee roochte, de Tischdecken und de Sopha-lehnen und de Häkeldecken, jenug Allens, wat nich feierfest uf de Welt jekommen is, sojar Löcher in de Mahoniplatte von den Schreibsekerteer. Jck sage zu ihn „Herr Schnwaldt — Schnwaldt war er nämlich anjemeldet — na, verjessen Se man blos nie det richtige Anmelden nich; jleich is de Polizei da — Also Herr Schnwaldt," sage

ick, „wäre et nich meeglich; dett Se sich die Zijaretten so'n bisken Pee à Pee allmählich nach und nach abjewöhnen thäten?" also, wie Se sehen, in jrößter Herablassung meinerseits, worauf er seinerseits sagt: „Es jeht nich, Frau Bachmann, der Arzt hat mir leichte Beschäftigung anjerathen, und das ist eben das Zijarettendrehen." — „Aber Se brauchen se doch nicht alle roochen," werfe ick ihn entjegen. Und wat hat er für 'ne Rückantwort? „Essen kann ick se nich." — Et is nämlich Eener mit Ärmel, der Herr Schuwaldt. Natirlich booß ick mir, aber wer seit seine frühste Wittwenschaft von Chambrejarnisten leben muß, regt sich nich unnütz uf, indem man nischt davon hat. „Jut," sage ick weiter, „Herr Schuwaldt, dann muß ick Sie dringend ersuchen, die jlimmende Stummel nich mit meine Möbel in intimere Berührung zu bringen. Ueberall sind Brandlöcher." — „Was jeht mich das an?" sagt er; „melden Sie den Schaden bei der Feuerversicherung." — „Herr Schulwaldt," sage ick, „zum Scherzen bin ick nich in der Verfassung; Sie werden mir ersetzen, was Se verruinirt haben, in 'ne jestoppte Wohnung zieht keen anständijer Herr; det Sopha muß bei'n Tapezier und der Tisch und der Schreibsecketeer müssen bei'n Tischler. Det kriejen Sie ufjeschrieben, Herr Schuwaldt," erkläre ick ihn mit'n janz deutlichen Afzang. — Und er? — Er sticht sich mit jrößter Seelenruhe 'ne frische Brandstiftung an und sagt mit sehr anzüg-

liche Phisionomik dabei: „Wenn Ihnen nach 'ne neue Einrichtung jelüstet, werd' ich sie anschaffen! Verklagen Sie mich doch; in Moabit haben sie Verständniß für Komik.“ — Na, nu war die Jalle hoch und die für ihn jemünzten Wahrheiten flogen bloß so heraus. Da haben wir uns denn miteinander jetrennt; ick mußte de Reparaturkosten abladen und des Vorderzimmer stand 'n halben Monat leer, indem es mitten in'n Sommer war, wo sich's doch schlechter vermiet't. Hinjejen war ick um etwas Erfahrung klüjer. Aber auslernen lernt man nie.“

Die kleine blasse Frau hatte schweigend zugehört und auch jetzt, als ihr Gegenüber den Redestrom staute, blieb sie still und stumm.

Frau Bachmann betrachtete sie mitleidig und prüfend, ob sie wohl die Kraft hätte, das durchzumachen, was sie selbst durchgemacht hatte? Freilich, sie war derbe Arbeit gewohnt und hatte sich heraufgearbeitet, sie hatte es zu etwas gebracht durch Einschränkung, Fleiß und so viel Rücksichtslosigkeit, als das Geschäft des Zimmervermiethens erfordert; aber die kleine Frau, deren Jugendwege stets geebnet waren, die gewohnt war, bedient zu werden, anstatt Anderen zu dienen, die nun von unten anfangen wollte, anfangen mußte, wie sie gesagt hatte, würde die sich in die Wirklichkeit hineinfinden? So viel stand fest, von dem, was mit dem Vermieten vermacht war, hatte sie noch keinen rechten Begriff.

„Müssen Se wirklich, Frau Doktorn?" fragte die Bachmann.

„Ich habe nichts, als meine Einrichtung. Was die Lebensversicherung auszahlte, schmilzt immer mehr zusammen und meine Kinder wachsen heran. Für die muß ich sorgen, damit sie später vorwärts kommen können. Und es wird so viel verlangt heute, fast zu viel."

„Ja, für de Kinder! Für de Kinder kann man Alles. Und't wird ooch jehen. Und uf mir können Se rechnen. Aus Ihren elterlichen Hause hab' ick viel Jutes jehabt, und als meine Dochder krank lag, wat hat Ihr Herr Jemahl sich vor Mühe jejeben, wo doch schließlich Keener nich helfen konnte, weil se natürlich das Lungensüchtige von ihren selijen Vater jeerbt hatte — seine Familie hatte es uf de Brust, wojegen er von Jemieth wie aus einem andern Weltteil war, wohin er denn ja ooch wieder zu sich jerufen ist."

Frau Bachmann trocknete die Augen, die Erinnerung hatte sie übernommen.

„Haben Se denn schon 'ne passende Wohnung?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ich wollte Ihre Meinung vorerst hören."

„Ick weeß eene. Zwee Zimmer nach vorne, nämlich zwee jroßen und en kleenet nach vorne mit unschenirten Injang vom Treppenflur aus, een kleenet Zimmer jleich vom Flur, en Berliner Zimmer, Küche,

Hängeboden und 'n Badezimmer, wo sich jut 'n kleenet Bett stellen läßt. Wenn Se Allens vermieten, haben Se hübsch wat über."

„Wo sollen wir denn schlafen?"

„Natierlich in de Küche. Det Mädchen jehört uf'n Hängeboden. Wenn Se aber schonst det Berliner Zimmer für sich nehmen, setzen Se zu."

Die blasse Frau seufzte.

„Et is ja möglich, dett sich wat Passenderes findet, aber die Jejend is jut. Ick weeß noch eene in der Karlsstraße, aber det is sonn'e Studenten=jegend."

„Ich glaube, gerade die jungen Leute würden mir angenehm sein. Ich könnte mütterlich für sie sorgen —."

„Ach nee; für Studenten sind Se zu schwach. Et jiebt ja milden und solchen, die sich nich muxen, aber die haben keen Jeld. Und die, wo welches haben, die machen Ansprüche, womöglich mit über=lebensjroße Hunde und Radau. Nee, dazu jehört Forsche."

„Am liebsten wären mir Damen."

„Ick nehme keene. Und Sie och nich. Ick hatte mal eene. Na, in den ersten Wochen jing's passablemang, bloß mit des Deklamieren, det war nich scheene, indem sie Theater studierte, wobei se de Stimme mächtig strappzirte. Und denn kam en Vetter zu Besuch. Jegen 'n Vetter kann man nichts nich



inwenden. Dann kam en anderer Vetter, oder war's 'n Cousin, ick weeß nich mehr jenau. Und 'n Onkel. Und noch 'n Vetter. Schließlich sagte ick: „Mein Fräulein, ick habe an Ihn'n vermiet't und nich an Ihre sämmtliche jeehrte Verwandtschaft. Nu aber raus!" Und 't war de höchste Eisenbahn, dett se flog, wejen bevorstehende jränzenlose Unannehmlichkeiten. Nee, an Damen vermieten Se nicht." Das letzte „nicht" klang so bestimmt, daß jeder Einwand abgeschnitten wurde.

„Aber an wen denn?"

„Pensionirte Majore mit'n Schuß Podagra, det is sehr wat Scheenes, oder alleinstehende Anjestellte, ältere Jahrjänge. Musikmacher bezahlen zwarst besser, aber die verjraueln die Andern. Ick hatte mal Eenen, der übte seine Violine bei mir in de Küche, wejen den vorderen Herrn seine unjestörte Jemütsverfassung, aber et jing uf de Längde nich, indem de Saiten von dem Brasen weich wurden und nachjaben, wat schauderös klang, so viel er drehen mochte und stimmen. Als Kammerjäger war er indessen sehr nützlich, die Mause hatten sich jänzlich verflüchtigt. Nee, Musike nehmen Se nich rin."

„Aber ich muß vermiethen. Ich muß. Ich wüßte nicht, was ich sonst anfangen sollte. Nähen, Sticken ... ich hab's versucht. Es lohnt nicht."

„Et lohnt wenijer als nischt; da haben Se recht. Aber et wird schonst jehen. Ick habe Zeit jetzt; wir

können de Wohnungen mal ansehn, det kost't keen Entree. Und in'n Uebrigen, den Wittwen und Waisen steht der liebe Jott bei, der wird schonst so jut sind und Ihnen nich die schlimmsten Brüder schicken." — —

Die Wohnung war gefunden, der Umzug mit dem unvermeidlichen Bruch bewerkstelligt und die Mietszettel hingen über der Thür. Frau Dr. Werten saß mit ihren beiden Kindern, der elfjährigen Elsa und dem vier Jahre jüngeren Berthold, in dem Berliner Zimmer, dessen Vermietung sie so lange wie thunlich hinausschieben wollte, um es selbst zu benutzen. Sie hatte ein mit Zahlen beschriebenes Blatt vor sich auf dem Tische, das sie wohlgefällig betrachtete, als sei es ein glückverheißendes Schriftstück.

„Wenn wir gut vermieten, Elsa," sprach sie, „dann kannst Du Deine Musikstunden fortsetzen. Freilich steht das Instrument im großen Vorderzimmer, weil die Bachmann meinte, es sähe nach mehr aus und drückte den Preis höher als bloße Tapete, aber sie sagte auch, Du könntest üben, wenn der Herr nicht zu Hause sei."

„Noch haben wir keinen, Mama."

„Noch nicht!" seufzte die Frau und blickte wieder auf die Zahlen. Die Berechnung stimmte; es blieb sogar ein hübscher Gewinn über, wenn sie für Zimmer und Frühstück erhielt, was die Bachmann aufgestellt hatte. Noch aber war niemand gekommen. Sie nahm den Bleistift und zog einen Monat Leerstehen

von dem zu erhoffenden Gewinn ab. Noch einen. Noch einen. Wie schmolz die Summe zusammen.

Eine schwüle Angst überkam sie. Hatte sie sich auch zu viel aufgebürdet? Wenn sie dem Hauswirt nicht gerecht werden könnte? Die Steuer mußte bezahlt werden. Ihre Sachen würden gepfändet; sie verlöre alles. Was dann? Was dann?

Und niemand war, dem sie ihre Not klagen konnte. Sie stand allein mit ihren Kindern, die zu jung waren, um ihre Bedrängniß zu verstehen.

Eine Magd wollte sie nicht halten, die kostete zu viel. Sie wollte arbeiten; sie konnte arbeiten. In den letzten Tagen des Umzuges und der Einrichtung hatte sie an sich selbst erfahren, daß sie mehr vermochte, als sie sich jemals zugetraut hätte — die unerbittliche Notwendigkeit hatte befohlen, die hatte das scheinbar Unmögliche möglich gemacht.

In dem Gefühl der mit der Arbeit wachsenden Kraft hatte sie sogar lächeln können, als Berthold fragte: „Mama, bist Du jetzt unser Mädchen?“ Nun fielen ihr diese Worte wieder ein und in ihrer Verzagtheit hätte sie laut aufweinen mögen. Sie bezwang sich aber, der Kinder wegen; für die hatte das Leben noch eigene Sorge genug in Verwahrung War es ihr doch auch freigebig mit Bitternissen gewesen, ihr, deren Jugend einem Gartenwege glich, der in einen sommerlich blühenden Park leitet, der aber jäh abbog auf steiniges Feld, hinein in Distel und Dorn.

Es schellte.

Sollte das ein Mieter sein?

Sie ging hinaus und öffnete.

„Hier sind Zimmer zu vermieten?“

„Ganz recht. Bitte, treten Sie näher.“

Der Herr folgte der Aufforderung. Das Zimmer gefiel ihm; das Bett hatte weniger seinen Beifall. Dann fragte er nach dem Preise.

„Achtzig Mark.“

„Wieviel?“

„Achtzig Mark,“ wiederholte die Frau Doktorin.

„Ich verstehe immer achtzig Mark?“ entgegnete der Fremde, als wenn er sich verhört hätte.

„So sagte ich.“

„Sie vermieten wohl nur an Ausländer, Madame, ich meine nämlich an Potsdamer?“

Die Frau Doktorin fühlte die Beleidigung; sie wußte, daß man unter Potsdamern Leute versteht, die sich sehenden Auges betrügen lassen. Wie verletzend, sie für unredlich zu halten und ihr niedere Meinung mit scherzender Ungezogenheit ins Gesicht zu sagen.

„Ich habe billigere Zimmer, wenn Ihnen dieses zu teuer ist,“ brachte sie mit Mühe hervor.

„Was Sie billig nennen,“ erwiderte der Herr „Aber mal her damit.“

Die Zimmer wurden besichtigt.

„Zu klein und zu teuer. In dieser Gegend

wirklich zu viel verlangt, Madam. Sagen Sie fünfzig Mark für das Vorderzimmer, Frühstück eingerechnet, und ich nehme es. Bedenken Sie doch, die Möbel sind nicht mal modern. Was haben Sie davon, wenn die Bude leer steht? Also fünfzig Mark."

„Nein." — Der Mann mißfiel ihr.

„Na, denn Adje. Ich finde schon etwas; die ganze Straße hängt ja voll von Mietszetteln. Sagen wir fünfzig, ohne Frühstück, damit das Gelaufe ein Ende hat."

„Nein."

„Na, denn nicht."

Der Fremde ging. Sie schloß die Zimmer ab. Im großen Zimmer war das Bett wieder zu ordnen, das der Herr auseinandergezerrt hatte.

„Es war ihm nicht gut genug," flüsterte sie. „Ihm nicht, der meine Noth auszubeuten gedachte und mir mit Spott und Hohn begegnete." — Sie sank an dem Bette nieder und barg ihr Antlitz in der weichen Decke. „Warum bist Du von mir gegangen," klagte sie, „Du, der Du nur Liebe und Güte warst? Warum nahmst Du uns nicht mit Dir aus dieser Welt des Leids!" Sie weinte bitterlich an dem Bette.

Als sie wieder in das Berliner Zimmer trat, empfingen die Kinder sie leuchtenden Auges.

„Haben wir Einen, Mama?"

„Wir müssen warten." —

Am nächsten Tage wurde das kleine Zimmer besetzt. Obgleich die Bachmann vor Studenten gewarnt hatte, nahm sie ihn doch, den jungen Menschen. Einmal mußte der Anfang gemacht werden, sie durfte ihn nicht abweisen. Und dann sah er so harmlos aus und war so bescheiden. Sie suchte die Bachmann auf, ihr die Wendung zum Besseren mitzuteilen.

„Wenn Se de Miete man kriejen," äußerte die mißtrauisch. „In den ersten Hälften Wochen sind se wie de Lämmer, aber schonst ehr das Semester alle is, kann man Morjens 'ne Stunde an ihnen herumwecken, wenn se nothwendigermaßen in's Colleg müssen oder uf'n Fechtboden. Dett Se den stoobijen Bruder det jroße Zimmer nich vor fünfzig Märker jelassen haben, war helle. Von Zusetzen lebt bloß de Lotterie. Jeben wollen se nischt, aber haben wollen, det wollen se. Wissen Se wat? Verlangen Se jestrichene hundert Märker, damit dett Se die Herrn det anjenehme Verjnüjen bereiten können, zwanzig Mark abzuknapsen. Schließlich macht et Jeden Freude, wenn er billiger zu wohnen kommt, als wie er vermuthen war. Im Jeldbeutel sticht nu mal det feinste Jefühl der Menschheit".

Der Rat war nützlich. Es kam ein Herr, der ohne zu handeln nicht nur das große Zimmer, sondern auch das daranstoßende Schlafgemach nahm. Er zog mit vielen Sachen ein, zumal mit einem Zeichentisch, der das Klavier überflüssig machte. Dies

wanderte ins Berliner Zimmer. Und noch mehr. Der junge nette Student spielte gar schön; der erbot sich aus freien Stücken, Elsa Stunden zu geben. So wurden sie freund miteinander und verlebten die Abende gemeinschaftlich. Sie erfuhren von ihm, daß er eine Waise sei und wohlwollende Leute, Freunde seiner Eltern, sich seiner annähmen. Darum müsse er fleißig sein, ihr Vertrauen nicht zu täuschen. Am liebsten hätte er sich der Musik gewidmet, aber als Theologe hätte er Aussicht, früher in sicheres Brot zu gelangen.

Auch das Flurzimmer hatte seinen Bewohner, einen Kaufmann, der in einem großen Geschäfte thätig war. Der kam und ging, ohne sich um die Anderen zu kümmern. Er gab zu keinerlei Beschwerde Veranlassung, bis eines Morgens das mittlerweile nothwendig gewordene Mädchen rundheraus erklärte, es brächte dem Herrn das Frühstück nicht wieder hinein. —

„Was fange ich dabei an, Frau Bachmann?" fragte die Doktorin ihre Beratherin, „der Herr zahlt pünktlich."

„Det dhun se immer bei Zimmer mit unschenirte Injänge. Und wenn Se kündijen, wer weeß, wat Se wieder rin kriejen. Det heeßt, wenn er sonsten nich jegen die Ärjernisparagraphen verstößt. Im Übrijen lejen Se sich en Mächen zu, ziemlich in Jahren, mit abschreckende Schönheit; bei die passieren

keene Bejebenheiten. Die Welt is enmal so, und wir werden't nich ändern. Wollen Se hinjegen kündijen, denn schriftlich. Det is vornehmer und für Sie anjebrachter, Frau Doktern. Und der kleene Student ladet rejulär ab?"

Die Doktorin nickte zustimmend.

„Freut mir. Und wenn Sie ihm noch Baargeld zulehnen: immer so, det't nich zu ville wird. Jrößere Posten sitzen hinterher eklig feste."

Die Doktorin errötete und nickte wieder. —

Der Student war solide, das mußte man ihm nachsagen, aber in Geldverlegenheit war er doch geraten. Seine Leidenschaft für die Musik war in Berlin aufs neue erwacht, mit dringendem Verlangen, ihr folgen zu können. Er mußte die Konzerte besuchen, die Oper hatte es ihm angethan. So viel schöne Musik, so herrliche Offenbarungen in der Kunst, die auf dem Grunde seiner Seele zur Ruhe verurteilt war, wie die Triebe der Wasserrose im Winter in der Tiefe des Sees schlummern, solcher Zauber der Töne bannte ihn mit aller Gewalt. Seinen letzten Groschen gab er, um zu hören, zu empfinden, zu leben in der Welt der Melodieen und Harmonieen, in der das weckende Sonnenlicht strahlte, dem sich sein inneres Wesen mit Schaffenssehnsucht zuwandte.

Schwerer und schwerer wurde ihm das von seinen Wohlthätern aufgezwungene Brotstudium. Was ging ihn der Streit der Kirchenväter an, der Zank

der Sekten, der Hader über die Auslegung einer Stelle, eines Satzes, eines bloßen Wortes? Ihm war die Musik himmlische Verkündigung, jeder Akkord ein Engelschor, jede Melodie eine frohe Botschaft.

Aber er mußte sich fügen. Sie hatten es gut mit ihm gemeint — sie meinten es noch gut mit ihm, da sie ihm gaben, was sie für auskömmlich zur Erwerbung der Gottesgelahrtheit erachteten. Sie hatten aber nicht bedacht, daß seit ihrer Jugend die Lebensansprüche gestiegen waren, daß Berlin nicht mehr das Berlin ihrer Studentenzeit war. Unter dieser falschen Berechnung litt nicht nur der junge Mann, sondern auch seine Wirtin, die Frau Doktorin, wurde in Mitleidenschaft gezogen. Die Bachmann hatte richtig erraten: die Miete für das Zimmer blieb aus und kleine, gern gewährte Aushülfen mehrten die Schuld.

Das hätte weiter nicht geschadet, wenn das Flurzimmer nicht frei geworden wäre. Der Herr mußte ziehen, er paßte nicht zu ihnen.

Sie mochte den Studenten nicht mahnen. Er war wie ein Sohn; ihre beiden Kinder hingen an ihm. Auch wegen der Klavierstunden, die er Elsa gab, fühlte sie sich ihm verpflichtet. Ihr hatte er kein Geheimnis aus seinem Herzenskummer gemacht, aus dem Zwiespalt, der seine jungen Tage verbittert, aus dem Grauen vor der Zukunft.

„Und wenn ich schriebe und bäte, mich nicht an einen Beruf zu ketten, der mir eine Last sein wird,

so lange ich lebe, dem ich zürne, weil ich seinetwegen entsagen muß, würden sie mich nicht verstehen, mich für undankbar halten und leichtsinnig schelten."

So waren sie in Not alle beide.

„Ich habe Schuld," sprach er einst. „Warum gab ich, was Ihnen gehört, für mein Vergnügen, für die Stunden seligsten Genusses? Das durfte ich nicht. Ich hätte die Musik fliehen müssen, die Ohren mit Wachs verstopfen wie Odysseus, daß sie mich nicht lockte. Es war ja nur Berauschung, eitle Lust, da ich der Kunst nie ganz angehören kann. Ich that nicht recht."

Wohl redete die Doktorin ihm zu, sich nicht mit Selbstvorwürfen zu quälen, aber Herzensgram weicht nicht Worten.

Er sorgte und trauerte, bis die Abende schlaflose Nächte brachten.

„Sie müssen sich pflegen. Sie arbeiten zu viel."

Er lächelte.

Sie verstand dies Lächeln — hatte sie doch oft genug lächeln müssen, um nicht laut hinaus zu weinen. Sie gab ihm Speise und Trank; sie konnte nicht anders. —

Das Flurzimmer wurde wieder vermietet, wenn auch nur auf einige Wochen an einen Arzt aus der Provinz, der einen Bazillenkursus in Berlin durchmachte. Der Arzt war mit einem weniger schönen, als ausgiebigen Tenor begabt. Der Gesang stimmte

den Herrn mißmütig, der die Vorderzimmer bewohnte. Er war kein Wagnerianer, der Arzt aber sang Tannhäuser, die Winterstürme und Lohengrins Erzählung mit äußerster Anstrengung des Kehlkopfes. Es kam zu einer Auseinandersetzung, die damit endigte, daß der Herr die Vorderzimmer kündigte und am Ende des Monats auszog. Keine Versprechungen halfen. Er sagte, was einmal geschehen, könnte sich wieder ereignen; für seine Arbeiten bedürfe er der Stille.

„Man immer ruhig Blut und warm anjezogen," tröstete die Bachmann. „Reisende lassen sich nicht halten, viel wenijer, wenn't 'n Krach jejeben hat. Doch det is der jeringste Kummer; wer mir nämlich jar nich jefällt, det is der Studente. Der sieht ja bald aus wie sein eijener Schatten. Hängt er sehre, det Sie'n nich zur Thüre rausstecken?"

„Er wird Alles in Ordnung bringen .... später."

„Kenn' ick! Et jiebt ja natürliche sonn'e und solche. Welche haben jar keen Jedächtnis für'n Kalender; welche bezahlen nach Jahren uf Heller und Pfennig. Wenn aber inzwischen Eener abnibbelt, denn sind so wie Unsereens die betrübten Hinterbliebenen und schnappen Rooch."

„Ich bin auch besorgt um ihn. Aber gerade deshalb behalte ich ihn. Wo soll er hin? Er hat ja niemand, der sich um ihn kümmert. Seinen Wechsel bekommt er regelmäßig und dabei einen Brief

mit Ermahnungen zu Fleiß und Dankbarkeit gegen die Leute, die Vertrauen zu seiner Begabung haben und mit Rücksicht auf seine verstorbenen Eltern ihm die Mittel gewähren, sich eine geachtete Stellung in der Menschheit zu erwerben."

„Det is ja sehr scheene mit dem Jelde."

„Aber es langt nicht."

„Det is nich scheene. Na, wenn er erst Prediger is, wird er schonst Allens jlatt machen. So uf die Kanzel mit älteren anjebundenen Bären, det stört doch zu sehre. In diese Hinsicht is Theolojie mit des sicherste Studium."

„Er hat aber keine Neigung zu seinem Fach."

„Wat will er denn?"

„Musik möchte er studieren."

„Musike? Nich in de la main. Et jiebt zu ville Freibillette. Ick hatte mal kurze Zeit en Konservaristen zu wohnen — Miete war nich — der nachher sogar berühmt jeworden is. Der konnte den jesamten Beethoven aus'n Kopp, wie hinjerazt, bloß für seine Schulden hatte er keenen Platz in's Jehirn. Als ick endlich klagen wollte, war die Verjährung bereits injetreten und ick lag drinn. Zwarst schickte er mir zuweilen Freibillette, aber doch blot, um mir als Konzertfüllung zu jebrauchen. Da dankte ick denn mit ehrerbietigste Erjebenheit. Nee, man bloß keene Musike nich."

„Aber so sind doch nicht alle, die sich der gött-

lichen Kunst gewidmet haben! Ich vertraue dem jungen Manne. Wenn er nur gesund bleibt. Und das ist die Hauptsache."

„Det stimmt. Lieber Jott, wat dhut man nich manchmal für Eenen, der't jar nich mal wert is. Und der Kleene is so'n netter Mensch. Ick würd'n zu'n Frühstück zwee weeche Eier rinstellen; aber nich zu hart, denn sind se jesünder." —

Mit den kleinen Mitteln und Beihülfen war jedoch nichts zu erreichen, auch nicht mit dem zagen Hoffen, es könnte sich irgend etwas ereignen, was Wandlung schüfe.

Ein Tag verlief wie der andere in der Gleichmäßigkeit seelischen Druckes, der lähmend wie ein schleichendes Gift seine Wirkung ausübte.

Dem Bazillen kochenden Arzte mußte das Aussehen des Studenten auffallen.

Er stellte ihn, als sie sich wieder einmal auf der Treppe begegneten.

Als er nun wußte, worum es sich handelte, sprach er:

„Junger Mann, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie sind thöricht. Wenn Sie das Zeug zu einem Gottesgelahrten nicht in sich fühlen, sagen Sie es doch Ihren Vormündern oder was die Leute sind, offen und ehrlich. Jetzt gleich setzen Sie sich hin und verfassen Sie einen Schreibebrief, worin Sie Ihre Lage klipp und klar darstellen. Das hätte

meiner Meinung nach längst geschehen müssen. Nur Muth. Nur wer sich selbst hilft, dem wird geholfen. Die Herren meinen es doch gut mit Ihnen, also was haben Sie zu befürchten?"

Der Student schrieb den Brief. Während des Schreibens war ihm das Gefühl gekommen, nun müsse alle Noth ein Ende nehmen. Müsse! Gar bewegt und eindringlich hatte er geschrieben, und lang war der Brief geworden. Er hatte zu viel auf dem Herzen.

Und dann kam die Antwort.

Sie war von dem Pastoren, dem die Herren die Leitung des jungen Mannes und die Erledigung des Geschäftlichen in die Hand gelegt hatten.

„Mein lieber Junge!" begann der Brief. „Mit wahrer Sorge hat uns Dein letztes Schreiben erfüllt. Der Kampf, der Keinem erspart wird, der Kampf mit der Pflicht und irreleitenden Neigungen, ist auch an Dich herangetreten, und zwar noch bevor Du genügend gefestigt bist, ihn wacker zu bestehen. Konntest Du so ganz vergessen, daß es mein innigster Wunsch ist, Dich dereinst als meinen Nachfolger zu sehen, daß Du das Wort von der Stätte verkündigen möchtest, die ich nur einem Würdigen gönne? Gerade dieser Wunsch war es, der die Dir bekannten Männer bewog, zusammenzutreten, Dir das Studium zu ermöglichen.

Sie würden auch bei der Besetzung der

Pfarre für Dich einstehen. Und jetzt soll Alles verloren, ja weggeworfen sein, was für Dich geschah?

Die Musik ist wohl eine liebliche Kunst und Luther selbst, der Gottesmann, schätzte sie hoch; wo aber steht zu lesen, daß er ihretwegen seine heilige Sendung vernachlässigt hätte? Sie mag Dir später zur Erbauung gereichen, nur folge ihr nicht blindlings, denn auch Satan hat sich Musik ausersehen, die Menschen zu verführen. Wehe, mein Sohn, wenn Du ihm dienetest.

Bedenke dies und verschließe Dein Ohr seinen Lockungen.

Ich mache mir Vorwürfe, Dich nach Berlin geschickt zu haben. Ich gedachte, an den besten Quellen würdest Du der Besten Einer werden, sehe aber, daß das große Babylon Gewalt über Dich gewonnen hat.

Das schmerzt uns tief. Noch aber ist es Zeit; kehre um. Einem Reumütigen wird vergeben — einem Undankbaren aber verzeihen wir nicht. Undank ist ein Flecken, den nichts abwäscht.

Daß Du nicht hauszuhalten verstandest, entschuldigen wir mit Deiner Unerfahrenheit. Was Du schuldest, soll bezahlt werden, jedoch unter der Bedingung, daß Du ein Haus verlässest, in dem Du ausgebeutet wirst. Deine Arglosigkeit hat Schiffbruch gelitten.

Laß Dir dies eine Lehre für das Leben sein. Wärest Du nicht von Deiner Wirtin betrogen worden, hättest Du unmöglich auch noch in Geldverlegenheit geraten können.

Wir erwarten umgehend Bescheid und das Gelöbniß der Umkehr."

Das war das größte Leid, das ihn je betroffen. Sie, die Frau, die wie eine Mutter für ihn sorgte, die mühsam um ihre Lebensfristung rang und ihm von ihrem Scherflein gab, die milde Liebe für ihn hatte, der der Liebe entbehrte, sie ward aus der Ferne der Unredlichkeit geziehen.

Er zerriß den Brief in kleine, kleine Fetzen. Und dann schlich er zum Hause hinaus, als hätte er ein Verbrechen begangen, als hätte er ihr Mitleid mit Schändlichkeit vergolten.

Am Abend kehrte er zurück.

Er hatte im Tiergarten gesessen, bald hier, bald da, neben Elenden, die kein Heim hatten. Er hatte keine Speise. Das war ihm gleichgültig, ihn hungerte nicht. Er mußte denken, immer dasselbe Peinigende. Wie träumend wandelte er heim, als es dunkelte. Er wußte selbst nicht, wie er nach Hause gekommen war.

Als er erwachte, saß der Arzt vor seinem Bette und die Doktorin erblickte er, die ihn mit verweinten Augen ansah.

„Wo bin ich?" fragte er.

„Mein armes Kind! Was ist geschehen?“

„Laßt mich sterben. Ich bin nicht wert, zu leben.“

Der Arzt schlug vor, den Kranken nach der Charité zu schaffen.

„Ich verstehe die Pflege,“ entschied die Doktorin, „er bleibt bei mir.“

„Das wäre Torheit! Wenigstens müssen seine Angehörigen wissen, daß es sehr zweifelhaft mit ihm steht.“

„Er hat keine Angehörigen.“

„Dann schreibe ich an den Pastor. Kennen Sie die Adresse?“

„Ja.“

Es kamen Tage der ernstesten Sorge. „Nicht nur der Körper allein ist krank,“ sagte der Arzt, „die Seele leidet. Wollte Gott, der Mann käme bald, der über seine Zukunft zu entscheiden hat. Von seinem Wort erwarte ich mehr, als von den Arzneien. Es ist mit der sogenannten Seele ein eigen Ding, Frau Doktorin. In den Hörsälen wird ihre Existenz freilich bestritten, in der Praxis aber müssen wir Ärzte mit ihr rechnen.“

Es schellte. Das Mädchen meldete einen Herrn, der wegen des Kranken käme.

„Das ist er. Führen Sie ihn in's Berliner Zimmer.“

Als die Doktorin die Thür öffnete, wandte der Mann, der mitten im Zimmer wartend stand, den

vollen Blick auf sie. Fragend sah er sie an; dann rief er:

„Elisabeth!“

Ehe die Doktorin ein Wort zu entgegnen vermochte, wiederholte er: „Elisabeth — sind Sie es wirklich?“

Da hatte auch sie ihn erkannt. Er war es, dessen Hand sie einst ausschlug, trotz seines Reichtums und seiner gewinnenden Gestalt, um sie dem Manne zu reichen, der ihr nichts bot, als ein Herz, das sie liebte. —

Zwar stockte das Gespräch, die Vergangenheit drängte sich dazwischen, von der sie Beide nicht reden mochten, aber bald war die Scheu überwunden, als sie ihm Alles sagte, was sie von der Not des jungen Mannes wußte.

„Gott Lob, ich kann helfen,“ sprach der Mann, „und ich will. Ich bin einer der Wenigen, die sich mit unserem Pastor vereinigten, für das Wohl des Knaben zu sorgen und ihm auch ferner beizustehen. Führen Sie mich zu ihm.“

Der Bazillen kochende Arzt behielt Recht. — Friede war gekommen und der Friede brachte Genesung. —

* * *

Wieder saßen die Bachmann und die Frau Doktorin beisammen.

„Ick weeß Eene," sagte die Bachmann, „die nimmt Ihre Wohnung und ooch wat Sie an Möbel nich mitschleppen wollen. Sind Sie froh, det Se nich mehr vermieten brauchen. Der Mann jefällt mir sehr. Un is so zu sagen 'ne olle Liebe? Bloß wat mir nich jefällt, is, dett Se nach auswärts jehen, Berlin is nu doch mal Berlin. Aber wenn er en Schloß mit'n Park hat un'n Teich mit Schwäne druf zu jondeln ... det schmeckt kalt ooch jut. Der Student kann dann ja die Musike dazu machen."

Julius Stinde



Aber ich bitte Euch, wie kann denn ein gebildeter Mensch bloß auf so'n Schwindel reinfallen: irgend ein kleines Mädchen für 'ne oesterreichische Erzherzogin zu halten?"

„Es ist doch mal so! Sie lesen ja schwarz auf weiß, daß ein Dutzend Zeitgenossen es geglaubt

r

haben. Das erste beste Mädchen kann das übrigens nicht, dazu gehört auch Talent, die Leute gleich um Hunderttausende beschwindeln."

„Mir ist so was unbegreiflich."

„So lange, lieber Doktor, bis Sie selbst mal ähnlich reinfallen. Na, na, nur nicht stolz thun! Erzherzogin ist ja ein bißchen happig, aber auf Hochstapelei fällt man bald mal rein. Ich sage ja nicht, daß es ein Naturgesetz ist; es ist im Gegenteil kein besonders günstiges Omen für die Denkfreiheit eines Volkes: diese überlieferte mittelalterliche Hochschätzung des mystischen und mythischen blauen Blutes. Aber in ewigem Mißtrauen kann der Mensch auch nicht leben, und wenn das nötige Drum und Dran da ist, läßt man sich leicht imponieren. Ich bin auch mal reingefallen, wenn auch glimpflich, trotz meiner schon damals rege entwickelten demokratischen Anschauungen."

„Da haben wir's ja. Sie wollen sich bloß entschuldigen."

„Fällt mir gar nicht ein, ich versuche die Geschichte nur zu verstehen, und ich begreife alles vollständig. Nämlich . . ."

„Um Gottes willen, bloß keine theoretische Abhandlungen!"

„Aber so lassen Sie ihn doch. Man los dafür."

„Nämlich, die kleinen Mädchen . . ."

„Prost, die sollen leben!"

„Sie wollen auch leben, aber das ist nicht so einfach."

„Das ist manchmal sogar sehr kostspielig."

„Wer will denn das so? Doch bloß wir. Wenn solch ein kleines Ding mit einem anständigen Menschen zusammentrifft, dann kommt ihr gar bald die Erkenntnis, daß der doch ein etwas anderes Wesen ist, als sie und ihr Kreis; und sie erkennt bald, daß der mehr oder weniger sich für sie interessierende junge Mann höchlichst chokiert sein würde, wenn sie ihm ehrlich erzählte, daß ihr Herr Vater Müllkutscher ist ..."

„Ich hatte mal einen Schwiegerpapa zur linken Hand, der Regierungsrat sein sollte und der Kellner war, er hätte uns beinah mal eines schönen Abends bedient."

„Wenn es noch immer so gut abgeht, und die Mutter wäscht oder wartet auf, die eine Schwester arbeitet in irgend einer Fabrik und der hoffnungsvolle Bruder erwirbt sich als Nichtsnutz Gott weiß wie sein Brot. Da sie diese traulichen Intimitäten natürlich nicht gestehen kann, so unterschlägt unsere kleine Freundin uns vor allem erst mal die ganze Familie. Sie steht als Waise in der Welt, und höchstens eine Tante existiert. Tanten verpflichten zu nichts. Die Logiswirtin spielt zu gern Tante. Das giebt einen soliden Hintergrund. Nun haben aber die meisten Menschen entfernte Verwandte, die nicht leicht kontrolliert werden können, also legt sich das Fräulein

r*

vorerst mal eine hochansehnliche Verwandtschaft zu. Allerhand Namen hat sie gehört, erfährt auch Intimeres von diesem oder jenem, und so lebt sie dann bald in Feindschaft mit irgend einer bekannten Familie. Die hat sich mit der Mutter entfremdet, als diese den bürgerlichen Vater geheiratet hat. Das ist so der erste zaghafte Anfang. Aber bald genügt das dem kleinen Fräulein für ihre Verehrer nicht mehr, und das Wurm, das bis zum dreizehnten Jahre ohne Strümpfe in Klotzpantinen auf irgend einem Berliner Hofe des dritten oder vierten Hinterhauses herumgelaufen ist und nie einen ganzen Rock angehabt hat, trägt nunmehr das zarteste und eleganteste Schuhwerk, nichts als Spitzen am früher nie gekannten Unterzeug und stellt sich keck den Adelsbrief selbst aus. Fremdländischer Adel bevorzugt. — Sie wird zierlich und fein in der Sprechweise, sie lernt rasch sich benehmen, kommt in Theater und Konzerte, wird mit auf Reisen genommen, statiert ein wenig am Theater, was sehr beliebt wird, da sie dann vom Hause fortgelaufen ist, weil der Künstlerdrang zu mächtig war; und um nicht eingeheimst zu werden, verbirgt sie am Theater und vor der Polizei ihr stolzes blaues Blut unter dem harmlos klingenden bürgerlichen Künstlernamen. Oder sie ist von Hause verstoßen, weil sie zu einer Ehe gezwungen werden sollte, oder weil ihre Leidenschaft sie vom Wege der Tugend gebracht. Und die feinen jungen Herren, die nach ihrer Schönheit

schmachten, glauben ihr alles; kommen sie selbst sich doch furchtbar romantisch vor; sie fühlen sich beglückt durch die Liebe einer solchen Freundin, und versichern ihre Bekannten hoch und teuer, daß sie die Familie ihrer kleinen Freundin ganz genau kennen, sie gestalten die Sache noch mit aus, und so fallen die andern ohne sonderliche Bedenken darauf hinein. So bin ich früher auch mal hineingelegt worden, aber ich habe es der Kleinen nicht weiter übel genommen, denn sie hat ja ganz recht, wenn sie für mehr gehalten werden will, als sie ist; das möchte schließlich ein jeder. Das schadet auch weiter nichts, zumal es den Herren der Schöpfung Spaß macht, die nur zufrieden sind, wenn sie von den Frauen genasführt werden; aber leider, bei der Harmlosigkeit pflegt es nicht lange zu bleiben. Das gnädige Fräulein wird immer kecker, träumt sich immer inniger in die Rolle eines Schloßfräuleins hinein, und eines schönen Tages nutzt sie den Schwindel gewinnbringend aus. Da ist dann die gefährliche Hochstaplerin fertig. Und je unverschämter eine auftritt, um so besser. Wenn man mal lügt, muß man gleich faustdick auftragen, denn dann sagen sich die Leute: das muß wahr sein; so ungeschickt würde jemand, der aufschneiden will, das nicht anfangen. Wenn eine dazu noch hübsch ist und Augen machen kann, dann ist die Sache fertig und wir sind die Lackierten. Thut aber nichts, es muß jeder sein Lehrgeld in der Liebe zahlen. Also, ich bitte um mildernde

Umstände für die kleinen Mädchen, die sich, um uns einen Gefallen zu erweisen, schön klingende Namen beilegen.“

„Sind Sie endlich fertig? . . .“

„Na, denn prost!“

„Können Sie denn das verfluchte Theoretisieren gar nicht lassen?“

„Kinder, ich mache Euch den Vorschlag, wir bleiben hier nicht sitzen, sondern machen praktische Studien auf dem Gebiete unseres Freundes.“

„Mir recht.“

„Mir auch. Na, Assessor, und Sie?“

„Nein, ich bleibe noch, ich gehe doch früh heim.“

„Ich leiste Dir Gesellschaft, wenn es Dir recht ist.“

Und während der übrige Stammtisch zu einem Bierbummel aufbrach, blieb der Assessor mit einem Herrn in der behaglichen Ecke sitzen.

Er hatte sich gegen seine Gewohnheit heut still verhalten, saß an dem Stammtische und hielt mit beiden Händen seinen Maßkrug Löwenbräu umschlossen, aus dem er manchmal einen nachdenklichen Zug that.

Es schien, als hätte er nur mit halbem Ohr hingehört, als aber jetzt sein Freund sagte: „Was das wieder für ein Unsinn war . . .“ erwiderte er:

„Es ist manches ganz richtig. Ich habe die heute ruhig reden lassen, obgleich ich auch mein Teil hätte beitragen können, aber was brauchen die davon zu wissen. Mir ist der Anfang zu solch einer Geschichte

eingefallen: wie so was entstehen kann aus ganz anderen, völlig harmlosen Motiven. Damals habe ich sogar mitgeholfen und es hat mir viel Spaß gemacht. Wenn man immer alles so absehen könnte — aber man hat ja keine Ahnung.

Es war in meinem ersten Semester in Berlin, und ich wohnte damals in der Karlstraße, zu der Zeit noch das richtige Studentenviertel, bei einer Witwe, einer braven alten Frau, die eine Nichte hatte, Mary, ein lustiges junges Ding, das Verkäuferin in einem Geschäft war, in einem Blumengeschäft der Friedrichstraße.

Sie hatte mir damals das Zimmer gezeigt und ich hatte es eigentlich unbesehen gemietet, weil die Kleine mich interessierte.

Ich hatte es nicht zu bereuen, wenn ich es auch, seit ich eingezogen war, beinah ängstlich mied, mit Fräulein Mary zusammenzukommen. Man ist ja so komisch, wenn man jung ist, und fürchtet sich oft, einen Wunsch erfüllt zu sehen, und geht jeder Gelegenheit dazu thörichterweise aus dem Wege.

Da die alte Frau schlecht auf den Füßen war, so mußte ich mich immer an Mary wenden, wenn ich am Abend was geholt haben wollte.

Dadurch wurden wir denn vertrauter, und bald waren wir uns gut geworden in aller Freundschaft. Ich war Frauen gegenüber scheu und ängstlich, und vor so einer resoluten Berlinerin hatte ich keinen

geringen Respekt. In dem muntern Dinge sah ich bald gar nicht mehr die Frau; ich mußte immer an meine Schwester denken; und ganz so ging ich mit ihr um. Es gefiel ihr augenscheinlich.

Sie war noch nicht siebzehn und kannte vom Leben so gut wie nichts. Die Tante paßte scharf auf: sie mußte von ihren Blumen immer gleich nach Haus kommen, und die Sonntage blieben die beiden Frauen meist zu Hause oder wagten sich höchstens einmal in den Tiergarten.

Mary schien mit der Welt und dem Schicksal durchaus zufrieden, sang und lachte wenn sie zu Hause war, und hatte nur einen Wunsch, einen Wunsch, der immer wiederkehrte: sie war noch nie in Potsdam gewesen.

Die alte Frau konnte nicht mit, und mit den anderen Mädchen wollte sie Mary nicht gehen lassen. Sonst aber kannten sie keinen Menschen.

Ich hatte ihr einmal von den Schlössern, Seeen und Gärten erzählt, von den plätschernden Wasserkünsten und den blühenden Blumen, und wie es gekommen weiß ich nicht, aber es war die Frage aufgeworfen, ob die Tante wohl erlauben würde, wenn ich Mary die Gegend auf einem Sonntagsausfluge zeigte. Sie würde sich auch so hübsch machen und so artig sein, daß ich mich ihrer gewiß nicht zu schämen brauchte.

Die Tante war ohne weiteres einverstanden.

Wenn ich das wirklich wollte, das sei zu nett von mir; denn sonst könnte Mary doch nicht ruhig sterben. Sie wüßte ja ganz genau, wem sie Mary anvertraute, und mir würde sie ihren Wildfang bis ans Ende der Welt anvertrauen.

An einem prachtvollen Maitage, als der Flieder blühte, der Goldregen an den Zweigen hing und die Kastanien ihre Blütenkerzen abwarfen, fuhren wir nach Wildpark, um von dort aus alle Gärten zu durchstreifen.

Die Kleine, die übrigens fast so groß war wie ich, sah in ihrem hellen Kleide, das ihre schlanke Figur hob, und dem koketten runden Strohhut mit dem schwarzen Bande, etwas schief auf den blonden Haaren, fesch aus zum Entzücken.

Ich war ganz frappiert, als ich sie sah. Und dabei kein Schmuck, aber auch gar keiner, nicht einmal ein einziger Ring; während sich doch sonst ein kleines Berliner Mädchen alle unechten Schmucksachen, die sie überhaupt besitzt, Sonntags um Hals und Handgelenk hängt.

Ich merkte auch bald, schon im Coupé und dann in Sanssouci, wie sie auffiel mit ihrem feinen, etwas blassen Gesichte, äußerst distinguiert; und das angenehme Gefühl durchrieselte mich, neben einem so hübschen und nett gekleideten Mädchen, nach dem alle Herren sich umdrehten, zu gehen, was für uns ja ein höchst angenehmes Bewußtsein ist.

Bisher hatte ich sie immer nur zu Hause gesehen, wie sie einhertobte im Alltagskleide, oder in dunklen Winterkleidern, wenn sie mittags und abends heimkam. Daß sie sehr hübsch war und überaus feine schlanke Hände hatte, mit denen sie so geschickt ihre Blumen zusammenstellte, wußte ich, aber jetzt kannte ich sie gar nicht wieder.

Ihr ganzes Benehmen war ein anderes, sie betrug sich wie eine verwunschene kleine Prinzessin, was man sonst den Berliner Mädchen nicht eben nachsagen kann.

Aber in einigen steckt es drin, und ohne daß es der Erziehung bedarf, betragen sie sich fein; wie wieder alle Lehren und Ermahnungen bei anderen aus den besten Familien nichts fruchten; die Geschichte vom angeborenen Takt.

Die stete Beschäftigung mit den zierlichen Blumen hatte wohl mitgeholfen und in dem großen Geschäfte hatte sie auch gewiß das eine oder andere gelernt, wie man sich benehmen mußte.

Wir saßen auf einer im Schatten eines duftenden Fliederbosketts liegenden Marmorbank, um nach all den Herrlichkeiten, die wir gesehen, ein wenig zu ruhen.

Vor uns in der Sonne spielte eine stäubende Fontäne, langsam zogen die Scharen der Goldfische in dem großen Wasserbassin, und jenseits der sonnigen Rasenflächen, aus denen sich mannigfach geformte Blumenbeete abhoben, über den geschnittenen grünen Laubhecken stiegen die hohen Kuppeln eines Schlosses auf.

Es war sonnenstill rings, nur ein paar Libellen tanzten mit ihren stahlschimmernden Leibern vor uns in der Luft, und in den süßduftenden Flieder huschte ein flatternder Vogel.

Da sagte sie, vor sich hinträumend:

‚Wie einem zu Mute sein muß, wenn man solch einen Garten besitzt? Das muß wunderschön sein. — Wie das sein mag, eine Prinzessin sein? . . . Wenn ich mich da hinein träume, wird mir ganz wirr zu Mute. Das ist viel schöner als im Himmel. Und so . . . so ist man nur ein kleines dummes Mädchen, das froh ist, daß der Herr Doktor so freundlich war, das arme Ding einmal am Sonntag auszuführen und ihm all die Herrlichkeiten von fern zu zeigen.‘

‚Prinzessinnen werden wohl manchmal auch ihre Sorgen haben.‘

‚Das ist nicht wahr, — das kann ich mir gar nicht denken.‘

Dann waren wir still. Der Blumenduft legte sich um die Sinne, und im dichten Buschwerk fing eine Nachtigall ihr schluchzendes Lied an. Und wir träumten auf der Marmorbank wie im Märchen. —

Der Tag ging zu Ende und am Abend saßen wir in einem guten Restaurant am Wasser; und ich war angenehm erstaunt, mit welch zierlicher Geschicklichkeit sich meine kleine Prinzessin benahm, als sei sie es gar nicht anders gewöhnt.

Das sagte ich ihr und sie lachte, und fragte,

weshalb die beiden Offiziere vom Nebentisch nur immer herübersähen, ob sie vielleicht doch etwas nicht recht mache. Dann müsse ich es ihr sagen, aber leise, daß es sonst niemand hörte.

Und während wir plauderten, gestand sie mir, daß sie außer dem einen heute erfüllten Wunsche noch einen habe, aber davon habe sie der Tante nie was gesagt, ein ganz ungeheuerer Wunsch: einmal Austern essen!

Aber doch jetzt nicht, jetzt gab's das nicht.

Nein — überhaupt einmal. Dafür, glaubte sie, könne sie ihr Leben lassen. Austern essen — es lernen, sie geschickt zu essen, denn das solle eine Kunst sein, und Sekt trinken, aber viel Sekt. Das stellte sie sich himmlisch vor. Wenn sie eine Prinzessin wäre, würde sie nichts anderes thun, als in den schönen Gärten spazieren gehen, für die Blumen sorgen und immerzu Sekt trinken und Austern essen.

Ich meinte, daß ihr das auf die Dauer doch wohl zu viel werden würde und ihr schlecht bekommen könne.

Das wollte sie nicht glauben. — —

Bei der Rückfahrt war der Bahnhof voller Menschen, und nur mit Mühe bekamen wir noch zwei Plätze in einem vollen Coupé zweiter Klasse, in das gleich noch drei Standespersonen einkletterten.

Neben Mary saß eine dicke Dame im schwarzseidenen, dem obligaten Sonntagsnachmittagsausflugs-

kleide, wenn sich Mutter ganz fein machen will. Und die dicke Frau drängte das arme kleine Mädchen unter Pusten, Stöhnen und Schnauben ganz in eine Ecke.

Das ärgerte mich, daß der schöne Tag so zu Ende ging, und auch Mary hatte die feinen Brauen zusammengezogen und warf mir hilfeflehende Blicke zu.

Diese schwitzenden Philister ärgerten uns, sie verdarben uns alle Stimmung; zumal die dicke Frau Mutter, mit den vielen protzigen Ringen auf den klobigen Fingern, wahrscheinlich Schlächtermeesters.

Ich sah, wie Mary plötzlich in sich hineinlachte, voller Schelmerei, und mir leise zuwinkte, daß ich aufpassen möge. Sie stieß mich ein wenig mit dem Fuße an und sagte, während der Zug durch die Nacht über die Weichen rasselte:

‚Wir hätten uns ein reserviertes Coupé bestellen sollen. Der Zug hat nur zwei oder drei Coupés Erster. Wer kann das wissen, daß die alle belegt sind. Das hätte man uns doch an der Kasse sagen müssen! Die Zeit war leider zu knapp, sonst glaube ich nämlich, mein Vetter Graf Hoyos stand an dem einen Fenster. Ich weiß, er war heute mit dem Herzog von Este im Neuen Palais. Die Herren hätten gewiß noch Platz gehabt und sich ein Vergnügen daraus gemacht, uns mit aufzunehmen. Schadet nichts; nur gut, daß wir überhaupt mitgekommen sind. Sie wissen doch, ich war im Winter

voriges Jahr mit dem Herzog viel in Rom zusammen, als Papa noch Gesandter war.‘

Ich war anfangs ein wenig verblüfft und brachte nur ein erstauntes: ‚So? . .‘ heraus. Aber als ich die verblüfften Philistergesichter sah, ging ich auf den Spaß ein, und während sie mich wieder mit dem Fuße anstieß, fuhr sie mit dem harmlosesten Gesichte, ungenirt, wenn auch leise, unter der Lautlosigkeit des ganzen Coupés fort:

‚Sagen Sie, Graf, haben Sie einen Wagen an der Bahn?‘

‚Nein.‘

‚Wenn Papa nicht in Berlin wäre, hätte ich telegraphirt, daß Bernhard mit dem dog-cart uns erwarte; aber Papa leidet es nicht; er behauptet, das unnütze Stehen an der Bahn verderbe die Pferde, denn er meint, ich versäume doch den Zug und käme immer später. Heut hätte er bald recht gehabt. — Übrigens, das wissen Sie doch, daß mein Bruder Max zum Flügeladjutanten ernannt ist? Die Freude von Mama hätten Sie nur sehen müssen!‘

Und so ging das fort, eine Räubergeschichte nach der anderen: wie komisch die alte Excellenz sich gesorgt, daß ihre kleine süße Comtesse — als wie sie selbst — auch heil wieder nach Berlin kam, denn die alte Excellenz könnte sich noch immer nicht mit der Eisenbahn befreunden.

‚Eduard, mach Dir nich so breit! Betrag Dir

gebildet! Jetzt stehste auf, wenn Du immer so drängelst.‘

Die alte dicke Schlächtersche, die wie die anderen ganz dumm dagesessen und diese Flut aristokratischer Namen über sich ergehen ließ, war immer mehr abseits gerückt und hatte jetzt ihren fünfzehnjährigen Schleks von Jungen aufstehen lassen, während sie selbst mit einem erleichterten ‚So‘ seitwärts rückte, ein ‚So‘, das sich ganz schüchtern an den kleinen Lügenpeter ihr zur Seite richten sollte.

„Oh, ich danke schön, aber es war wirklich nicht nötig. Sie sind sehr liebenswürdig.“

Und die dicke Dame wurde vor Wonne noch röter, als sie schon war, und schwitzte nur noch mehr, so geehrt fühlte sie sich offenbar, daß eine Gräfin ihr dankte.

Die halbe Stunde Bahnfahrt verlief rasch unter diesem hocharistokratischen Geplätscher, und so kindisch mir die Sache auch vorkam, so half ich doch mit bei den Erinnerungen an das Schloß in Schlesien und den Aufenthalt am Wiener Hofe; denn die Gesellschaft, die jedes Wort voller Wonne einsog, machte mir zu großen Spaß.

Und als wir ausstiegen, machten sie sich alle nach Möglichkeit dünn, mit Ausnahme eines Mannes in schäbigem Strohhut vom vorigen Jahre, der sich recht was darauf einzubilden schien, daß er seine großen Füße nur ein ganz klein wenig zurücknahm.

Rasch eilten wir aus dem Bahnhofe, um der Neugier zu entgehen, sprangen auf die nächste Pferdebahn, aber am Tiergarten stiegen wir aus. Sie zog mich lachend bis auf eine Bank, und nun im Dunkel wollte sie sich krank lachen über den Ulk, bis ihr die Seiten weh thaten und sie anfing zu husten; und als sie gar nicht mehr konnte und alles wiederholt hatte, was für Gesichter die Leute bei dieser oder jener Wendung gemacht, erklärte sie aufatmend:

‚Das war beinah ebenso schön, wie der ganze herrliche Ausflug nach Potsdam!‘

‚Sagen Sie mir bloß, Fräulein Mary —‘ fragte ich.

‚Bitte schön, Gräfin Mary. Sie haben sich gar nicht nett betragen. Ich habe Sie zum Grafen gemacht, aber Sie haben sich nicht besonders revanchiert, beinah hätten die den Schwindel merken können.‘

‚Also gnädigste Gräfin, woher haben Sie alle die Namen, woher wissen Sie das alles? Denn es war stilvoll geflunkert!‘

‚Aber ich bitte Sie, lieber Graf, wozu liest unsereins denn den „Lokal-Anzeiger“? Zuerst liest doch ein Berliner Mädchen: Vom Hofe und Aus der Gesellschaft; dann erst kommen Mord, Totschlag und Liebe.‘

Ich mußte lachen; und wenn ich einmal gut aufgelegt war und sie necken und zugleich an unseren hübschen Ausflug erinnern wollte, nannte ich sie Gräfin Mary.



Damals und bis jetzt schien mir die Sache kindisch harmlos. Seit ein paar Tagen denke ich anders darüber, denn aus der kleinen Gräfin Mary, dem unschuldigen kleinen Dinge, das sich mit dem dummen Sonntagspublikum einen Spaß erlaubt hat, ist inzwischen eine falsche Erzherzogin geworden, die bei Sekt und Austern ihre kindliche Harmlosigkeit ganz gewaltig verloren zu haben scheint; und wenn ich jetzt an den Ausflug nach Potsdam denke, werde ich ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht los, so eine Art Ibsensches Verantwortungsgefühl.

Und doch war es ein so nettes, liebes Ding; schade drum, wirklich schade! ..."

Heinz Tovote



Glühwürmchen.

Unter den Briefen, die im Laufe der Zeit an Heidenstamm, den Dichter in Berlin, gelangt waren und über die er, wenn der Haufe zu hoch anschwoll, von Zeit zu Zeit mit der läuternden Flamme des Kaminfeuers dahinging, befand sich einer, den er

s*

nicht verbrannt hatte, weil der Brief ihn gerührt hatte, als er ihn empfing.

Peinlich kalligraphisch war die Adresse auf den Umschlag gemalt gewesen, einem jener entsetzlichen, stets durch sauberste Handschrift ausgezeichneten Briefe ähnlich, in denen um ein Autograph gebettelt wird; ziemlich mißmutig hatte der Empfänger ihn deshalb geöffnet.

Ein Bittgesuch enthielt das Schreiben denn freilich auch; aber nicht um ein Autograph.

Ein armer alter Volksschullehrer war es, aus einem entlegenen Orte im Spreewald, der sich an den Dichter wandte und ihn um die Übersendung eines seiner Werke bat.

Lange hätte er mit sich gekämpft — so ungefähr äußerte sich der Verfasser des Briefes — denn er hätte ja wohl die Dreistigkeit seines Ansinnens empfunden; aber es hätte ihm keine Ruhe gelassen, und endlich hätte er sich ein Herz gefaßt. In der Verlassenheit, in der er lebte, hätte er manchmal in den Zeitungen den Namen Heidenstamms gelesen, von seinen Dramen und seinen Erzählungen. Manchmal wären auch Stellen daraus in der Zeitung wiedergegeben gewesen, und immer wäre ihm dann gewesen, als wenn in weiter Ferne eine Glocke angeschlagen würde, und sein Verlangen, von diesen Werken eines wenigstens einmal kennen zu lernen, wäre gewachsen und gewachsen von Tage zu Tage.

Jemals ins Theater zu kommen, um eins der Stücke zu sehen, dazu hätte er ja gar keine Aussicht; eins der Bücher zu kaufen, dazu wäre er zu arm, und somit, weil er gehört hätte, daß Heidenstamm ein Mensch wäre, der sich der Armen annähme, bäte er ihn, wenn er ein zerlesenes, bei Seite gelegtes Exemplar von einem seiner Werke übrig hätte, möchte er es ihm schenken. Das Buch, so versprach er, sollte in seinem Hause und in seiner Familie gehalten werden wie ein Heiligtum; er würde es den Seinigen vorlesen, und wenn er stürbe — und er wäre schon alt und gebrechlich — würde er es den Seinigen als teuerstes Vermächtnis hinterlassen. —

Nicht ohne Rührung hatte Heidenstamm damals diese Zeilen gelesen. Das große Format des Briefbogens, die Sauberkeit, mit der die alte Hand die Buchstaben gemalt hatte, die Peinlichkeit, mit der die Sätze und Perioden gedrechselt waren, alles hatte ihn das Herzklopfen nachfühlen lassen, mit dem sich der Bittsteller an das große Werk gemacht hatte, ihm, dem fernen, unbekannten Manne, sein Anliegen vorzutragen. Er hatte es sich ausgemalt, wie sich nun abends in der dürftigen Stube dahinten im Spreewald der alte Schulmeister mit Frau und Kindern um den viereckigen Tisch, um die trübe brennende Petroleumlampe versammeln, wie er zu lesen beginnen würde, wie sich große staunende Augen auf den Mund des Vaters richteten und wie dann eine Stille

eintreten würde, ein tiefes, lautloses, andächtiges Schweigen.

Wie ihn das angemutet hatte, dieses Schweigen, wie es ihn angeheimelt hatte, süß, traulich und beinah heilig, wenn er es mit dem Lärm verglich, der jedem seiner Werke, so oft eines erschien, aus dem tosenden Berlin entgegendröhnte! Wie er empfunden hatte, daß in solcher Umgebung erst und unter solchen Verhältnissen der Dichter zu dem eigentlich wurde, was er sein sollte, was er sich ersehnte, zum Freunde seines Volkes, zu seinem Berater, seinem Erlöser!

Ohne lange zu zögern, hatte er darum zusammengerafft, was er von seinen Sachen gerade zur Hand hatte; viel war es nicht gewesen, ein Drama, soviel er sich entsann, und eine kleinere Erzählung; er hatte beide Bücher in ein Paket gethan, ein paar freundliche Worte dazu geschrieben und das Paket an den alten Volksschullehrer abgeschickt.

Seitdem hatte er von der Sache nichts mehr gehört; Jahre waren in die Welt gegangen, und über anderen Dingen war die Sache in Vergessenheit geraten.

Im Laufe dieser Jahre hatte Heidenstamm sich verheiratet, und in seinem Hause war wieder einmal das periodisch wiederkehrende Ereignis eingetreten: Frau Margareta Heidenstamm brauchte ein neues Dienstmädchen.

Sie hatte bisher nicht viel Glück auf diesem

Gebiete gehabt; ganze Schwärme von der Wandervogel-Art, die man Dienstmädchen nennt, waren bereits im Hause Heidenstamm eingefallen und nach längerem oder kürzerem Verweilen wieder davongeflogen. Jetzt beschloß Frau Margareta, die Sache mit größerer Vorsicht anzufassen. Nicht an das Vermietungs-Bureau, wie bisher, sondern an das Lette-Haus wollte sie sich wenden; vielleicht, daß ihr von dort etwas Brauchbares zugeführt wurde.

Früh am Vormittag machte sie sich auf den Weg; bald nach Mittag kehrte sie heim, zufrieden mit ihrem Tagewerk. Was sie suchte, hatte sie gefunden. Ein Mädchen war ihr empfohlen worden „noch ganz unverdorben von Berlin". Nicht in Berlin geboren, nicht in Berlin aufgewachsen, noch in keinem Dienste in Berlin gewesen.

Heidenstamm, der am Schreibtisch saß, als seine Frau zurückkehrte, hörte mit halbem Ohr zu, wie sie ihm von der Schwelle des Zimmers her Bericht erstattete.

Die Sache interessierte ihn nur mäßig; wenn seine Frau zufrieden war, so war er es auch; aus dem Vortrage, der ihm über die löblichen Eigenschaften des neuen Mädchens gehalten wurde, glaubte er etwas von „Spreewald" zu hören, von „guter Leute Kind", aber er verband keine weiteren Gedanken damit und versank wieder in seine Arbeit.

Am nächsten Tage sollte die neue Hausgenossin erscheinen, und pünktlich am nächsten Tage kam sie an.

Wieder, wie gestern, ertönte um die Mittagsstunde die Schwelle an Heidenstamms Zimmer unter Schritten.

„Hier ist die Anna gekommen.“

Frau Margareta war es, die den Gatten bedeutete, aufzublicken und den Ankömmling zu begrüßen.

Er richtete das Haupt auf; ein mittelgroßes, blasses, beinah bleichsüchtiges Mädchen stand vor ihm. Hübsch war sie eigentlich nicht. Dennoch verweilte sein Blick auf ihrem Gesicht; in den Augen des Mädchens war ein besonderer Ausdruck, etwas wie eine Klage, etwas Schmachtendes, beinah Sehnendes. Und indem er den Blick zu ihr erhob, ging eine fliegende Röte über ihre Wangen, und es kam ihm vor, als richteten sich ihre Augen auf ihn mit einem so seltsamen Gemisch von Empfindungen, wie er es kaum je in Menschenaugen gesehen hatte, schüchtern, beinah angstvoll staunend, und doch so forschend, so an seine Züge gebannt, daß er unter der Eindringlichkeit des Blickes unwillkürlich lächeln mußte.

Er streckte ihr die Hand hin. „Anna heißen Sie?“

„Anna heißt sie,“ erwiderte Frau Margareta für die Gefragte, die in ihrer Verlegenheit keine Antwort fand. Mit zögernder Bewegung war sie seinem Gruß entgegengekommen; er fühlte eine ziemlich große, durch Arbeit hart gewordene Hand in der seinigen.

„Na, hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns, und wir werden gute Freunde werden,“ sagte er mit gut-

mütigem Kopfnicken. Er drückte ihr die Hand, dabei fühlte er, wie die Hand des Mädchens auf-



zuckte, beinah hysterisch, so daß er eine Empfindung bekam, als hielte er einen Vogel gefangen, der mit den Flügeln schlug. „Ja — danke —“ erwiderte sie; dann trat sie

zurück. Ihre Stimme hatte einen dünnen, gebrochenen Klang. Frau Margareta nahm sie mit sich hinaus, um sie in die Obliegenheiten ihrer neuen Thätigkeit einzuweihen.

Im Verlauf des Nachmittags, als Heidenstamm den Zettel ausfüllte, worin er der Polizei den Eintritt des neuen Mädchens anmeldete, erfuhr er ihren Vatersnamen, und indem er ihn erfuhr, stutzte er; hatte er den Namen nicht schon irgendwo und irgendwann einmal im Leben gehört? Aber er konnte sich nicht erinnern; so viele Namen waren ja an ihm vorübergegangen.

Und am nächsten Morgen, als er aufgestanden war und sich in die vorderen Räume der Wohnung begeben hatte, fesselte ihn ein eigentümliches Bild: in seinem Arbeitszimmer, vor einem der Bücher-Regale, stand das neue Dienstmädchen, die Anna. Der Teppich im Nebengemach mochte seinen Schritt gedämpft haben; sie hatte sein Kommen nicht gehört. Er blieb stehen und sah sie von der Seite an; nie im Leben glaubte er einen Menschen gesehen zu haben, der so starrkrampfartig in wachen Traum versunken war. Der Staubwedel, den sie in den Händen gehalten hatte, war ihr herabgeglitten, ihr Mund stand halb geöffnet, ihre Augen hafteten, wie von einem Magneten gefesselt, an einer Reihe des Bücher-Repositoriums. Was war es denn, wonach sie blickte? Er kannte seine Bücher und die Art, in der sie aufgestellt

waren — auf dem Brette standen in langer Reihe seine eigenen Werke.

War es denkbar —? Er fühlte eine Anwandlung, laut aufzulachen; dabei machte er eine Bewegung; die Träumerin wandte sich um, ein Schreck, der an Entsetzen grenzte, durchzuckte ihre Glieder; mit einem Griff war der Staubwedel vom Boden aufgerafft, und gesenkten Hauptes, das Gesicht in Glut getaucht, schoß sie an ihm vorüber, zur Thür hinaus.

Frau Margareta, die einige Zeit darauf zum Frühstück erschien, das die Gatten gemeinsam einnahmen, zeigte sich ein bißchen unzufrieden. Der Staub war in den vorderen Zimmern schlecht aufgewischt worden.

„Gleich am ersten Morgen unaufmerksam“ — sie gab zu verstehen, daß ihr das nicht gefiel. Heidenstamm fühlte, wie sich die Lachlust wieder in ihm regte; er stand im Begriff, zu erzählen, was er vorhin mit angesehen hatte — und indem er den Mund aufthat, schluckte er plötzlich alles wieder hinunter und sagte nichts. Warum eigentlich? Er versuchte, sich Rechenschaft darüber zu geben und wurde sich selbst nicht recht klar. Aber, indem er von seinem Erlebnis zu erzählen hatte anfangen wollen, war ihm der Blick eingefallen, mit dem das Mädchen ihn gestreift hatte, als sie sich umwandte und an ihm vorüberschoß. Und so sonderbar war der Blick gewesen, ja — so

sonderbar — er mußte daran denken, indem er stumm in seine Tasse lächelte.

Wenn er verriet, was er gesehen hatte, dann würde die Folge davon wahrscheinlich gewesen sein, daß statt der Anna die Köchin mit dem Abstauben in seinem Zimmer betraut worden wäre; dann würde er sie nie wieder vor dem Bücher-Regal haben stehen sehen — und wahrhaftig — das würde ihm leid gewesen sein.

Also wohl gar ein Geheimnis mit seinem eigenen Dienstmädchen? Es kam wirklich darauf hinaus, denn nachdem er das erste Mal geschwiegen, konnte er am zweiten oder dritten Tage doch erst recht nicht sprechen. Namentlich, weil er der Köchin dadurch zum Siege verholfen haben würde; denn die Köchin — das hatte er bald heraus — war dem neuen Mädchen aufsässig. Sie bewohnte ein und dasselbe Zimmer mit ihr, und schon nach wenigen Tagen beschwerte sie sich bei der Hausfrau, daß sie jetzt immer so spät zum Einschlafen käme, weil die Anna immer des Abends so lange aufsitzen bliebe an ihrem Tisch und immerfort Briefe schriebe.

„Briefe schrieb sie? An wen denn?"

„An ihren Bräutigam."

„An ihren Bräutigam? Ist sie denn schon verlobt?"

„Na freilich"; und das war es wohl hauptsächlich, was den Groll der Köchin erweckte. Sie selbst war

nachgerade eine voll ausgereifte Jungfrau geworden und noch immer unverlobt — und solch ein junges Ding, „solch ein Kücken", hatte richtig schon seinen Bräutigam.

Aber wie gesagt, wenn sie nach des Tages Arbeit und Mühe schlafen wollte, daß dann das Mädchen immer wie ein Leuchtkäfer an ihrem Tisch säße und sie am Einschlafen hinderte — nein — alles was recht ist — aber das könnte sie sich nicht gefallen lassen.

Und da Frau Margareta es nicht gern mit der Köchin verdarb, so mußte ein Ausweg gefunden werden. Die Wohnung war geräumig und enthielt noch ein leeres Zimmer; da hinein wurde Anna quartiert.

Die Freude, mit der sie die Anordnung entgegennahm, war so offenkundig, daß Frau Margareta sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Nun werden Sie ungestört Briefe schreiben können, nicht wahr?"

Das Mädchen senkte die Augen.'

„Ist es denn wahr, daß Sie schon verlobt sind?"

Ein leises Kopfnicken bestätigte, daß es so war.

Warum sie denn davon nichts gesagt hätte?

Ach — sie wären schon so lange verlobt, schon von frühester Jugend her versprochen; aber es wäre noch gar keine Aussicht, daß sie sich heiraten könnten — er wäre bei der Eisenbahn und hätte noch keine so

richtige Stellung — und darum — hätte sie lieber von der ganzen Sache noch gar nicht gesprochen.

Halb lachend, halb ärgerlich erzählte Frau Margareta am nächsten Tage ihrem Manne die Geschichte. Das Lette-Haus war ja gut und schön — dennoch wollte es ihr fraglich scheinen, ob man sich die Mädchen von dort holen sollte. Sie lernten so viel, worüber sie die simplen Aufgaben verlernten; zumal wenn sie aus einer sogenannten „gebildeten" Familie herkämen.

Heidenstamm wurde aufmerksam.

„Wer waren denn die Eltern?"

Die Eltern waren beide tot; der Vater war Volksschullehrer gewesen, irgendwo dahinten, in einem kleinen Orte im Spreewald.

„Volksschullehrer im Spreewald — so — so — so."

In ihrem neuen eigenen Zimmer aber saß nun die Anna, wie in einem Palast, und schrieb an ihrem Briefe, denn es war nur halb richtig, was die Köchin gesagt hatte, nicht Briefe waren es, die sie schrieb, sondern nur ein Brief, ein einziger, großer, langer Brief an den Bräutigam, ein so langer Brief, daß sie seit mehreren Abenden darüber saß und noch immer nicht fertig damit geworden war. —

„Lieber Otto!

Ach Gott, Otto, was ich Dir zu erzählen habe! Also, wie ich in das Lette-Haus gekommen bin, zu meiner Ausbildung, wie Du weißt, nament-

lich im praktischen Gebiet, das habe ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben, und das weißt Du ja. Aber nun stell' Dir vor, Otto, was mir da neulich passiert ist; nämlich ganz plötzlich hat mich die Vorsteherin rufen lassen, und es war eine Dame gekommen, die ein Dienstmädchen engagieren wollte. Eine wirklich feine Dame, und recht freundlich und hübsch, und man kann gradezu sagen vornehm. Und so sagte ich denn auch gleich ja, und darauf, wie ich nach dem Namen frage, so ist es eine Frau Heidenstamm. Und wie ich den Namen höre, so wird mir doch — und wie die Dame hinaus ist, sag' ich zu der Vorsteherin: „Ach Gott," sage ich, „Frau Vorsteherin —". Und so lächelt die Vorsteherin und sagt: „Ja — haben Sie von dem Namen auch schon gehört?" Und so sage ich: „Ist es denn dem seine Frau?" Darauf sagt sie: „Ja, wenn Sie den meinen, der die schönen Stücke schreibt, und die Erzählungen und Gedichte, den Dichter, dessen Frau ist es eben gewesen." Und nun stell' Dir doch nur vor, Otto — erinnerst Du denn noch, wie vor vielen Jahren einmal Vater ein Buch geschickt bekommen hat, aus Berlin, von dem Herrn Heidenstamm? Ein Theaterstück ist es gewesen. Und wie Vater es uns vorgelesen hat? Jeden Abend einen Akt immer. Und Du hast ja dabei sein dürfen, weil Vater immer gesagt hat, Du wärst sein bester Schüler, und vielleicht

auch, weil Vater schon damals gemerkt hat, daß wir uns gut waren, Du und ich, und gern wollte, daß etwas daraus würde. Und wie das schön war — erinnerst Du denn noch, Otto? Von einem englischen Prinzen ging es in dem Stück, in ganz alter Zeit, der nach Frankreich kam und eine Prinzessin lieb gewann. Und nachher aber wurde es nichts daraus, und sie mußten Abschied nehmen, und er mußte zurück über das Meer. Und dann aber, wie Vater das gelesen hat, erinnerst Du denn noch, wie wir geweint haben, Otto? Denn es war doch zu traurig. Und wie wir dann noch ganz lange zusammen auf- und abgegangen sind, am Graben, unter den Weiden. Und wie wir uns gesagt haben, daß es so mit uns nicht kommen solle, und wie wir uns geküßt haben — es ist eigentlich den Abend zum erstenmal gewesen, daß wir uns geküßt haben, und versprochen haben wir uns — ach Gott, Otto, erinnerst Du an alles denn noch? Und nun stell' Dir vor, eben bei dem Mann sollte ich nun in Dienst kommen! Und am nächsten Tag bin ich auch wirklich hingekommen. Und wie ich hereingekommen bin, da hat er grade an seinem Tische gesessen, und da hat eine Menge Papier darauf gelegen, und ich habe gleich gesehen, daß er schon wieder was schrieb. Und wie ich ihn so habe sitzen sehen, ist mir doch geworden — ach Gott, Otto, ich kann's Dir gar nicht beschreiben —

ehrfürchtig geradezu — und dann aber hat er nach mir umgesehen und so freundlich hat er ausgesehen, und sogar die Hand hat er mir gegeben und hat gesagt: „Na, hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns“ hat er gesagt, „und wir werden gute Freunde werden.“ Ach Gott, Otto, stell' Dir doch nur vor! Und wie er das gesagt hat und mich an der Hand gehalten hat, — als wenn ich in die Erde sinken sollte, so ist mir doch gewesen. Und wie ein Traum ist mir gewesen, daß ich gar nicht mehr weiß, wie ich zu dem Zimmer hinausgekommen bin. Und wie ein Traum, so ist mir seitdem, daß ich nun in dem Hause bin, immerfort. Und ein eigenes Zimmer habe ich, und die Frau ist auch gut zu mir, und so schön ist es in dem Haus, und jeden Morgen staube ich in dem Zimmer von dem Herrn ab, und auf seinem Schreibtisch, und immer muß ich dabei denken: „Wenn das Vater wüßte! Wenn das Vater wüßte!“ Und in dem Zimmer von dem Herrn stehen ganz große Bücher-Schränke, und in einem von den Schränken ist eine ganze Reihe, und das sind lauter Bücher, die der Herr geschrieben hat; stell' Dir vor, Otto, alle er selbst. Und das Stück, das er damals Vatern geschickt hat, das ist auch darunter; ich habe es gleich ausgefunden. Aber daneben noch eine ganze Menge anderer. Und die muß ich nun alle lesen. Ja, Otto, ich kann nicht anders, und ob ich schon ein Gefühl habe, als wäre es eigentlich nicht recht, ich kann mir

t

nicht helfen; ich muß. Und das sage ich aber bloß Dir, Otto, und Du mußt es keinem weiter sagen. Aber ich kann Dir ja gar nicht beschreiben, wie mir ist, und ich — und wenn ich dächte, daß ich hier einmal wieder weg käme und die Bücher nicht gelesen hätte — darum, siehst Du, Otto, kann es nicht anders sein.“ — —

Wann der Brief fertig wurde und wann er abging, ist nicht festzustellen gewesen. Eine Wahrnehmung aber, die Heidenstamm an einem der nächsten Tage machte, war, daß in dem Bücher-Regal, auf dem bewußten Brett, ein Buch auf dem Kopf stand. Ein untrügliches Zeichen, daß Frauenhände sich mit den Büchern zu schaffen gemacht hatten. Und als er näher zusah, bemerkte er, daß die Bücher, die sich für gewöhnlich aneinander preßten, heut lockerer standen — und richtig — da war eine Lücke, und eins von seinen Werken war nicht da. Er sagte kein Wort; auch zu seiner Frau, als er beim Frühstück mit ihr zusammenkam, verriet er von seiner Entdeckung nichts. Nur als die Anna den Theekessel auf den Frühstückstisch setzte, hob er ein wenig den Blick — und indem er es that, wußte er Bescheid. Wie eine Armesünderin sah das Mädchen aus; die Augen hielt sie krampfhaft gesenkt; es schien ihm beinah, als zitterten ihr die Hände. Und daneben, während die Angst sie quälte, war in ihren Bewegungen ein so absichtliches Zögern, in jeder Handreichung eine solche Langsamkeit,

daß man ihr anmerkte, wie schwer es ihr wurde, hinauszugehen, als wenn sie das Verlangen fühlte, nur ein wenig noch, ein ganz klein wenig noch im Zimmer zu bleiben, in dem Zimmer, wo — er war! Heidenstamm mußte wieder in die Tasse sehen, um ein Lächeln zu verstecken. Die Geschichte wurde ja immer besser. Als er jedoch wieder aufblickte, verging ihm das Lächeln — über den Kopf von Frau Margareta hinweg, die sich in die Zeitung vertieft hatte, kam von dem Mädchen ein Blick herübergeflattert — Als wenn sich etwas vor ihm niederwürfe, mit brechenden Knieen, mit ausgebreiteten Armen, stammelnden Lippen — etwas derartiges war in dem Blick, etwas Selbstvergessenes, Selbstverlorenes, Hingegebenes.

Unwillkürlich flammte ihm die Glut in das Gesicht und er mußte sich abwenden.

Und von nun an ward ein merkwürdiges Leben zwischen den drei Menschen.

Jeden Morgen, sobald Heidenstamm sein Arbeitszimmer betrat, galt sein erster Blick dem Bücher-Regal. War sein Publikum bei der Sache? Jetzt war es schon so weit gekommen, daß es ihm beinah fatal gewesen wäre, wenn sie in ihrem Eifer nachgelassen hätte. Aber er brauchte sich nicht zu sorgen, sein Publikum war eifrig und dabei. Das Buch, das gestern gefehlt hatte, heut stand es wieder da, und das nebenan befindliche war aus der Reihe heraus.

t*

Jeden Abend, wenn er aus seinem Arbeitszimmer über den Flur nach seinem Schlafzimmer ging, kam er an der Thür vorüber, hinter der das Mädchen wohnte. Im oberen Teile der Thürfüllung war eine Glasscheibe, und immer, so oft er vorüberging, flimmerte durch die Glasscheibe von innen das Licht. Mitternacht war meistens schon vorbei — tief in der Nacht also saß sie und las — in seinen Werken.

Wie hatte die Köchin sie genannt? Einen Leuchtkäfer. Wahrhaftig — wenn man die erleuchtete Scheibe sah, die lautlos in die dunkle, schlafende Wohnung hinausflimmerte — das Bild traf zu.

Ein Leuchtkäfer — Glühwürmchen nennt man das ja wohl auch — ein Geschöpf, das in der Sommernacht umherfliegt und einen Schein von sich giebt, als hätte es eine Flamme eingesogen, die aus ihm hervorstrahlt. Kurzlebige Geschöpfe, die ihre Lebenskraft rasch verausgaben und den Sommer nicht überdauern. Natürlich — denn wer Feuer einsaugt, muß daran verbrennen.

Solche Gedanken kamen Heidenstamm, wenn er am Tage dem Mädchen begegnete und ihr Gesicht immer blasser, ihre Augen immer heißer werden sah.

Wäre er bloß eitel gewesen, so hätte er sich über seinen Erfolg freuen können, denn der Erfolg war handgreiflich da; wäre er bloß oberflächlich gewesen, so hätte er lachen können, denn komisch war es ja wirklich, wie er als stummer Vertrauter seines eigenen Dienstmädchens einherging, die Verzweiflung seiner armen

Frau, die aus dem Mädchen gar nicht mehr klug wurde, gewissermaßen als Gradmesser seines dichterischen Erfolges benutzend.

Aber es war ihm nicht zum Lachen zu Mute. Wenn er das Mädchen an sich vorüberhuschen sah, gesenkten Hauptes, offenbar bestrebt, ihn nicht anzusehen, und doch außer stande, ihn nicht anzusehen, wenn er gewahrte, wie ihre Brust sich schwellend hob, um den Seufzer zurückzuhalten, der dennoch über ihre Lippen stieg und beinah zum Stöhnen wurde, dann fühlte er, daß hier etwas Ernsthaftes vorging, etwas ganz Ernsthaftes, daß Thür an Thür mit ihm ein brennender Mensch wohnte. Er hatte ja wohl manchmal in der Gesellschaft von Frauenlippen schmeichelhafte Worte über seine Werke gehört, die Worte waren manchmal sehr geistreich und die Lippen, von denen sie kamen, sehr schön gewesen — wie anders war das, was ihm hier entgegenkam. Zum erstenmal im Leben empfand er die elementare Gewalt, mit der sich die Seele des Volkes äußert. Da giebt es kein Abmessen und Wägen, kein halbes Anerkennen und halbes Verwerfen, sondern nur ungeteilte Zuwendung oder Abneigung, Liebe oder Haß. Die naive Seele des Volkes unterscheidet nicht zwischen dem Werke und der Persönlichkeit, die das Werk hervorgebracht hat; so wie das Werk, so nimmt es den Menschen auf, der dahinter steht; wenn es die Dichtung liebt, so liebt es den Dichter zugleich — und dieses Mädchen,

dieses Kind aus dem Volk, darüber war kein Zweifel mehr für Heidenstamm, hatte sich in seinen Werken die Liebe zu ihm ins Herz getrunken.

Was sollte daraus werden? Ein Mann war er schließlich auch, das Blut in seinen Adern nicht kälter als bei anderen, vielleicht sogar noch etwas wärmer — und nun die gleichgültige Flamme spielen zu sollen, die der taumelnde Leuchtkäfer umflatterte, nun kalt bleiben zu sollen, während er sah, wie sich der heiße Stempel der Leidenschaft tiefer und tiefer in dieses Weibes Seele und Leib drückte, während er fühlte, wie sie danach verlangte, sich in seine Atmosphäre zu stürzen; allabendlich an ihrer Thür vorübergehen zu sollen und zu wissen, daß da drinnen jemand war, ein Weib, dessen Seele, wie vom Strome erfaßt, zu ihm hinüberschwamm, dessen Arme nicht die Kraft mehr gehabt haben würden, sich ihm zu verschließen, wenn er die Thür geöffnet hätte, wenn er gekommen wäre!

Und dann aber — wenn er so gethan, so die kindliche Hingebung mißbraucht, die keusche Seelenflamme in sinnliche Glut verwandelt und entwürdigt, seine Dichtung zur Kupplerin gemacht hätte, das arme Geschöpf zu erjagen — nein, nein, nein! Und es gab Augenblicke, wo er vom Schreibtische aufsprang, den Hut aufsetzte und hinauslief, um draußen auf der Straße zu überlegen, was endlich aus der tollen Geschichte werden sollte.

Und während es so in ihm stürmte und wogte, sah es in Frau Margareta nicht viel besser aus; nur daß in ihr kein Stürmen und Wogen, sondern eine kalte Verzweiflung herrschte. Eine Verzweiflung über das Mädchen, das überhaupt gar kein Dienstmädchen war, das wie eine Träumerin, beinah wie eine Nachtwandlerin umherging und ihre Obliegenheiten erfüllte, als gingen sie sie eigentlich garnichts an.

Aus sanften Vermahnungen waren energische Scheltworte geworden, und den Scheltworten waren drohende Andeutungen von demnächstiger Entlassung gefolgt — alles vergeblich und umsonst. Wie im Traum ging das Mädchen umher, wie im Traum hörte sie alles mit an, was die zürnende Hausfrau ihr vorwarf, mit einem Ausdruck im Gesicht, als wäre sie weit, weit weg.

So hatte sich über dem für gewöhnlich so friedlichen Hause ein Gewitter zusammengezogen, das mit jähem Ausbruch drohte, und mitten in diese schwüle Stimmung schlug plötzlich ein energisches Läuten der Hausklingel — es war jemand gekommen. Dieser Jemand war ein junger Mann in der Uniform eines Eisenbahn-Beamten, dem die Uniform vortrefflich stand, mit wettergebräuntem Gesicht und mit einem Paar Augen in dem Gesicht, die wie eine lachende Herausforderung an das Leben mit seinen Nücken und Tücken aussahen.

Es war der Otto, der infolge tüchtiger Leistungen

zu einer „richtigen Stellung“ gelangt war und der nun kurz entschlossen daherkam, sich in seine „richtige Stellung“ eine „richtige Frau“ zu holen und seiner Anna anzukündigen, daß es für sie beide Zeit sei.

Kein Wort hatte er vorher geschrieben; als besonderes Vergnügen hatte er es sich ausgedacht, seine Braut mit der großen Freudenbotschaft zu überraschen — und die Überraschung war ihm denn auch gelungen; in einem Maße sogar, daß er zunächst gar nicht daraus klug wurde.

In der Küche, in die er stürmenden Schrittes eingedrungen war, hatte es einen lauten Aufschrei gegeben; leichenblaß war die Anna vom Stuhle aufgefahren, als sie den Eintretenden erblickte, und „steif wie ein Plättbrett“ — so berichtete die Köchin der Hausfrau — war sie dem Bräutigam in die Arme gefallen. „Von Freude,“ so meinte die Köchin, „wäre nicht viel zu bemerken gewesen; kaum ein Wort überhaupt hätte sie herausgebracht, während der Bräutigam sich neben sie gesetzt hätte und so zärtlich gewesen wäre, so zärtlich“ — daß die Köchin es schließlich gar nicht mehr hatte mit ansehen können, sondern spornstreichs zur gnädigen Frau gelaufen war, ihr alles zu erzählen.

Frau Margareta begab sich in die Küche, und als Heidenstamm wenige Augenblicke darauf von seinen Papieren aufblickte, standen die beiden Menschen vor ihm.

Ein Wohlgefühl überströmte ihm die Seele, als er den jungen Mann, kernig und frisch wie das blühende Leben, neben dem blassen, verträumten Mädchen gewahrte, und sein Herz schlug in dem Gedanken auf: „Der kommt zur rechten Zeit!“

Er sprang vom Schreibtische auf und mit ausgestreckten Händen ging er auf das Mädchen zu. „Na, Anna, ich wünsche Ihnen Glück! Aber wirklich, von Herzen, und ich denke, hier wird's nicht fehlen!“

Beide Brautleute hatte er an der Hand erfaßt, und indem er jetzt, so von innerster Freude strahlend, vor ihnen stand, ließ das Mädchen den Blick, der noch immer am Fußboden gehaftet hatte, langsam an ihm emporgehen, bis zu seinem Gesicht, sah ihm einen Augenblick in die Augen, dann wandte sie sich, fiel dem Bräutigam mit beiden Armen um den Hals und brach in einen langen, wortlosen Strom von Thränen aus.

Alles stand verblüfft; der einzige, der da begriff, was in dem Mädchen vorging, war vielleicht Heidenstamm; und indem Frau Margareta sein unwillkürlich errötendes Gesicht sah und an den Blick dachte, mit dem Anna soeben an diesem Gesichte gehangen hatte, mochte auch ihr eine Ahnung vom Zusammenhange der Dinge und damit zugleich eine Erklärung für alles aufgehen, was ihr unerklärlich gewesen war. Ihre Gefühle, die nicht mehr die freund=

lichsten gewesen waren, besänftigten sich, sie trat hinzu und strich dem weinenden Mädchen über das Haar.

„Beruhigen Sie sich doch, Kind,“ sagte sie; „gehen Sie denn nicht gern mit Ihrem Bräutigam?“

Anna wandte sich um, ergriff beide Hände der Frau und beugte sich darüber, als wollte sie die Hände küssen. „Sind Sie mir nicht böse, gnädige Frau,“ schluchzte sie, „sind Sie mir nur nicht böse! Ich bin gewiß nicht so in Ihrem Dienst gewesen, wie ich hätte sein sollen — aber — ich kann es Ihnen ja nicht so beschreiben“ — und ihr Blick senkte sich wieder auf den Fußboden — „und wenn ich dächte, wenn ich von hier fort bin, und Sie dächten schlecht von mir —“ in einem erneuten Überschwall kummervoller Leidenschaft stürzte sie sich abermals über den Bräutigam her und hing sich an seinen Hals.

„Kommen Sie doch zur Ruhe, Anna,“ sagte jetzt Heidenstamm kräftigen Tones; „niemand wird bei uns schlecht von Ihnen denken; freuen werden wir uns, wenn wir hören, daß es Ihnen gut geht an der Seite eines so braven, tüchtigen Mannes, wie es Ihr Bräutigam ist.“

Er hielt ihr die Hand hin. „Geben Sie mir die Hand, Anna; Sie gehen jetzt in ein neues Leben; wenn man in ein neues Leben eintritt, muß man den Kopf hoch nehmen und tapfer sein, und wenn es ein gutes neues Leben ist, muß man nicht weinen, sondern freudigen Herzens sein.“

Das Mädchen hatte, während er sprach, das Haupt aufgerichtet, lauschend, als sollte ihr keines von seinen Worten entgehen, als wollte sie jedes derselben in sich eingraben; ihre Thränen waren versiegt, langsam wandte sie sich jetzt zu ihm um, und zögernd, wie am ersten Tage, kam ihre Hand seiner ausgestreckten Hand entgegen und schob sich hinein. Diesmal zuckte ihre Hand nicht, wie damals; Heidenstamm fühlte, wie ihre Finger sich um die seinigen schlangen, mit einem sanften, stärker und stärker werdenden Druck, so daß ihm war, als saugte ihre Hand sich an der seinen fest. Zu dem allen sprach sie kein Wort, ihr Mund war geschlossen, nur ihre Augen sahen ihn an, mit einem tiefen, klagenden, Abschied nehmenden Blick. Und indem er sie so hielt und ihr in das bleiche, vom mächtigen Seelen-Ausdruck wunderbar verschönte Antlitz schaute, war es, als wenn sich eine treibende Gewalt, eine unsichtbare Hand in ihren Rücken legte, die sie vorwärts drängte, ihren Oberleib vornüber beugte, auf ihn zu, auf Heidenstamm zu, immer stärker, immer unwiderstehlicher, immer näher, bis daß sie plötzlich, bevor er noch wußte, was sich begab, niedersank und knieend vor ihm lag.

„Aber Anna!" wollte er rufen — der Laut erstickte ihm in der Kehle. Mit beiden flachen Händen umfing er ihr Haupt und drückte die Lippen auf ihren blonden Scheitel. Und als sie seinen Kuß auf

ihrem Haare fühlte, ging ein Zittern durch ihren Leib, als schauerte ihr das Mark, ihr Haupt sank hintenüber, ihre Augen schlossen sich und ihr Mund hob sich empor, zu Heidenstamms Munde, der über ihren Lippen war. So naturgewaltig war diese Bewegung, so gebieterisch dieses demütige Flehen, daß Heidenstamm, kaum wissend, was er that, sich niederbeugte und seine Lippen in einem tiefen, langen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Kaum war dies geschehen, als sie auf die Füße sprang, sich zu dem Bräutigam wandte, der sprachlos dem Vorgange zugesehen hatte, ihn an der Hand ergriff und über die Schwelle zog, um mit ihm hinauszugehen. An der Thür aber blieb sie noch einmal stehen; ihr Blick senkte sich; man sah ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte und sich nicht getraute, es auszusprechen.

„Wollen Sie mir noch etwas sagen?“ fragte Heidenstamm. Sie gab keine Antwort, aber sie ließ die Hand des Bräutigams fahren und kam einen Schritt zurück.

Heidenstamm trat an sie heran. „Was ist es denn?“ Sie kämpfte noch mit sich, dann erhob sie den Mund zu seinem Ohr:

„Grade das Buch,“ flüsterte sie, kaum vernehmlich, „auf das ich mich am allermeisten gefreut hatte, hab' ich nun doch nicht mehr lesen können.“

Heidenstamm ließ den Blick zum Bücher-Regal hinübergehen. Am Ende der Reihe stand ein dickerer

Band, ein Roman, den er geschrieben hatte; er entsann sich, daß dieser noch nicht aus der Reihe herausgenommen worden war.

Ein Lächeln ging über seine Züge. „Meinen Sie den Roman?“ fragte er leise. Schweigend nickte sie „ja“.

Heidenstamm überlegte einen Augenblick, dann trat er an das Regal. „Ich will Ihnen ein Andenken mitgeben,“ sagte er laut, „und es soll mein Hochzeitsgeschenk für Sie sein, Anna — nehmen Sie dies.“

Er nahm das Buch vom Brett und hielt es ihr hin. Mit beiden Händen griff sie danach. „Das — darf ich behalten?“

„Das dürfen Sie behalten und mit sich nehmen,“ erwiderte er, „ich schenke es Ihnen.“

Sie riß das Buch an sich, sie drückte es an die Brust, mit leidenschaftlicher Bewegung, beinah angstvoll, als könnte es ihr wieder genommen werden und verloren gehen, ihre Lippen zuckten, als wollte sie noch etwas sagen, aber sie brachte kein Wort mehr hervor; über ihr Gesicht war eine Röte ergossen, als wäre eine Flamme in ihrem Innern entzündet worden, die sie glühend durchstrahlte. Dann, mit hastigem Griff, faßte sie den Bräutigam unter den Arm. „Komm, komm, komm“ — und sie waren hinaus.

Frau Margareta folgte ihnen, um die geschäftlichen Fragen der Entlassung und Entlohnung zu ordnen; Heidenstamm blieb allein.



Einige Zeit darauf hörte er Wagengerumpel vor dem Hause; Otto hatte eine Droschke geholt; vom Fenster aus sah Heidenstamm, wie er mit seiner Anna einstieg. Die Droschke setzte sich in Bewegung — das Glühwürmchen flog davon.

Vom Fenster, an dem er gestanden hatte, so lange er die Droschke mit den Augen verfolgen konnte, wandte er sich ab, im Zimmer ging er auf und nieder, dann blieb er vor dem Bücher-Regal stehen. Auf dem Brett, das seine Bücher trug, war eine Lücke. Dort hatte das Buch gestanden, das er ihr mitgegeben hatte auf den Weg. Seine Augen hafteten an der leeren Stelle; es war ihm, als fühlte er das Loch, das da entstanden war, als fühlte er es in sich selbst, als wäre etwas in seinem Leben gewesen, das nun nicht mehr da war, nie mehr da sein würde — in den Augen fühlte er ein Drängen und Quellen — eine stumme Thräne floß ihm langsam über die Wangen.

Ernst v. Wildenbruch



Die deutsche Reichshauptstadt ist bekanntlich auch die Hauptstadt des deutschen Bühnenstaates, und ein Engagement in Berlin erscheint jedem Schauspieler als ein Ziel „auf's innigste zu wünschen".



Aber obwohl in Berlin immer einige Theater mehr sind, als Bedürfnis dazu vorhanden ist, obwohl Schauspieler — gute Schauspieler — immer gebraucht werden, ist es doch für den Provinzmimen nicht ganz leicht, hier anzukommen, denn ihm stemmt sich stillschweigend, aber schwer zu durchbrechen, die Phalanx der „Berliner Schauspieler" entgegen, welche seit Jahren den eisernen Bestand der Berliner Bühnen bilden. Ich spreche hier nicht von den Mitgliedern der Hoftheater, welche meist von vornherein durch längere Verträge gebunden, sich schließlich ein unausgesprochenes Recht der Unkündbarkeit verdient oder — ersessen haben, ich spreche auch nicht von den bekannten und hervorragenden Künstlern, um welche die ersten Kunststätten sich bemühen, nein, ich meine jene Kunststerne zweiter und dritter Ordnung, welche sich um die Theater bemühen, von einem zum andern wandern, leidlich, auch wohl gut bezahlt, wenn sie gerade gebraucht werden, sich billig anbietend, wenn ihre mehr oder minder schätzenswerten Kräfte in der Baisse sind.

Ihr Losungswort ist: „Um keinen Preis hinaus aus Berlin!" Mit unsagbarer Verachtung blicken sie auf die „Provinz" herab, sie sind im Stande, ein achtungswertes, selbst ein leidlich



u

bezahltes Engagement außerhalb, wäre es selbst an einem kleinen Hoftheater, das ihnen doch ein ruhiges Altwerden in Aussicht stellt, rundweg auszuschlagen, nicht so sehr, weil sie fühlen, daß das Publikum einer gebildeten Mittelstadt gar nicht so leicht zu befriedigen ist, sondern weil ihnen das nervenerregende Leben der Großstadt thatsächlich unentbehrliches Bedürfnis geworden ist und zugleich ein Ersatz für manche Widerwärtigkeit, eine Art Haschisch, das sie in einen eingebildeten Glückszustand versetzt.

Dem „Berliner Schauspieler" steht keine „Berliner Schauspielerin" gegenüber.

Jahraus jahrein flirrt und flattert es in dem theatralischen Taubenschlage. Viele Künstlerinnen fliegen jährlich hinzu, aber gar viele auch rasch wieder hinaus, um wieder in der „Provinz" ihr Liedlein zu gurren.

In Berlin selbst giebt es zwar eine ganze Menge von Brutanstalten für dieses liebenswürdige Geflügel, aber trotzdem keine In- und Nachzucht.

Berlin hat keine Zeit. Kommt man aus Dresden, München, selbst aus Wien zurück, so bemerkt man, daß alle Leute auf den Straßen hier rascher gehen, oder wenigstens größere Schritte nehmen. Die Gebäude schießen — man verzeihe das harte Wort — wie Pilze aus der Erde, selbst die Maurerfaulheit, die ehrwürdigste und durch uralte Pflege geheiligteste der Welt, hat hier ihre Sprichwörtlichkeit verloren. Wird irgendwo ein Park angelegt, so müssen alte Bäume herbei, mögen

sie eingehen, wenn sie keinen Staub vertragen können, oder ihre Wurzeln sich nicht an entströmendes Gas gewöhnen wollen, nächsten Frühling werden neue gepflanzt. Berlin hat keine Zeit, sich am langsamen und normalen Wachstum zu erfreuen, auf keinem Gebiete, am allerwenigsten auf dem theatralischen.

Wie manches Mal habe ich mich in Wiener Theatern, selbst an der Burg, an den Gesprächen der Besucher erfreut. „Schaun's, die X spielt die Desdemona!“ — „Ja freilich, dessentwegen bin ich ja herkommen.“ — „Macht's ganz brav.“ — „Fehlt doch noch viel zur Hohenfels.“ — „Wird schon werden.“ — „Kann schon sein, ist schon ein Talent, müssen's ein biß'l aufmuntern.“ — „Bravo! Braaavo!“ — „Die Wessely wird's freilich nicht!“ — „Ja die Wessely . . .“

Dergleichen hört man in Berlin nun nicht. Von einer verflossenen Größe wird kaum mehr gesprochen, von einer, die erst eine Größe werden soll, erst recht nicht. Bei uns muß eine Schauspielerin sozusagen fix und fertig aus dem Haupte Thaliens hervorspringen, ihr erstes Auftreten muß ein Erfolg sein, und die nächsten müssen ihn überbieten.

Mir sind nur sehr wenige Fälle bekannt, in welchen es einem weiblichen Talente gelungen ist, sich aus bescheidenen Anfängen zu einer ersten Stellung emporzuringen. Wenn das doch die Hunderte von Kunstküken erkennen wollten, die sich in die Anstalten der Berliner dramatischen Lehrer und Lehrerinnen sperren

u*



lassen, und schweres Geld für oft recht leichtfertig erteilten Unterricht zahlen, nur um näher an der Wiege des Ruhmes auskriechen zu können.

Die Vorzimmer der Agenten und der Bühnenleiter werden belagert von solchen unglücklichen Schönen — ja, wenn es nur immer Schöne wären! Bei dem heutigen Zudrang zur Bühnenlaufbahn ist für eine Dame Schönheit und wieder Schönheit die Zauberformel, ohne die der Tempel der Kunst sich nicht öffnet, sogar ein seltenes, großes, starkes Talent wird sich ohne diesen Empfehlungsbrief nur schwer emporkämpfen können.

Es wäre heilige Pflicht aller Lehrer und Lehrerinnen, dies den jungen Damen klar zu machen, bevor sie sie als Schülerinnen annehmen.

Aber, ich zweifle nicht daran, es ist eine schwere Aufgabe, dem häßlichsten Mädchen auszureden, daß es nicht wenigstens einige besondere Reize besitze. Ich bin wenigstens bei solchen Bemühungen noch immer auf ein stilles freundliches Lächeln gestoßen, wie man es etwa den Äußerungen eines Blödsinnigen oder wenigstens sehr beschränkten Menschen entgegensetzt, dem man gar nicht widersprechen will.

Wie viele dramatischen Abrichteanstalten es in Berlin geben mag, ist mir unbekannt. Das Adreßbuch führt zwanzig an, doch stellen sich mir alle Augenblicke Schülerinnen „unbekannter Meister“ vor — oft sind sie sogar recht gut gemalt.

Soll eine Dame von einer Frau oder von einem Manne für den Bühnenberuf unterrichtet werden?

Manchmal möchte man wünschen, daß beides der Fall sei. Unzweifelhaft steht die Lehrerin der Schülerin hilfreicher im eigentlichen Rollenstudium bei und vermag anregender auf sie zu wirken, dagegen vernachlässigen die Lehrerinnen meist die unentbehrlichen Grundlagen des guten deutlichen und doch natürlichen Sprechens, sowie der Organbildung. Dazu sind langwierige Übungen erforderlich, die, wie es fast scheint, sowohl der lernenden, als der lehrenden Dame zu langweilig sind. Und doch ist dies das einzige, was in der Schauspielkunst wirklich gelehrt werden kann, zu allem anderen können nur Anregungen gegeben werden, welche der Novize erst in der Praxis weiterbilden muß. Ihm dazu Gelegenheit zu geben, für das erste Engagement zu sorgen, auch das sollte Obliegenheit



des dramatischen Lehrers sein. Es geschieht leider in Berlin recht selten, mit der letzten Stunde, oft schon mit dem letzten pränumerando gezahlten Honorar erlischt das Interesse des Lehrers an dem „schönen Talent“.

Es bleibt also nichts übrig, als den Dornenweg zu den Theateragenten anzutreten.

Gegen diese hat sich in letzter Zeit ein wahrer Sturm der Entrüstung erhoben. Man sollte meinen, jede Theateragentur sei eine Lasterhöhle, welche kein unbescholtenes Mädchen ungefährdet betreten könne.

Ich halte das aber für ziemlich stark übertrieben. Es gab eine Zeit, in welcher einzelne Agenturen den damals noch jungen Erwerbszweig monopolisiert hatten und einen gewissen Terrorismus auf die Künstlerwelt ausübten, jetzt ist die Konkurrenz auch auf dem Gebiete der Theateragenturen eine so gewaltige, daß derlei Dinge schon aus Angst vor dem ewig wachen Auge der Geschäftsgegner nicht vorkommen können, ganz abgesehen davon, daß der Stand viele Vertreter zählt, deren Persönlichkeit unanfechtbar ist.

Daß die Umgangsformen, namentlich die des Büreaupersonals, nicht immer die feinsten sind, kann freilich nicht geleugnet werden, manchmal heißt es aber auch hier: Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es zurück.

Die Berliner Kunstnovize erhält nun im günstigsten Falle ein kleines Engagement in Berlin selbst, mit der sicheren Aussicht, niemals zu größeren Rollen

zu gelangen, es sei denn in Notfällen bei Nachmittags-vorstellungen, denen das bessere Publikum und die Kritik fern bleibt. Meistens setzt der Agent das Kunsträupchen auf das bescheidene Kohlblatt einer kleinen Provinzbühne. Nach einigen Jahren wird dann die Puppe an einem besseren Stadttheater „entdeckt", und nun entfaltet endlich der Schmetterling seine Flügel in der Reichshauptstadt.

Hat diese ihr „Placet" ausgesprochen, so pflegt ein Engagement auf drei oder fünf Jahre abgeschlossen zu werden. In Wirklichkeit ist es aber nur ein einjähriger Vertrag, denn nach dem ersten Jahre steht der Direktion ein Kündigungsrecht zu, von dem ein ergiebiger Gebrauch gemacht wird; stellt sich doch erst nach einiger Zeit heraus, ob jener erste Erfolg nicht vielleicht ein „Blender" war.

Meist werden die jungen Talente zu früh aus einer ruhigen Entwickelung gerissen und nach Berlin importiert, ehe sie den hochgesteigerten Ansprüchen des großstädtischen Publikums genügen können. Die weitere Folge davon ist gewöhnlich auch ein Rückschlag in der Provinz, die Zeit für ein gutes Engagement ist verpaßt, oder man ist mißtrauisch geworden, denn aus den Berliner Zeitungen hallt der Mißerfolg weit hinaus in die Theaterwelt. Manchem hoffnungsvollen Talent geschieht unrecht — Berlin hat eben keine Zeit zu warten, und die Direktoren wollen ernten, sie haben kein Geld für Experimente übrig.

Da wären wir nun zur materiellen Frage gekommen. Wie hoch stellt sich der Jahresverdienst einer Berliner Schauspielerin?

Die Frage ist leicht beantwortet: rund zwischen 800 30000 Mark. Wie sagt jener klassische Aufsatz des kleinen Polacken so richtig: „Der Katz ist schwarz. Mancher Katz ist nicht schwarz. Wie's trefft. Bald so, bald so!“

Die Bühnenleiter suchen sich natürlich so billig als irgend möglich einzurichten, und das wird ihnen nicht schwer, denn hier in Berlin bietet sich alles wohlfeil an in der Hoffnung, Fuß zu fassen und dann seinerseits die Bedingungen diktieren zu können.

Natürlich fehlte es auch nicht an Damen, auf welche mit einer kleinen Betonungsänderung das Wort des Theaterdirektors aus dem Faust-Vorspiel angewendet werden kann:



Die Damen geben sich und ihren
Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.

Für diese Selbstlosigkeit werden dann einige von ihnen durch Equipagen entschädigt, welche jedoch nicht von der Direktion geliefert werden. Im Gegenteil, mir

ist sogar ein Fall bekannt, in welchem ein Direktor eine Künstlerin nur unter der Bedingung ohne Gage auftreten ließ, daß sie sich verpflichtete, ihren Salon zu Ausstattungszwecken auf die Bühne zu leihen.

Aber diese merkwürdigen Kunstverhältnisse sollen uns nicht weiter beschäftigen; wir wollen uns lieber der Frage zuwenden, wie es den Künstlerinnen ergeht, denen der große Wurf gelungen, welche ehrende und klingende Anerkennung in der Reichshauptstadt gefunden haben. Lohnt nun das glücklich erreichte Ziel die mannigfachen Mühen und Opfer, die es gekostet hat? Die Anerkennung trägt den Lohn in sich und außerdem giebt's Arbeit, Arbeit in Hülle und Fülle, das schönste, was sich ein wirklicher Künstler ersehnen kann. Die naiven Gemüter, welche sich unter einem Schauspielerleben eine Art höheren Schlaraffenlebens vorstellen, sind wohl nur noch sehr selten gesät; man weiß allgemein, daß auch dieser Beruf stete Anspannung und rege Thätigkeit verlangt. Um 11, auch schon um 10 Uhr morgens, beginnen die Proben, die selten vor 2, 3 Uhr zu Ende sind. Unter 8 bis 12 Proben wird in Berlin wohl an keinem Theater eine Neuaufführung „herausgebracht“. Zum Studium neuer Rollen wird hier in der Regel allerdings mehr Zeit gegönnt als anderwärts — die Hoftheater im Reiche ausgenommen —, dagegen sind auch die Sorgen um die Toilette in Berlin größer als irgendwo, und auch die

größten Gagen schrumpfen sehr zusammen, wenn man diesen Posten abzieht.

Auch der Kummer und die Wunden, welche die reichshauptstädtische Kritik dem fühlenden Künstlerherzen schlägt, sind empfindlicher, als irgendwo anders, aber man lernt sich daran gewöhnen, zumal man hier einer oft strengen und harten, aber fast stets unpersönlichen Beurteilung gegenübersteht, sowie einem Publikum, das unter Umständen aus den abweichenden Besprechungen der vielen Blätter sich eine eigene Meinung zu bilden im stande ist, manchmal sogar gegen die Urteile der Presse Stellung ergreift, womit indessen noch nicht gesagt sein soll, daß diese Volksstimme immer ein Gottesurteil sei, es wäre denn Gott Momus gemeint, denn der Lachende hat immer Recht; freilich fragt es sich: wie lange?

Diese kleinen Leiden werden reichlich aufgewogen durch das Bewußtsein, den Herzschlag des deutschen Theaterlebens in nächster Nähe zu fühlen. Zwei schöne Schultern tragen oft das Schicksal eines Stückes für ganz Deutschland, notabene ich meine damit nichts anderes, als was ich sage. Diese Schultern können den ganzen Abend in dem hochschließendsten englischen Kleide oder in dem Gewand einer Bettlerin verborgen sein.

Eine Berliner Première! — Das bedeutet für den Künstler eine Nervenerregung, von der sich der Laie kaum eine Vorstellung machen kann; entspringt

sie doch nicht nur aus gemeinem Coulissenfieber, sondern aus dem großen Verantwortungsgefühl, das an solchem Abend auf dem Darsteller lastet und jede echte Künstlernatur zur vollsten Hingabe, zur äußersten Anspannung aller Kräfte treibt.

Die unablässig angestrengte Thätigkeit auf den Brettern läßt einer ernsten Künstlerin nicht allzu viel Zeit, sich auch auf dem Parkett zu bewegen. Damen von der Bühne gewahrt man daher ziemlich selten in den hiesigen Salons. Man würde aber sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß hier noch eine kleinstädtische Scheu vor den Theaterleuten herrsche. Die „Gesellschaft" freilich ist ebenso exclusiv wie irgendwo — sie hat von ihrem Standpunkt aus vielleicht ganz recht, es zu sein —, aber die „gute Gesellschaft" hat längst alle Vorurteile abgeworfen. Es ist daher keiner Berliner Künstlerin besonders schwer, sich einen Familienverkehr zu schaffen, der ihren Ansprüchen und Lebensgewohnheiten zusagt. Ein Verkehr der Kollegen und Kolleginnen unter sich ist in Berlin fast ganz unbekannt.

Eine freundliche Spezialität Berlins sind die kleinen Kunstschwärmerinnen im zarten Alter von 13—16 Jahren, die wohl auch anderwärts zu beobachten sind, aber nirgends so massenhaft, so zudringlich, aber auch so nett und niedlich, wie hier. Man sollte meinen, sie huldigten nur den Herren, namentlich den Herren Liebhabern, die haben jedoch wiederum ihre



besonderen Bewunderungsbeflissenen. Nein, auch eine jede Dame gebietet über eine Schar von förmlich in sie verliebten Backfischchen, welche ihr Blumen bringen, anonyme Briefe voller Entzücken schreiben, sie in respektvoller Entfernung auf dem Gange zur Probe begleiten, am Theaterausgang Spalier bilden, wenn die Herrliche in den Wagen steigt, kurz, auf alle Art eine wahrhaft abgöttische Verehrung bethätigen.

Daß das größere Publikum nicht ganz so leicht zu gewinnen ist, haben wir schon hervorgehoben. Berlin hat viele beliebte Künstlerinnen, aber wenige, die es wirklich liebt. Wer es aber erst so weit gebracht hat, der ist zu beneiden, denn dann gilt Egmonts Wort über dessen Landsleute auch für die unseren: „Schwer ist ihre Zuneigung zu erwerben, leicht zu erhalten.“

Ja, schwer ist sie zu erwerben; schon Wilhelm von Humboldt hat gesagt: „Die Berliner sitzen im Theater wie die Scharfrichter.“

Aber es giebt auch so viele dramatische Verbrecher!

Max Gruber

Die Vereinsdame.

Wohl in keiner deutschen Stadt ist die Vereinsthätigkeit eine so rege und wirkungsreiche wie in Berlin. Wir denken nicht an Geselligkeits- und Vergnügungs-Vereine, sondern an solche, welche philanthropische Ziele verfolgen. In dem, was diese Vereine geschaffen, in von ihnen begründeten, gemeinnützigen Einrichtungen vermag die junge Reichshauptstadt sogar mit

London, das auf diesem Felde bekanntlich das Bedeutendste leistet, wettzueifern.

Hier haben uns nur die Frauenvereine oder solche, an denen sich Frauen hervorragend beteiligen, zu beschäftigen.

Diese Vereine sondern sich in drei Hauptgruppen: die rein humanitären, ferner jene, die für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes eintreten und endlich jene, die die sociale und politische Gleichstellung der Frau mit dem Manne erstreben und für sie kämpfen.

Die rein gemeinnützigen Vereine haben Mädchen- und Kinderhorte, Ferienkolonieen, Fortbildungsschulen, Kindergärten und Volkskindergärten mit den dazu gehörigen Lehranstalten für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen geschaffen. Ferner begründeten sie Speiseanstalten für Kinder, Volksküchen, Volkskaffeeküchen, Dienstbotenheime und Haushaltungsschulen, Asyle aller Art u. a. Endlich entstanden durch sie Krankenhäuser, Genesungsstätten und zahllose, der Fürsorge für Greise und Kranke gewidmete Einrichtungen. Das geschah entweder durch Frauen allein, oder sie verbündeten sich zu dem edlen Werke mit Männern. Allein die treibende Kraft war in den meisten Fällen die Frau, die, wenn sie sich einer Idee, einer Sache widmet, sich ihr auch mit Leidenschaft, mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit hingiebt.

An die erste Gruppe schließen sich die Frauenvereine, welche die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu erhöhen streben und so ein Stück socialer Frage lösen. Unter ihnen ist vor allem der Lette-Verein zu nennen. Er hat Frauen und Mädchen neue Arbeitsgebiete erschlossen und Schulen gegründet, um zu solcher Arbeit vorzubilden (Handels- und Gewerbeschule, Setzerinnenschule, photographische Lehranstalt u. a.). Als der Verein 1866 von dem Präsidenten Lette ins Leben gerufen wurde, war für Damen wollten sie auf eigenen Füßen stehen und doch nicht ihre gesellschaftliche Stellung aufgeben, nur die Möglichkeit vorhanden, Musik- oder sonstigen Unterricht zu erteilen. Andere Berufsarten galten damals für unstandesgemäß. Der Lette-Verein eröffnete nicht nur neue Erwerbsfelder, er zerstörte auch manches Vorurteil; er hob die praktischen Berufsarten, indem er Schulen einrichtete, in denen sie systematisch gelehrt wurden.

Ähnliche Bestrebungen verfolgt das Heimathaus für Töchter höherer Stände. Es besitzt außer einem Heim und Pensionat ebenfalls eine Handels- und Gewerbeschule.

Auch der Hilfsverein für weibliche Angestellte hat eine solche Schule begründet, in der schon im Erwerbsleben stehende Mädchen weitergebildet und andere zu einem derartigen Berufe vorbereitet werden. Der Verein umfaßt ungefähr sechstausend Mitglieder und



ist ein wichtiger Faktor im socialen Leben Berlins, weil die weiblichen Angestellten, — Ladenmädchen, Buchhalterinnen, Kassiererinnen u. s. w. — unmittelbar mit den Damen des Komitees verkehren. Durch Delegierte sind sie im Vorstande vertreten und so ist, hier wenigstens, die von den Wohlmeinenden unter den Gebildeten so eifrig erstrebte Verständigung mit den unteren Ständen erreicht. Die jungen Beamtinnen begegnen den Damen der Gesellschaft, welche den Verein leiten, mit Vertrauen; das ist bei dem jetzt herrschenden Grolle, den die Armen gegen die Besitzenden hegen, von unschätzbarem Werte. Nicht wenig tragen zu dieser erfreulichen Thatsache die geselligen Abende bei, welche die Damen für die weiblichen Angestellten einrichten, und bei denen sie auf

v

freundschaftlichem Fuße miteinander verkehren. Kleine Theaterstücke werden hier aufgeführt, musikalische wechseln mit deklamatorischen Vorträgen und mit wissenschaftlichen Vorlesungen ab. Außer den Schulen besitzt der Verein noch Krankenkassen, ein Bureau für Stellennachweis, eine Bibliothek, Lesesäle und Klubräume für die Mitglieder.

Es ist unmöglich, hier auf alle Vereine zu Erhöhung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes näher einzugehen; allein das Wirken der Berlinerin auf diesem Felde ist wohl durch die drei genannten schon charakterisiert.

Die Vereine, welche für eine Änderung der socialen und politischen Stellung der Frau kämpfen, greifen eigentlich in die letztgeschilderten hinüber; die Gruppen lassen sich nicht scharf trennen.

Wenn auch viele der gemäßigten Frauenvereine es sich und anderen nicht eingestehen, so erstreben sie trotzdem eine Änderung in der Stellung des Weibes. Oder wenn sie diese auch nicht erstreben, so führen sie sie doch herbei. Eine wirtschaftlich unabhängige Frau nimmt einen ganz anderen Platz in der Gemeinsamkeit ein als eine abhängige; eine arbeitende Frau wird bei tüchtigen Menschen mehr Achtung genießen als eine von der Gnade ihrer Verwandten zehrende. Was ist nun natürlicher, als daß eine solche Frau mit der Zeit eine gewisse Stimme nicht allein im Stadt-, sondern auch im Staatshaushalte erlangt?

Die Frauenkampfvereine, wie man die dritte Gruppe bezeichnen kann, treten weniger für die Erlangung praktischer Berufsarten ein — sie überlassen das den älteren Frauen-Arbeitsvereinen —; sie erstreben im wesentlichen das wissenschaftliche Studium für das weibliche Geschlecht zu erschließen. Sie begründen Mädchengymnasien, höhere Schulen, Vortragscyklen; sie sind unermüdlich in Aufrufen und Petitionen, zu welchen ihnen namentlich das jetzt Thatsache gewordene, bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich Anlaß gab. Sie erheben ihre Stimme bei socialen Krisen, zum Beispiel bei Strikes der Arbeiterinnen; sie nehmen sich ihrer unterdrückten Mitschwestern an. Sie sind radikaler, ihr Wirken macht mehr von sich reden als das der zweiten Gruppe. Besucht man ihre Versammlungen — und sie haben oft Versammlungen — dann staunt man über die Sicherheit, mit der sie das parlamentarische Handwerkszeug führen; man bewundert ihre scharfen, schneidenden, oft mit Ironie und Satire gewürzten Vorträge. In der Debatte findet man die Frauen dieser Art leidenschaftlicher als die Männer, mehr „Draufgänger“; ihr ganzes Auftreten hat einen subjektiven Anstrich. Sie sind heftig, weil ihre Sache noch jung und angegriffen ist und ihnen die regelrechte Schulung für die Öffentlichkeit fehlt; aber die ungestüme Hitze giebt ihrer Rede Reiz und bewirkt, daß sie nie langweilig ist.

Einige der Frauenkampfvereine, und zwar solche,

v*

welche von Lehrerinnen geleitet werden, begnügen sich mit rein wissenschaftlichen Zielen, allein auch letztere bedeuten ja im Grunde eine Emancipation. Diese „Frauenrechtlerinnen“ sind stolz auf ihre Ruhe und Mäßigung, ihre Reden sind Muster von Formvollendung, „Logik“ ist ihr Schlagwort, und die hitzigen Vorkämpferinnen werden von ihnen in den Bann gethan.

Was treibt nun eine Frau dazu, ihr Leben und ihre Zeit der Vereinsthätigkeit zu widmen? Meist ein Überschuß von Kraft, den ihr privates Dasein nicht verbraucht. Oft auch wäre ihre Existenz ohne den Verein unausgefüllt und unbefriedigt. Für ein echtes Weib ist es Lebenszweck, Lebensgenuß, sich einem Menschen, einer Sache hinzugeben; findet es nicht einen einzelnen, dem es seine Kraft zu weihen vermag, dann arbeitet es für das allgemeine Wohl.

Manchmal zwar verbindet sich beides; jedoch die Frau, welche allein dasteht, der das Schicksal Glück und Freude geraubt hat, wird sich dem Vereinsleben intensiver widmen als eine vollkommen glückliche Frau, eine junge Gattin und Mutter.

Daher kommt es, daß die Witwe, besonders wenn sie keine Kinder besitzt oder die Kinder ihr entwachsen und versorgt sind, unter den Vereinsdamen am stärksten vertreten ist.

Neben rein idealen Motiven, die zur Vereinsarbeit treiben, findet man wohl auch den Wunsch, eine Rolle zu spielen, zu herrschen. Für viele ist es

Lebenslust, zu herrschen, Schicksale zu lenken; darum sollte man es ihnen nicht verargen.

Andere wieder sind nicht Gebieterinnaturen wie die obigen, sondern Anhängerseelen. Sie brauchen etwas, das sie zu bewundern, für das sie zu leben vermögen. Das Endergebnis all dieser treibenden und getriebenen Kräfte ist die achtunggebietende Vereinsthätigkeit der Berlinerin.

Versuchen wir einzelne Gesichter aus dem Meer von Köpfen hervorzuheben, das vor uns auftaucht, wenn wir das Wort „Berliner Vereinsdame" aussprechen. Es scheint fast unmöglich und dennoch — jeder tüchtige Mensch tritt in den Wirkungskreis, welcher für ihn paßt; der Platz, wo er steht, ist für ihn, er für den Platz charakteristisch. So heben sich auch, — nach den Stellen, welche sie einnehmen, — einzelne ausgeprägte Typen unter den Berliner Vereinsdamen hervor.

Beginnen wir mit der Pionierin, der Organisatorin. Sie ist in der Regel eine stattliche selbstständige Witwe und widmet sich schon seit Jahrzehnten philanthropischen Einrichtungen und der Frauensache. In letzterer verfolgt sie vorwiegend praktische Ziele, diejenigen, welche beim Beginn der Frauenfrage die einzig möglichen waren. Als diese „Pionierinnen" ihre Thätigkeit begannen, hatten die Frauen noch mit Vorurteilen aller Art zu kämpfen. In der Geselligkeit nahmen sie eine hohe, vielleicht zu hohe Stellung ein (denn ein



Auf-dem-Piedestalstehen bekommt keinem Menschen), in der Familie hingegen eine beschränkte Stellung, im öffentlichen Leben so gut wie gar keine. Selbst wenn eine Frau selbstständig war, — sagen wir eine wohlhabende Witwe, — dann traute man ihrem Portier, ihrem Schneider, ihrem Schuhmacher immer mehr Verstand zu als ihr.

Vor allem also mußte eine Frau damals beweisen, daß sie fähig sei, etwas anderes zu thun, als Strümpfe zu stopfen und im Kochtopfe zu rühren. Bei jedem Schritte, den sie that, stieß sie auf ein Princip; jedes Stückchen Boden mußte sie sich erobern.

So wurde das ganze Dasein der Pionierin ein Beweis. Vielleicht stählte grade der Kampf ihre Kraft, denn sie erreichte trotz alledem sehr viel. Sie beteiligte sich nicht nur an gemeinnützigen Einrichtungen, wo Frauen und Männer thätig waren; sie zeigte, daß auch eine Frau allein Schulen begründen, Anstalten leiten könne. Durch sie geschaffen, entstanden jene Institute, von denen oben Erwähnung geschehen; zu ihr kamen Frauen und Mädchen, wenn sie Rat und Hülfe brauchten. Wieviel Tragik lernten diese Pionierinnen kennen, wieviel Thränen, und wieviele haben sie getrocknet! Man findet bei ihnen nicht allein Teilnahme, sondern auch schnelle thatkräftige Hülfe. Unermüdlich von früh bis spät, in immer gleicher

Güte — so lebten sie für das Wohl ihrer Mitschwestern. Sie einen politische Parteien, die sich sonst kampflustig gegenüberstehen; ihr Werk ist ein neutraler Boden, auf dem sich Fortschrittler und Feudale zu friedlicher Arbeit die Hand reichen. Mütterliche Wür de ruhige Schlichtheit, die jeder Effekthascherei fremd ist, verbindet sich bei den Frauen dieser Art mit unglaublicher Elasticität und Schaffenskraft, mit einem warmen Herzen und einer schnellen impulsiven Art. Sehen sie Elend, hören sie von Bedrängnis, dann tauchen in ihrem erfindungsreichen Kopfe sogleich Pläne auf, wie dem abzuhelfen sei. Dem Einfalle folgt bald die That. Und da Frauen dieser Art Menschen und Dinge wie an einem unsichtbaren Fädchen zu lenken wissen, so gelingt ihnen auch fast jedes begonnene Werk, ob es anfangs auch noch so kühn, so ungewöhnlich erschien, ob man auch nicht daran glaubte oder es vielleicht gar belächelte.

Heute sind viele Ideen dieser „Pionierinnen" Thatsachen geworden. Man kann sich Berlin kaum denken ohne das, was sie geschaffen, ja Berlin wäre ohne sie nicht das, was es ist.



Einen anderen Typus der Vereinsdame bietet die Präsidentin. Auch sie ist fast immer eine wohlhabende Witwe; eine graziöse und noch immer reizende Frau. Sie ist die geborene Vorsitzende aller Frauenversammlungen;

sie spricht gut, doch das ist nicht ihre hervorragendste Eigenschaft. Ihre Hauptbegabung liegt auf einem anderen Felde. Sie versteht es, in stürmischen Sitzungen (und Frauenvereine bergen viel mehr latente Leidenschaft als die von Männern) das Schiff der Debatte mit geschickter Lotsenhand zu leiten, dem Meinungsaustausch die verletzende Schärfe zu nehmen, mit einer Handbewegung, einem Worte ein aufsteigendes Gewitter zu bannen und, selbst wenn der Blitzstrahl niedergeschmettert ist, die geschlagene Wunde durch sympathisches Verständnis und feine Schmeichelei zu heilen.

Ja, sagen wir es nur ehrlich: durch Schmeichelei.

Die Präsidentin erreicht viel durch dieses Mittel aller Mittel. Wer es aber wie ein Künstler handhabt, so fein, so klug — darf man dem nicht verzeihen? Wann wäre je die Menge gewonnen durch rein ideale Motive? Und die Menge braucht man, will man tief ins Leben einschneidende Wirkungen erzielen.

Die schwierigsten Dinge weiß die Präsidentin in ihrer stets gleichen Liebenswürdigkeit zu erreichen. Da sie das alles nur für andere, nicht für sich thut, so sollte man nicht zu sehr mit ihr rechten wegen der Mittel, deren sie sich bedient.

Für sich selbst hat sie nur das Bewußtsein, eine Rolle zu spielen.

Vielen Frauen wäre solch ein Wohnen in einem Glashause unheimlich; sie könnte sich in ein anderes Los nicht mehr finden.

Oft meint man: eine Frau dieses Schlages habe ein ungemütliches, unordentliches Heim, sie selbst sei häßlich und altmodisch gekleidet, ihre Tassen und Teller seien ausgebrochen und ihre Servietten ausgefranst. Von dem Berliner Typus der Präsidentin gilt dies nicht. Wenn man ihr Haus besucht, sieht man eine elegante Dame, die mit gesuchter Einfachheit zwar, aber vollkommen modisch sich trägt; man findet ein behagliches, künstlerisch ausgestattetes Heim. Ihre Gesellschaften sind interessant, die Mittagessen vortrefflich. Die Präsidentin zerstört gründlich das Vorurteil: nur eine Frau, deren Haus ihre Welt ist, vermöge ihr Heim anziehend zu gestalten.

Eine der tüchtigsten Stützen der Vereine aber, Säule und Eckpfeiler, Arbeitskraft ersten Ranges, ist das alternde und das alte Fräulein. Die anmutige Präsidentin schwebt über dem Ganzen, sie kommt als Schlußeffekt in einem bequemen Wagen zu den Sitzungen herbeigerollt, wenn ihr weiblicher Adjutant — gewöhnlich Schriftführerin genannt — alles für sie vorbereitet und geordnet hat.

Der weibliche Adjutant fährt nie in einer Equipage, immer im Omnibus oder in der Pferdebahn. Er trägt keine zierlichen Lackschuhchen, sondern derbe Lederstiefel und Gummi-Boots, dazu einen wetterfesten Regenmantel über dem immer schwarzen und schlichten, selten modernen und chicen Kleide. Sein einziger Schmuck ist eine Uhrkette, eine solide



goldene Kette, gediegen wie er selbst, wie seine ganze Existenz.

Dieser Adjutant ist nicht eine Lehrerin, obwohl er zuweilen den Typus der Lehrerin alten Schlages zeigt; es ist ein selbstständiges Fräulein, das sich nicht damit begnügt hat, in seiner Familie Tante und Aushülfe bei Krankheitsfällen zu sein, sondern das eine Beschäftigung verlangte, welche seine volle Zeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Für ihren Unterhalt braucht auch diese Frau nicht zu arbeiten, sie hat zu leben. Freilich nur bescheiden, doch das genügt ihr. So widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit; statt einen Mann beglückt sie die Menschen.

Früher hatte das alte und alternde Mädchen oft ein sentimentales Gebaren. Jetzt schlägt es meist in das Gegenteil um. Weil sie nicht dem bekannten kläglichen Schreckbilde „alte Jungfer“ gleichen will, wird sie burschikos und männlich. Ihre Außenseite ist rauh, ihr Wesen ziemlich rücksichtslos. Sie ist nicht hager und schattenhaft, wie einst die unverheiratete Frau es war, nein rotwangig, braungebrannt und wohlgerundet, von fester unverwüstlicher Gesundheit, da keine persönliche Sorge sie bedrückt.

Sieht dieses Mädchen Dich mit seinen scharfen hellen Augen an, dann fühlst Du vielleicht, warum die Augen so klar und durchdringend sind — sie schliefen acht bis zehn Stunden, solange die Dunkelheit mit thörichten Träumen und tollem Jubel sich über die anderen Menschenkinder niedersenkte. Nie durchzuckte sehnendes Verlangen diese Sinne, nie tauchte ein unverständiger Gedanke in diesem glatt= gescheitelten Kopfe auf. Klar und kühl! Kommt der Morgen und mit ihm das helle nüchterne Tageslicht, dann thun sich die ausgeruhten Augen wieder auf und die Adjutantin „schuftet, daß es nur so kracht".

Stoßt Euch nicht an ihren Kraftausdrücken, sie hat dennoch ein gutes Herz; freilich dieselbe Güte, dasselbe Wohlwollen für alle. Sie ist nicht ein Weib, das sich auf einen Menschen konzentriert und ihn über alles liebt und haßt, das nichts sieht als ihn allein, dem ein Mensch — besser gesagt ein Mann — Sonne, Luft und Licht ist. Sie ist gutmütig und hülfsbereit, aber sie verliert nie den Kopf, das Herz selbstverständlich noch weniger; ihre scharfblickenden Augen erspähen jede Falte an Dir, jeden Fleck an Deinen Kleidern (der ihr — nebenbei gesagt — ein Greuel ist). Trotzdem arbeitet sie für die Menschen und thut es mit Lust und Unermüdlichkeit.

Fehlt sie eines Tages in der Versammlung, sieht man ihre großen Gummischuhe und den handfesten Regenschirm nicht mehr im Korridor der Präsidentin,

dann ist sie in das Land gegangen, woher kein Wandrer wiederkehrt — still, ohne Sang und Klang, wie ihr Leben war. In dem Vereinsblättchen steht dann ein Nachruf:

Wir haben die traurige Pflicht, anzuzeigen, daß unsere Schriftführerin, Fräulein †††, plötzlich, ohne vorherige Krankheit, entschlafen ist.

Der Verein verliert an ihr ein tüchtiges Mitglied, eine außerordentliche Arbeitskraft.

Im Auftrage:
Frau ††, Vorsitzende.

Kein Wort von Liebe und Verehrung; man spricht selbst jetzt nur von Tüchtigkeit. . . .

Ganz verschieden von diesem ist ein zweiter Typus des wohlthätigen alten Fräuleins.

Auch sie ergiebt sich dem Vereinsleben mit Leidenschaft, muß es ihr doch alles andere ersetzen. Aber sie hat etwas von dem Weinerlichen, Kläglichen an sich, das der Adjutant so fürchtet. Und während bei ihm der Verein gar keinen Rivalen hat, nicht einmal die Erinnerung, besitzt dieses Mädchen eine solche.

Freilich gleicht die Erinnerung einem Schemen. Die Sentimentale liebte, doch ach! so platonisch; sie ist ja aus so guter Familie. Beinahe hätte er — wenn sie — nun, man kennt ja die alte Geschichte die ewig neu bleibt.

Des Fräuleins ganzes Leben ist ein Beinahe, an allem vorüberkommen, den Becher sehen, ihn nie



zum Munde führen. Auch in dem Vereine steht sie unter der Herrschaft des Beinahe. Eine Rolle spielt sie dort nicht, dazu ist sie zu schüchtern, zu sensitiv. Ihre Kränklichkeit hindert sie ebenfalls; viel kann sie nicht thun, so gerne sie es auch möchte.

Wie ihr Wesen ist ihre Sprechweise.

Turgenjew schildert einmal einen Leibeigenen, der nie einen Satz vollendet, aus Furcht, aus Verlegenheit. Dem Leibeigenen gleicht diese Vereinsdame. Muß sie einmal in der Versammlung sprechen, so wird sie rot, stottert und bricht verwirrt ab. Wie beneidet sie ihre robuste Gefährtin, die Schriftführerin! Der erscheinen die Zuhörer, Männer und Frauen, wie Kohlköpfe, die weiß mit ihrer tiefen, rauhen Stimme so klar und scharf zu reden. Ihr zirpendes, weinerliches Stimmchen dringt ja nur bis zu den vordersten Bänken; selbst wenn sie die Rede ablesen wollte, würde es ihr doch nichts nützen.

Allein die Vereinsthätigkeit giebt ihr trotz alledem einen Lebenszweck, einen Halt; er füllt die Stunden aus, welche sie ihrer Kränklichkeit abstiehlt.

Und nun die große Schar: die Mitglieder! Es giebt Frauen, denen ihr Verein alles ist: nicht nur Mann und Kind, sondern auch Haus und Heim, die



so fanatisch sind, daß man sie zu nichts als für ihren Verein gebrauchen kann, wieder andere, die so gelehrt sind, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sehen und im wirklichen Leben unpraktisch und einfältig wie Kinder umhertappen, endlich solche, die nur eben mitthun, darunter auch solche, die eigentlich nicht recht wissen, warum sie's thun? . . .

Bei vielen Frauen auch hat der Beruf ihres Mannes abgefärbt und ihnen sein besonderes Gepräge verliehen. Ist der Mann Jurist, so behandeln sie ihren Verein feierlich wie Gesetzesparagraphen; ist er Arzt, so secieren und kurieren sie und finden Krankheiten an Gesunden; ist er Pfarrer, so predigen sie überall ein wenig; ist er Künstler, so sind sie genial und leichtlebig; ist er Kaufmann, so wissen sie geschickt und betriebsam günstige Chancen zu benutzen.

Natürlich fehlt es auch in den Vereinen an jungen Mädchen nicht. Im Gegenteil, sie beteiligen sich sehr zahlreich.

Ist es der jungen Dame wirklich ernst mit ihrem Vereine? Sie thut sehr wichtig damit, sie sagt immer „wir" und „unser" und sucht ihren Brüdern und deren Freunden mit diesem „wir" Eindruck zu machen. Veranstaltet der Verein einen Bazar, auf dem zu Gunsten der Armen kokettiert werden soll, ordnet er ein Fest an, auf dem für die Hungernden getanzt und ge-

schmaust werden soll — dann plätschert Minnie in Wonne und Wichtigkeit. Schon Wochen zuvor denkt sie an die Toilette für „unseren Bazar". Diese Toilette muß möglichst glänzend sein, denn Minnie ist an dem Abend Besitzerin einer Blumenbude und es gilt, Käufer herbeizulocken. Dazu bedarf es eines reizenden Kostüms, das Papa, wenn auch seufzend, kauft. Das junge Mädchen, welches Vereinsmitglied ist, erfreut sich meist eines wohlhabenden Vaters.

Minnie wird alle Welt überraschen, denn sie wählt keine moderne Toilette, sondern die Tracht einer Andalusierin. Ihr ovales, brünettes Gesicht mit den feingezeichneten Brauen über nachtdunklen Augen, ihre volle elastische Gestalt nehmen sich in dem malerischen Kostüm sehr verführerisch aus. Und wie reizend lugen die Füßchen unter dem kurzen seidenen Rocke hervor. Da lohnt es doch noch wohlthätig zu sein, wenn es so gut steht, wenn man dadurch so viele Bewunderer findet!

Man denke nicht, daß dieser Typus des jungen Mädchens in Berlin eine Seltenheit sei. Das schlagfertige, kluge, ein wenig kecke, immer sichere, selbstbewußte Geschöpf kommt heute viel häufiger vor als das blonde Gretchen, welches ganz Weib, ganz Hingabe ist, welches andächtig zum Manne emporsieht in ehrfurchtsvollem ahnendem Schauer.



Minnie weiß fast alles; sie ist unterhaltend und witzig, auf den meisten Gebieten „beschlagen"; denn hoffentlich ist man nicht so ungalant, zu sehr auf den Grund zu gehen. Wenigstens spricht sie über alles: über den Kongo und über Kunst, über den Nil und Mam'zelle Nitouche. Vorurteile hat sie nicht, noch weniger als ihre Mutter; sie kennt auch mehr als ihre Mutter und nicht nur wissenschaftliche Dinge. Kommt der Mann, dem sie gestattet, sie zum Standesamt zu führen und die Seele seines Salons zu sein, dann hört Minnie auf, Vereinsmitglied zu spielen. Oder wenn sie es thut, dann prangt ihr Name nur noch auf der Liste, aus ihrem Herzen und Kopfe ist der Verein entschwunden.

Und die blonden Gretchen?

Sie sind selten Vereinsmitglied. Sie werden es erst, wenn sie keinen Mann finden, dem sie ihr ganzes Ich hinzugeben vermögen, wenn sie sich resignieren und weißes Haar sich in ihren glatten blonden Scheitel mischt. Dann kränkeln sie und fühlen sich einsam und unglücklich, dann — vielleicht — werden sie Vereinsmitglied, ein solches wie die gefühlvolle, schüchterne, alte Jungfer.

G. von Beaulieu.

„Wir vom Militär."

„Nach Berlin versetzt!" — und es überlief sie heiß vor Schreck.

„Aber ich bitte Dich, mein liebes Kind: Berlin! Und ins Kriegsministerium!" rief der General.



Doch seine Gattin wollte nichts wissen.

„Ehre hin, Ehre her, Berlin bedeutet für unsereins die Misère! Was ist eine Militärfamilie in Berlin?! Etwas, das nichts gilt, nicht estimiert wird, ein Sandkorn in dem großen socialen Meer . . .“

„Oho!“ protestierte der General. Er, er denkt nun doch was vorzustellen! Berlin ist die große Krippe, und wie viele in der Armee reichen denn daran? Fast beleidigend dieser Berlinerhaß seiner Gemahlin! Potz Wetter, ist sie denn nicht selbst eine Berlinerin?

Freilich, das ist sie. In Berlin geboren, und auch einen Teil ihrer Erziehung hat sie dort genossen. Aber wer kann denn von uns Militärischen die Landsmannschaft fixieren? In Berlin geboren, weil der Papa gerade dort stand; dann aus einer Provinzschule in die andere gewürfelt, wie es Papas vielfache Versetzungen mit sich brachten; dann freilich hat sie ihre flüggen Mädchenjahre in der Berliner Luft vergaukelt — ach ja, das war doch hübsch! —

Und dann die köstliche Zeit der Kriegsakademie, die das Glück ihrer jungen Ehe sah! So kann man sie wohl mit Recht eine Berlinerin nennen. Wie viel ganz echte Berlinerinnen giebt es denn? Wir Militärischen sind es, den Umständen gemäß, nur auf Zeit, gleichsam auf Kündigung. Und wer verargt es uns Nomaden der Gesellschaft, wenn manche von uns sich dort nie ganz heimisch fühlen? Nein, sie, sie hat gar kein Heimweh nach ihrer Geburtsstadt!

Wenn sie daran denkt, was alles aufgegeben werden muß, um mit der Ehre, in Berlin zu leben — die Misère einzutauschen! Misère, ja, das ist es! Sie kennt es von ihrem Elternhause her; viele, die vermögenslos sind wie wir, urteilen desgleichen. Ihr, die Ihr unter dem Banner der schwieligen Faust für eine bessere Lebensführung kämpft, wüßtet Ihr, ein wie viel geringeres Niveau der Daseinsfreude oft gewissen höheren Schichten beschieden ist . . .

Es dauerte eine Weile, bis sich die Generalin in den Gedanken der Versetzung fand. Ja, wahrhaftig, durch Thränen ging der Weg zu dieser Resignation. Die Töchter kamen nach Hause, beide rosig und frisch vom Eislauf, in sprudelnder Laune, denn sie hatten sich ganz kostbar amüsiert, die ganze Garnison hatte sich unter den Klängen der Militärmusik auf der krystallenen Bahn getummelt. Und natürlich, wie auf dem Parkett des Kasinoballes, so spielten die beiden auch dort ihre berechtigte Prinzessinnen-Rolle. Ich bitte Euch: Generalstöchter in einer kleinen Garnison! Und hübsch! Und die einzigen ihrer Art!

Nach Berlin?! Nicht möglich! Die lieben Dinger jubelten hell auf vor Freude. Hurrah! Und die Älteste warf ihre kokette Pelzmütze, wie sie das einmal bei freiheitstrunkenen Reservisten gesehen hatte, jauchzend in die Luft. Wie sich das für gutpreußische Militärtöchter geziemt, hatten sie immer schon für Berlin geschwärmt. Seine Linden, sein Tiergarten,

w*

seine Paläste, seine Theater, seine herrlichen Magazine, sein wimmelndes Straßenleben, der ganze Zauber der Großstadt, das Berauschende, künftig in einer Weltstadt leben zu dürfen — ist es nicht wie die Erfüllung eines Feeen-Traumes? Und: wir werden Hofbälle mitmachen! Wir werden dem Kaiser vorgestellt werden! Es ist zu viel!

Sie fielen ihrer Mama um den Hals — — „Aber was ist Dir denn, Mama? Freust Du Dich denn nicht?"

Der Vater erläuterte, halb ironisch:

„Mama mag nichts von Berlin wissen! Sie verleugnet ihre Vaterstadt! Sie möchte gar zu gern hier in M. ganz verspießbürgern — weil wir dort nicht mehr so famos wohnen werden, weil . . ."

„Im dritten Stock, gerne, gerne!" unterbrach ihn die Jüngere.

„Sollt Ihr auch!" fiel die Mutter mit vibrierender Stimme ein. „Parterre mitgerechnet: sogar im vierten! O ja, so wohnen Generäle in Berlin!"

„Aber Mama!" Die Mädchen hielten es für einen Scherz.

„Einschränken werden wir uns müssen auf Schritt und Tritt —"

„Gerne, gerne, Mama!"

„Mit Eurer Reiterei wird es freilich dort nichts werden," meinte der General.

„Schadet nichts, so radeln wir!"

„Aber Gustchen!“ Ganz entsetzt starrte die Mutter ihre Älteste an. Und ihre starke Generalinnenbüste schnappte nach Atem.

„In Berlin radeln alle Damen von Chic!“ rief Hertha, die Jüngere.

„Na, na, nicht so mutig!“ rief der General.

„Entsetzlich!“ stieß die Generalin aus. Und in Gedanken setzte sie hinzu: Natürlich, es ist das moderne Babylon, weibliche Zucht und Sitte gehen dort aus den Fugen. O, aber sie wird schon ihre Gluckhennenflügel über ihre Küchlein breiten! Und ihre massiven Schultern machten eine Ruckbewegung, als wollten sie wirklich ein Paar Flügel aufklappen. „Arme Kinder!“ entfuhr es ihr.

„Aber was ist Dir nur, Mama? Wieso: arm?“

„Ihr werdet ja sehen!“

„Mach' sie doch nicht gruselig! Potz Wetter noch 'mal!“

„Mama hat schon das Umzugsfieber, das ist's, Papa!“

Doch die Generalin dachte an das Schicksal ihrer eigenen beiden Schwestern. Auch ihre Eltern waren abermals nach Berlin versetzt worden, als die drei Töchter eben der Schule entflattert waren. Berlin ist kein „Heiratspflaster“. Und zwei von dreien waren richtig sitzen geblieben. Natürlich hätten sie überall glänzende Partieen gemacht! Aber „sitzen bleiben“, das ist das Typische, so meint sie, für eine Berliner

Generalstochter. Wer findet denn in Berlin solche Mädchen-Perlen, die nur Liebhaberwert haben durch ihren Adelsglanz? Prädestinierte Mauerblümchen für den Ballsaal, wie für die große Lebensredoute! Der einzig modische Tanz ist dort der Reigen um das goldene Kalb. Wer ihn nicht mitmachen kann und will, nun der bleibt — „sitzen". Ein entsetzliches Wort, bei dem einer sorgenden Gluckhenne von Generalsmama sich alle Federn sträuben. Was?! Ihre guten, lieben, herzigen Dinger sollen elendiglich sitzen bleiben, wie einst ihre eigenen Schwestern sitzen geblieben sind?! O Gott!

Natürlich hielt sie diesen Teil ihrer Argumente zurück. Nur der lamentierende Refrain, der von jetzt ab in den nächsten Wochen ihre Umzugssorgen begleiten wird: „Was werden wir alles aufgeben müssen!" Das Garnisonstädtchen M. gilt sonst durchaus nicht als ein begehrenswertes Eldorado in der Armee, ihr aber dünkte das Scheiden so bitter, als hätte der eisengepanzerte Erzengel, der im Militärkabinett über den Versetzungen waltet, sie wahrhaftig aus einem Paradies vertrieben. . . .

Wer erwägt, welchen Nimbus die Raupenepauletten eines Generals in einer kleinen Garnison ausstrahlen, wird den Schreck, ja die offenbare Feindschaft der braven Generalin ermessen. Hier im Städtchen spielt eine Generalin ohne Zweifel die allererste Rolle, selbst vor den gleichrangigen Würdenträgersgattinnen vom

Zivil, denn in Preußen hat die Kriegeruniform selbstverständlich stets das „prae“. Ein jeder kennt und grüßt sie, sie wird auf Schritt und Tritt geehrt und hofiert, sie ist der Respekt der gesamten Garnison, ja es giebt Hauptleute und Majors von sonst ganz bärbeißerischer Art, die sie geradezu fürchten — denn steht sie nicht im Ruf, bei der Führung der geheimen Konduitenliste, so da über die Carrière der Untergebenen entscheidet, ein gewichtiges Wort mitzureden?! Ja wohl, Ihr da an der Majorsecke, den Hals vermag sie Euch zu brechen! Sie ist die Autorität aller Militärdamen, ja bis an die Schwelle der Familienverhältnisse übt sie ihre diktatorische Herrschergewalt. Sie wird mit Aufmerksamkeiten überhäuft, von Ovationen heuchlerisch umschmeichelt. Von der „Sophaecke rechts“ aus, dem höchsten geselligen Ehrensitz, überwacht sie das Wohl und Wehe ihrer Hörigen. Traut nicht ihrem geschmeidigen Lächeln, ihr Hauptmanns- und Lieutenantsgattinnen! Und wenn sie Euch eine Liebenswürdigkeit spendet, so achtet wohl, ob an dem süßen Köder kein Widerhaken haftet, daran sie Euch erbarmungslos zappeln lassen wird, wenn die Zeit gekommen ist. Natürlich strahlt dieser Nimbus auch auf ihre Töchter aus. Ein Schweif von mehr oder weniger schnurrbärtigen Verehrern, darunter jedenfalls einigen aufrichtigen, zieht hinter ihnen her. Mögen sie der weiblichen Reize ermangeln und durch Unliebenswürdigkeit abstoßen —



das kann ja bei Generalstöchtern gar nicht vorkommen! — sie sind trotzdem jedes Tanzes sicher. Ein Generalstöchterchen, das auch nur die Hälfte eines Walzers über an der Mauer geblüht hätte, wäre undenkbar, es käme einer Revolte im Lager gleich! Und einem latenten Komplott sähe es wahrhaftig ähnlich, wenn sich unter den heiratsreifen, aber auch auf ihre Carrièren bedachten Lieutenants, nicht Einer fände, der die junge Perle mit dem schillernden Generalsglanz nicht zur Gattin erkieste. Holla, wie sie ihre Jugend genießen! Wie sie sich des Paradieses freuen!

Und nun: „Berlin!“ Ein böszauberisches Wort, das mit einem Schlage diesen ganzen Nimbus vernichten wird. Denn was bedeutet eine Generalin in Berlin? Es giebt deren Hundert, die pensionierten nicht gerechnet, beinahe etwas Alltägliches. Während sie in dem Provinzparadies die erste war, muß sie hier anfangen, sich ihre Position zu erkämpfen. Der Kampf ist bitter, sie, die zu herrschen gewohnt ist, muß sich vor viel Höheren ihrer Klasse bücken. Und mit den Höheren zusammen vor Allerhöchsten! Manche geselligen Ringe sind so fest geschlossen, daß es eine Vermessenheit wäre, sie durchbrechen zu wollen, so der höfische Ring, der Diplomatenring, der vornehme

Sportring; um sie zu erschließen, fehlt es vielleicht an der Ahnen-Legitimation, fehlt es an der Gewohnheit, sich im internationalen High-Life zu bewegen, fehlt es vor allem an dem „goldenen Schlüssel“. Zum „Mitmachen“ gehört Kasse, zur Entfaltung von Toiletten gehört Kasse, zu einer Lebensführung überhaupt, wie sie jene geschlossenen Ringe von ihren Mitgliedern verlangen, gehört Kasse, immer wieder Kasse! O man muß sich so schon über Gebühr einschränken, denn das Leben in Berlin ist teuer! Zum Beispiel die Wohnung. Als die Eltern unserer Generalin aus ihrer letzten Garnison nach Berlin versetzt wurden, hatten sie dort eine geräumige Dienstwohnung innegehabt, eine Reihe von Zimmern, die es Mühe hielte, alle wirklich zu bewohnen; dann der herrliche obstreiche Garten, die schöne Stallung, fast als Schloßherren konnten sie sich dünken, denn ihr Hausbesitzer war der in diesem Falle besonders splendide Herr Fiskus. Dagegen in Berlin ein dritter Stock in einer der schablonenhaften Mietskasernen! Gegenüber endlose mehr oder weniger neugierige Fensterreihen, hie und da durch Balkons unterbrochen. Im Innern die traditionelle Finsternis der Berliner Stube, die erstickende Enge des Schlafzimmers. Es ist wie im Gefängnis! Ja, jawohl, sie hatte recht gehabt: Generäle ohne Vermögen wohnen so in Berlin! Über die drei, recte vier Etagen half den Töchtern wenigstens der gute Jugendhumor hinweg. Jedesmal

wenn das fröhliche Trio gemeinsam die vier Treppen hinaufstieg, gab es vor den Namensschildern der verschiedenen Etagen eine scherzhafte Scene. Im Parterre also wohnt der gestrenge und nörgelige Wirt, Herr Schultze natürlich. Und eine respektvolle Reverenz vor der blanken Messingtafel. Im ersten Stock kündet das Schild Herrn Ameyer an, natürlich Bankier — und tiefe ironische Verbeugung! Lachend begrüßen sie auf dem zweiten Stock den stilvoll ausgestochenen Namen eines bekannten Schriftstellers, und die eine von dem lustigen Trio gerät in gelinde Entrüstung: wie sich einer von der Feder unterstehen kann, unter einem General zu wohnen! Endlich „ah!" die große von einen Messingrand eingefaßte Porzellanplatte, auf der geräumig und selbstbewußt der Name prangt: „General von S." Das klingt doch! Potz Wetter, das ist doch was! Und der militärisch-aristokratische Tic in den Köpfchen findet, daß solches Schild mit solchem Namen die Schmach dieser dritten, recte vierten Etage vollauf wett macht. Freilich das Schild zeigt einen Riß — die Porzellane von Militärs zeigen, von den Versetzungen her, vielfach Risse — die Töchter wollten ein neues Schild haben, auch ein größeres, gerade den Schultzes und Ameyers zum Tort! Aber die Mama, die hier in Berlin so entsetzlich knauserig geworden ist, meinte: es ginge nicht! Und der Seufzer mit dem sie diese Bitte abschlug kennzeichnete mehr als Worte die ganze Misère.

Früher war man gewohnt gewesen, eine weitgehende Geselligkeit zu üben. Stellung verpflichtet, Töchter verpflichten — nun vielleicht war auch solche in guter alter Art geübte Geselligkeit ein Bedürfnis des Herzens. Es ging einfach zu — nicht mit jener asketischen „altpreußischen Einfachheit“, die in Mäßigkeitsdekreten den Offiziercorps von Zeit zu Zeit anbefohlen wird. Kameradschaft ist kein leeres Schallwort, sie macht die Stärke unserer Armee aus. Auch die Frauen fühlen sich darin einbegriffen. Nur hier in Berlin kennt man sie nicht in diesem Maße. Die Garnison ist zu groß, die Interessen streben und flattern auseinander. Selbst Militärs, die in einem Hause zusammenwohnen, pflegen nicht einmal Verkehr miteinander. Man macht nur die notwendigsten Besuche, an Stelle der Geselligkeit aus Kameradschaft und Herzensbedürfnis tritt das offizielle unleidige Abfütterungssystem.

Es giebt wandernde Feuilletons, die mit intermittierender Regelmäßigkeit durch die Zeitungsspalten ziehen. So zum Beginn der Gesellschaftssaison jene launige Schilderung der Umwälzung alles Bestehenden, die eine solche Abfütterung in einer friedlichen Geheimratswohnung anrichtet. Genau dieselbe Katastrophe muß unsere aus dem Provinz-Paradies verbannte Familie über sich ergehen lassen. Die Wohnung gleicht drei Tage lang einem Biwak u. s. w., siehe das Wanderfeuilleton! Wenn es sich wenigstens lohnte!

Wenn es gedankt würde! Die einzige, die von dem geselligen Biwak eine angenehme Erinnerung bewahrt, ist das flotte, dralle Dienstmädchen, das um die Mitternachtsstunde, als die Säbel endlich die Treppe



herunterrasseln, mit verschämtem Lächeln und noch verschämter gehöhlter Hand die Hausthüre aufschließt und die Trinkgelder ebenso gern als die Schwerenöter-Komplimente der vom Wein animierten Lieutenants einheimst.

Und von oben hören sie, wie die Herren ihre verhaltene Lustigkeit in lauten, durch die Nachtstille dröhnenden Rufen und Scherzen loslassen. Fast klingt es, als ob sie sich über uns lustig machen wollen .... denn hier bei uns benahmen sie sich langweiliger als alte verwöhnte Möpse! Nein, es war gar nicht fröhlich, es war gar nicht interessant! — und es soll solch interessante Kreise geben in Berlin,

sie, die Töchter, möchten dergleichen wohl einmal kennen lernen! — Der gewisse gefürchtete Engel hörte nicht auf, durch die Räume zu schleichen, Finger auf dem Mund, und mit seinem, eine Hausfrau zur Verzweiflung bringenden ironischen Lächeln — es war das, was in verbrecherischen Lieutenantskreisen verächtlich mit „Commiß“ bezeichnet wird. Das Zusammengewürfelte war daran schuld, sind doch die meisten Gesellschaften in Berlin, die nicht streng die Kastengrenzen innehalten, mehr oder weniger zusammengewürfelt, nur daß es Leute giebt, die dies Würfeln recht verstehn — nein, nicht allein das! Diese Herren, diese blasierten modernen Herren sind daran schuld! so meint die in ihrer Eigenliebe gekränkte Gastgeberin.

Zumal der Berliner Lieutenant von heute ist ein ganz anderer geworden. Nur die antediluvianischen Gesellschaftsanschauungen gewisser weit umherfliegender Witzblätter zeichnen, unter Aufbietung einigen bösen Willens, den norddeutschen, und zumal den Berliner Offizier als stupid, näselnd, auf Taille schwörend. Wenn es dergleichen je gegeben hat — ich bitte, wie konnten solche halben Kretins denn die ewig staunenswerten Erfolge von 1870/71 herbeiführen helfen? —, so sind sie jetzt völlig verschwunden; der Spott ihrer eigenen Standesgenossen würde sie nicht unter sich dulden. Der Lieutenant von heute ist, gemäß den viel größeren Anforderungen, die an ihn gestellt werden, wissenschaftlich strebsam geworden, im geselligen Ver-

kehr trägt er ästhetische Allüren zur Schau, er liest und hat litterarische Neigungen. Wehe dir, mein gutes Generalstöchterlein, wenn du vor der kritischen Sonde dieses Lieutenants fin de siècle nicht bestehst! Aber ebenso anspruchsvoll sind sie leider auch in Bezug auf Geselligkeit und Bewirtung. Verwöhnte Gourmets, die in splendiden Häusern verkehren, wo sie ihre Zunge geschult haben, die feinen kulinarischen Nuancen eines Diners zu unterscheiden. Sie verlangen die prickelnde Unterhaltung der Dame aus der großen Welt, sie wollen berühmte Namen bei der Tafel als Gegenüber, sie wollen nach Tische einen Sarasate oder eine Sembrich hören und das neueste Gedicht von Wildenbruch, von dem Dichter selber vorgetragen, applaudieren. Arme, bedauernswerte Militärfamilie, die du in deiner altpreußischen Einfachheit keinem dieser Ansprüche zu genügen im stande bist! Arme, bedauernswerte Gluckhenne einfach erzogener und noch einfacher befiederter Küchlein! Denn was den weiblich entschuldbaren Luxus in Putz und Mode anbelangt, so muß er hier in Berlin, wo die notwendigen Lebensbedürfnisse so erschreckend gierig am Budget zehren, erst recht eingeschränkt werden. Mehr oder weniger geschmackvolle, vielleicht hie und da absichtlich als „vornehm" betonte Einfachheit in Kleidung und Auftreten mag denn auch die Militärdame kennzeichnen. Sie macht die Excentricitäten der Modelaune nur andeutungsweise mit, ihren Kostümen und

Hüten sieht man zumeist das Selbstgemachte an. Denn wir haben Schneidern gelernt! Wir haben überhaupt manches gelernt, wir Offizierstöchter, was uns das drohende „Sitzenbleiben“ weniger verhängnisvoll erscheinen läßt. Nicht zu erwähnen unsere mühsam erworbene Kunstfertigkeit in Handarbeit bis zur künstlerischen Brandmalerei hinauf, womit wir uns, wie gewisse Romane so rührend zu schildern verstehen, und gewisse Agitatorinnen so gehässig tadeln, oft ein hübsches Taschengeld verdienen. So lassen viele höhere Militärs ihre Töchter das Lehrerinnen-Examen machen, mit welchem Erfolg, das beweist der große Prozentsatz an Berliner Lehrerinnen, die sich „Fräulein von“ nennen und aus Militärkreisen hervorgegangen sind.

Wenn doch solchen erzwungenen Tributen an die Repräsentation und solchen Opfern, dem kostspieligen Großstadtleben gebracht, wenigstens ein Gegenconto an wirklichen Genüssen und Vergnügungen gegenüber stände! Aber auch hier fehlt es an dem goldenen Schlüssel. Theater und Konzerte sind teuer; ich vernahm neulich das Bekenntnis eines jungen Mädchens aus solcher Sphäre: „Opernhaus!? Denken Sie, ich war noch nie da!“ — „Oh!“ stieß ich aus, ganz erstaunt. „Aber ich möchte gern, für mein Leben gern“ — meinte sie, nur schon von der Möglichkeit begeistert, dann, mit einem liebenswürdigen Lächeln die Kühnheit dieses Wunsches gleichsam verwischend, erging sie sich in einer naiven Lobpreisung solcher Berliner Ge-

nüsse, die nichts oder wenig kosten. Wie herrlich doch der Tiergarten! Wie wundervoll die Konzertabende im Zoologischen Garten! Auch sollen die populären Konzerte in der Philharmonie fast so gut sein, als die des verhimmelten Weingärtner? Nicht? Und als ich die Achsel zuckte: „Nun, man muß denken," meint das gute Kind, „es wäre so!"

Wir hörten schon von unserer Generalin, wie spärlich in Berlin die Tanzgelegenheit. Ein Gelegenheitshopser nach einem Souper zwischen engenden Möbeln, ein harmloses „Lämmerhüpfen", wenn in einer befreundeten Familie die Tanzstunde durch eine Schlußfestlichkeit beendet wird. Kein Wunder, daß da im Vergnügungsprogramme unserer Militärfamilie der Subskriptionsball im Opernhause einen solchen, alle andern möglichen Vergnügungen verdeckenden Glanz ausstrahlt. In Berlin gestanden zu haben, ohne einen solchen Ball mitgemacht zu haben: man dürfte es gar nicht bekennen! Die Erwartung hält die Damen monatelang in Spannung, von seiner Erinnerung zehren sie noch Jahre nachher. Unsere Generalin erinnert sich noch, welcher Jubel im Hause war, als endlich, nachdem der Besuch des Balles mehrere Male aufgeschoben worden war (derselbe Grund, der auch das mit einem Riß versehene Porzellanschild an der Thür nicht zu erneuern gestattet), das große Ereignis verwirklicht werden sollte! Eine wohlthätige Tante hatte zwei von den teuren Ein-

trittsbillets gestiftet, und die Mädchen hatten das dritte aus dem kleinen durch Handarbeiten angesammelten Sparschatze erworben. An Toilette wird ja nicht viel benötigt; das Gedränge soll so groß sein, daß eine solche ja doch nicht zur Geltung kommt, außerdem macht man ja auch nicht den Anspruch, später neben Theatersternen von berufenen Kostümschilderern in der Zeitung erwähnt zu werden! So werden also die alten oft umgetakelten Fähnchen von neuem zurechtgezupft, und die braven Dinger sehen reizend aus darin: Freude ist der schönste Schmuck!

Wenn du, verspäteter Heimgänger, am grauen Frühmorgen in einer der Avenüen von W. einer Droschke zweiter Klasse begegnet sein solltest, aus deren vollgepacktem Innern heller Mädchenjubel in die schneeige Straßenleere hinausschallte, so ist es unsere vom Balle heimkehrende Generalsfamilie gewesen. Denn es war „über alle Begriffe himmlisch" gewesen! Das Gedränge, das Knixen vor Ihren Majestäten, die mit Brillanten übersäten Diplomatenlogen, alles, alles, und dann der Tanz auf dem elastisch schwebenden Parquet! . . . Man hatte also wirklich getanzt, die Entbehrung ganzer Saisons tüchtig nachgeholt, gleichsam auf Vorrat getanzt für die nächsten Jahre . . . und jauchzend läßt die Jüngste ein Spitzenvolant, das ihr im Gewühl abgerissen worden war, als Wimpel-Trophäe zum Fenster herauswehen.

x



Am selben Morgen aber, um die zehnte Stunde, kannst du unsere nachtschwärmerische Familie, fein ehrbar und mit dem Ernste, den der Dienst verlangt, zur Kirche wandern sehn. Die Militärfamilie ist in Berlin wohl die einzige ihrer Art, die in ihrer Gesamtheit allsonntäglich den Gottesdienst besucht. Und es heimelt seltsam an, wie aus der verklungenen Welt unserer Großväter, und es gemahnt fast rührend an einfach alte Bürgersitte, sie mitten in dem rasselnden, radelnden, hastenden, blasierten, als gottlos verschrieenen Berlin ihren Kirchgang machen zu sehen, während die aus eroberter Bronze gegossenen Glocken läuten, er, der Vater, voran, behelmt und mit seinen Orden geschmückt, die gewichtige Gattin am Arme führend, hinterher die Kinder, vollzählig, in ihren bescheidenen Kostümen, als Talisman gegen jegliche Art von Weltlichkeit, die an sie heranflattern könnte, und

wäre es auch nur ein harmloser Walzertakt vom Balle her, das nicht zu kleine Gesangbuch in den Händen haltend. Der kirchlich puritanische Sinn ist in der Armee, wie in einem Teile des Adels noch Tradition, und er heißt wohl auch manche Militärtochter älteren Jahrgangs die Ordenshaube der Barmherzigkeit anlegen. Manche andere, die hierzu keinen Beruf fühlt, glaubt, durch Lektüre und erfolgreiche Beispiele ermutigt, eine mehr oder weniger berechtigte Hinneigung zur schönen Litteratur zu verspüren. Die Redaktionen mögen sich über solchen Andrang von eigentlich unberufener Seite beklagen und über das Überhandnehmen des flotten Husarentones in der Erzählungslitteratur spotten, — der ehrlichen Statistik gegenüber dürften sie jedoch die Thatsache nicht ganz verleugnen, einen wie seltsam hohen Prozentsatz an anerkannten Schriftstellern männlichen und weiblichen Geschlechts der Militärberuf von den älteren klassischen Zeiten an bis in das Lager der „Modernen“ hinein, nicht nur in Deutschland gestellt hat. Und wenn die Tüchtigkeit der heutigen Schriftstellerin oft mit Recht hervorgehoben wird, so fällt ein Abglanz dieses Lobes auf die Kaste der Militärtöchter, aus der u. a., um die ersten zu nennen, eine Marie Ebner-Eschenbach und eine Luise von François hervorgegangen sind.

Doch es hieße nur unsere Generalin einer großen Einseitigkeit zeihen, wollten wir annehmen, sie selbst hielte ihre Familie und die Verhältnisse, in denen sie

x*

die teure Großstadt zu leben zwingt, für etwas absolut Typisches. O nein, sie weiß sehr wohl, daß z. B. unter dem höfischen Militär wie in der Garde eine durch Glanz des Namens wie auch oft große Mittel bedingte ganz andere Lebensführung beliebt wird. Gerade in Berlin weist die Frau aus dem Militärstande sehr von einander verschiedene Arten auf. Entfalten wir einmal den Porträtfächer! Da ist die ehrwürdige Excellenz mit dem feinen, immer von einer leisen Ironie überhauchten, aristokratisch geschnittenen Gesichtchen ancien régime, mit den pendelnden Marquisinnenlöckchen, mit den auch noch im hohen Alter gepflegten Händchen. Ihr Gatte hat dreien Königen als Flügel- und Generaladjutant gedient, sie ist in die geheime Hofgeschichte, ihre Intriguen, ja ihren Klatsch eingeweiht, sie wird ob dieser Kenntnis gefürchtet, jedenfalls genießt sie als eine Art Paladinin des Thrones eines großen Ansehens, und Se. Majestät beehrt sie zu ihrem Geburtstag mit seinem Besuch, Ihr könnt es jedesmal in der Zeitung lesen! Zu alt, um noch bei offiziellen Hoffestlichkeiten zu erscheinen, deren Zierde sie vordem gewesen sein muß, hält sie sich in ihren Salons ihren eigenen Hof, bei dessen Unterhaltungen die klassische Musik, wie die Litteratur, jedoch nur bis zur Zola-Periode, eine gewisse Rolle spielt und wo ein gewisser Königlicher Dichterprinz als Habitué erscheint. Man sagt, der Berliner Salon mit seinen preciösen und ästhetischen

Allüren sei ausgestorben, nun wohl, Ihrer Excellenz gebührt wenigstens das Verdienst, etwas von seinem Glanze bis in die brutalere streitige Gegenwart hinein konserviert zu haben.

Da ist ferner die Militärdame a. D. Der Stern ihres Gatten ist erloschen, irgend eine Ungerechtigkeit — die ist es natürlich zumeist! — hat seinen Namen aus der Reihe der Aktiven gestrichen. Es würde mehr oder weniger auch eine sociale Abdankung bedeuten, wollten sie sich nun nach irgend einer provinziellen Pensionopolis zurückziehen — das duldet der weibliche Ehrgeiz mit nichten! Wohlan, es wird in Berlin geblieben! Es wird dort eine neue Position erobert! Der General ist a. D., es lebe die Generalin! Wer kennt sie nicht, die energische Dame mit dem militärisch-männlichen Auftreten, mit den festen, stark incarnierten Zügen, denen, wie ihrer Haarfarbe, das Alter nichts anhaben will! Dieser und keiner andern gebührt der Vorsitz im Verein! Schon ihr adliger Name, schon ihr Generalstitel! und dann die straffe Art, wie ihr Wort das Komitee meistert und lenkt! Abgesehen auch von ihrem wirklichen Interesse, ist sie die geborene Vereins-Patronin. Ihre Gesundheit ist eisern, sie kennt keine Müdigkeit und scheut keine Treppen. Sie öffnet Eure Börsen, und Ihr müßt zum Margareten-Verein beisteuern! Bis in die höchsten Kreise hinauf rührt sie die Trommel, wenn es gilt, die Kasse eines Wohlthätig-

keitskonzerts zu füllen. Mit seltenem Geschick leitet sie die etwas erzwungenen Unterhaltungen im Sonntagsheim für weibliche Dienstboten, wie es zum Arrangement eines Bazars keine rührigere und findigere Regisseurin giebt. Kein Gerson wagt es, ihr den requirierten Dekorationsteppich vorzuenthalten, kein Künstler von Ruf ihr seine Mitwirkung zu entziehen. Sie ist eine sociale Macht und der Engel der Barmherzigkeit segnet den „Blauen Brief“, der der Carrière ihres Gatten den Garaus machte, um den Ehrgeiz dieser Dame für die gute Sache zu mobilisieren.

Die Gardekavallerie-Dame — ein völlig verschiedener Typus! Sie ist reich, vielleicht von dem Golfstrom herübergetrieben, der neuerdings zwischen amerikanischen Millionär- oder Milliardinnen und europäischen Aristokraten, oft in extremis, vermittelt; sie bewohnt mit ihrem Gatten ein besonderes kleines Palais „Unter den Zelten“, ihre Geselligkeit ist exquisit, es verkehrt in ihren Salons die fine fleur der Diplomatie, ihre Diners würden einen Brillart-Savarin begeistern. Sie kleidet sich modisch fortschrittlich ohne die Diskretion des vornehmen Geschmacks zu verleugnen; und ohne damit zu renommieren, läßt sie sich gelegentlich in Paris kostümieren, in London chaussieren, in Wien gantieren. Sie hat ein prickelndes Espritchen, kennt die neuesten französischen gelben Bände, redet Maupassant und Bourget ohne Scheu, kennt alle Regimentswitze und parliert



den Kameradenjargon. In Wirklichkeit, obgleich nur die Frau eines Rittmeisters, ist sie die Regiments-Kommandeuse.

Ihr verwandt ist die Regimentskameradin, die sich ganz dem Sporte widmet. Sie reitet Pferde, redet Pferde, besitzt einen unter den Offizieren geschätzten, ja gefürchteten Pferdeverstand. Natürlich Anglomanin in ihrer Toilette, ihr Reitkostüm ist das Muster vornehmen Chics, wie ihr Reitsitz, ein Attribut, das in den Augen des vornehmen Kavaliers nur ganz wenigen Damen zukommt, „musterhaft" ist. Natürlich fehlt sie bei keiner Königlichen Parforcejagd — heisa, wie die famose rotbefrackte Centaurin an der Spitze der Herren dahersaust, über Gräben, Hecken, Hindernisse hinweg!



Während ich dieses schreibe, schaut mir jemand über die Schulter: sie möchte auch dabei sein! sie gehörte auch in diesen Aufsatz!



Natürlich gehört sie das! Es ist ein feistes, rundes Gesicht, dem die Großstadtluft keine Blässe anzuhauchen vermag, und unter dem „aufgedonnerten“ Modehut will die ländlich-naive Art des Ausdrucks nicht ganz verschwinden.

Wer kennt nicht Jette, die viel besungene, viel verleumdete, von allen Waffengattungen dereinst heiß umstrittene Küchenfee?

Aber sie hat im richtigen Moment ihre Carrière „beim Schopf gefaßt“ — Respekt vor der Frau Feldwebelin! Es ließe sich ein Buch über sie schreiben, wenn der Verfasser nicht schon ein solches geschrieben hätte! Auf jeden Fall ist sie von den vorgeführten Damen die einzige, die den Anspruch erheben darf, bis auf Jargon und großstädtische „Helligkeit“ die richtige Berlinerin von echtem Pedigree zu sein.

Alexander Baron v. Roberts.



Die Ballmutter.

Wer das Wort „Ballmutter“, unter uns gesagt, ein nach Sinn und Bauart ganz abscheuliches Wort, laut werden läßt, darf sicher sein, selbst in den ernstesten Momenten seinen Hörern das in der Gesellschaft so ungemein beliebte Lächeln zu entlocken. Es soll mit diesem Wort etwas Komisches bezeichnet werden, es soll in burlesken Konturen eine Figur zeichnen, welche auf dem Parkett des Ballsaals etwa die Rolle eines weiblichen Komikers spielt und unbedingt mit einem „Lacherfolg“ aufzutreten pflegt. „Lacherfolg.“ Auch so ein neues mißratenes Wort, welches sich bei uns eingenistet hat und an das uns täglich die Waschzettel der reklamebedürftigen Theater=

bureaus erinnern. Alle die Sorgen, die eine Mutter um ihr geliebtes Kind im Herzen trägt und sie nicht schlafen lassen, all das Streben einer Mutter nach einer glücklichen Zukunft ihrer Töchter, verkörpert in einer rührenden Gestalt unseres gesellschaftlichen Lebens, rufen nichts hervor als ein Lächeln, oder dürfen eines Lacherfolges sicher sein. Es ist dies eine der charakteristischsten Geschmacklosigkeiten unserer sogenannten Salons.

Man treibt mit dem Wort Mutter überhaupt einen argen Unfug, vor dem es bewahrt sein sollte, weil es etwas Heiliges, das Beste, das unserm Leben gegeben ist, bezeichnet. Man vergißt oft, daß man es ehren und achten und nicht „unnütz“ aussprechen soll, wie den Namen Gottes. Der Unfug wird durch die Verbindungen begangen, zu denen das heilige Wort gezwungen wird. Man sagt „Rabenmutter“, um etwas Ungeheuerliches zu bezeichnen, und bei dem Worte „Schwiegermutter“ vergißt jeder, daß er das Wort Mutter ausspricht oder hört, aber es fällt jedem irgend eine Dummheit ein, die von einem Anekdotenfabrikanten ersonnen worden ist, der den Markt gewisser Zeitungsecken mit seiner Schundware versorgt. Es fehlt unserer Sprache entschieden die ästhetische Polizei, welche die Wortbildungen zu überwachen hätte. Leute, die sich mit dieser Herstellung beschäftigen, sollten doch wenigstens den Befähigungsnachweis zu liefern haben.

Wer das Wort Ballmutter ausspricht, denkt nur, leider meist gegen besseres Wissen, an den Ball als an einen Sklavenmarkt, den eine Mutter mit ihrer lebendigen Ware bezieht, denkt an eine Mutter, welche ihre Tochter wie einen Ladenhüter um jeden Preis an den Mann bringen und so rasch und so lukrativ wie möglich losschlagen möchte. Bei dem Wort Ballmutter glaubt sich der junge Mann oder ältere Junggeselle, und sei er nicht im entferntesten begehrenswert, berechtigt, sich von der Dame, die mit ihren Töchtern auf dem Ball erscheint, in der gefährlichsten Weise bedroht und deshalb zu den strengsten Vorsichtsmaßregeln gedrängt zu sehen. Solch ein eingebildeter Herr der Schöpfung sieht in der Ballmutter nichts als eine schlaue und rücksichtslose Spekulantin, die ihn in die Ehe verschleppen und dann ohne Schonung ausplündern will. Es fällt ihm in seinem Besenstolz nicht ein, daß er Grund hätte, stolz darauf zu sein, daß er von dem liebenden Mutterauge für würdig erachtet wird, sich des Besitzes des dem Mutterherzen Teuersten zu erfreuen. Er sieht auch das Mädchen nicht, und wenn er es sieht, so hält er es für ein Wesen, mit welchem er übervorteilt und mit welchem seine Unerfahrenheit — die heutigen Junggesellen sind unerfahren! — in sträflicher Weise mißbraucht werden soll. Und er denkt in seiner Beschränktheit, die Ballmutter lese nicht seine Gedanken. O, die Ballmutter kennt diese Gedanken ganz genau. Aber

es beirrt sie nicht. Denn sie weiß, daß sie nichts thut als ihre Pflicht, indem sie an die Zukunft ihres geliebten Kindes denkt, ihre Tochter überwacht und, von Natur mit reifem und nicht zu erschütterndem Urteil begabt, für sie denken und wählen will, soweit das ihrer liebenden Macht möglich ist. Sie geht darin vielleicht etwas zu weit, aber die Sorge einer Mutterseele entschuldigt das, erklärt das, sie kennt eben keine Grenze. Nach meiner aufrichtigsten Überzeugung ist die Ballmutter neben der Schwiegermutter die verkannteste Frau.

Namentlich die Berliner Ballmutter.

In dem großen Berlin sind die Sorgen der Eltern um ihre Kinder natürlich größere und andere als in einer kleinen Stadt. Die kleine Stadt mit ihren engen Gesellschaftskreisen ist zwar immer philiströs und dadurch, daß jeder Bewohner der Detektiv des andern und der Kastengeistreichtum schaudervoll unerschöpflich ist, schwer zu ertragen, aber es ist doch den Eltern sehr leicht, ihre Kinder zu drillen und für den Garnisondienst, für die Aufrechterhaltung des Friedens des Hauses in Ordnung zu halten. Der Vater kennt die wenigen Schlupfwinkel der Stadt, in die der Sohn sich verkriechen könnte, ganz genau, weil er sich früher selbst vor des Tages Last in dieselben geflüchtet hat, und die Mutter weiß in dem Album ihrer Tochter genau wie diese Bescheid, weil sie als junges Mädchen ebenfalls ihr Album hatte,

— jetzt ist es wie jedes Album sehr baufällig und lohnt kaum noch das Blättern, — in welchem ihre Mutter, die selige Großmutter, sich vortrefflich zurecht zu finden wußte und von jedem Assessor, Reserve-lieutenant und anderen Tausendsasas besser als König Philipp in Schillers Carlos das Verdienst kannte, dem sie den Platz an dieser Stelle dankten. Es sind Männer mit einem Buch in der Hand, von denen man nie weiß, ob sie ihr Referendarexamen machen oder in einer Leihbibliothek bedienstet sind, Herren in Uniform, der man es ansieht, daß sie speciell für das Photographieatelier angezogen wurde, und junge Leute mit einem Lächeln, welches merken läßt, daß es vom Photographen zur Bedingung gemacht worden ist. In dem Album der jungen Mädchen einer kleinen Stadt ist eine Romanbibliothek etabliert, welche die Mutter in- und auswendig kennt und nachgerade langweilig findet, bis auf den einen kleinen Roman, welcher mit der Verlobung der Album-besitzerin abschließt. Alle übrigen Romane, deren Helden hier in Visitenkarten- oder Kabinettform konterfeit von den Kartons umrahmt liegen, sind entweder keine, oder nichts als harmlose Novellen. Meist ist die von den Mädchen erteilte Huld, die Photographie eines Haus-freundes oder Anbeters anzunehmen, schon ein hoch anzurechnendes Entgegenkommen, jedes weitere ist auf einem Terrain kaum möglich, welches von jedem Bewohner und jeder Mitbürgerin vollständig und

fortwährend übersehen wird, oder doch übersehen werden kann. Jeder junge Mann, der sich einer jungen Albumbesitzerin nähert, interessiert jedes andere Mädchen des Städtchens mehr als der neue Hut, den die Frau Amtsrichter seit einigen Tagen trägt, und das will schon sehr viel sagen. Die ganze Einwohnerschaft hilft gewissermaßen der Mutter in der Beaufsichtigung der Töchter, und da diese Töchter dies wissen, so beaufsichtigen sie sich selbst am strengsten und sagen sich jeden Augenblick, daß sie keinen Schritt vom Wege sich entfernen dürfen. Sie erschrecken förmlich, wenn ihnen an einer Tafel der Tischnachbar, der damit etwas noch nicht Dagewesenes erfunden zu haben glaubt, eine Konditorstrophe aus einem Knallbonbon hervorsucht und zuschiebt, denn in dieser Strophe hat der überraschende Reim Triebe-Liebe in verblüffend sinniger Weise Verwendung gefunden, und der ganze Vorgang könnte von der gegenübersitzenden und selbstverständlich sehr indiskreten und viel plaudernden Frau Bergassessor oder Tante des Schuldirektors zu einem Liebesabenteuer aufgebauscht werden, welches selbst durch eine musterhaftest verlebte Zukunft nicht wieder vergessen gemacht werden kann. Die Bewohnerinnen einer kleinen Stadt haben, wenigstens scheinbar, nichts weiter zu thun, als sich umeinander zu bekümmern. Erstens: um sich überhaupt in der angenehmsten Weise zu beschäftigen, und zweitens: um ihrem kleinlichen Neid, ihrer unbezwing-

lichen Neugierde und ihrer nieschlummernden Schwatzhaftigkeit den zur Erhaltung nötigen Stoff zuzuführen. Mit welcher Wichtigkeit wird die Frage gestellt, wer denn bei dem gestrigen Abendessen im Kasino neben der Frau Oberstlieutenant von Soundso gesessen habe, und die Thatsache besprochen, daß sich die Frau Doktor Ratemal am Theeabend rechts neben die Gerichtspräsidentin placiert habe, was doch eigentlich nur der Frau Pastor Denkedir zukomme. Alle seien außer sich gewesen. „Was bildet sich denn diese Frau ein? Sie war immer so. Es fehlt ihr doch die eigentliche Weltbildung. Woher soll sie die denn auch haben! Ihr Bruder soll ja schon wegen sozialdemokratischer Schreiberei gesessen haben, aber nicht neben der Gerichtspräsidentin, sondern neben dem Gerichtspräsidenten auf der Anklagebank. Er soll freigesprochen sein. Nun, das kennt man ja. Wer weiß auch, ob's wahr ist. Ihre Töchter sehen ihr ähnlich. Na, ich könnte von denen erzählen. Neulich hat die Frau Doktor bei sich tanzen lassen. Wissen Sie, wie lang? Bis halb zwölf. Nachts! Sie kennt eben kein Maß. Genau wie ihre Töchter. Das kann kein gutes Ende nehmen. Unmöglich!“

In einer kleinen, oder mittelgroßen Gemeinschaft wird also eine Mutter in der Überwachung ihrer Töchter von der ganzen Stadt unterstützt, wie das in den kleinstädtischen Gewohnheiten und Sitten nun einmal gäng und gäbe ist. Welch eine schwere Last

bilden dagegen die Pflicht der Überwachung und die Sorge um die Zukunft ihrer Töchter für eine Mutter in einer großen Stadt! Die Last ist schwer und muß allein, oder doch fast ohne Unterstützung getragen werden. Der Gatte hat selten Lust, seltener Zeit und am seltensten Talent, diese Last mitzutragen. Er begnügt sich damit, seine Gattin überall wegen ihres Eifers, die Töchter zu erziehen und zu überwachen, herauszustreichen, — er bedient sich hierzu des immer gerngehörten Vergleichs mit einer Gluckhenne, — aber er wird bleich, wenn er als Schutzmann seiner Töchter einen Ball besuchen soll, und wenn er eine solche Beamtenstellung annimmt, dann kann man sicher sein, daß er sich nach Tisch kopfüber in einen Skat stürzt und seine Töchter vertrauensvoll den Freuden und Gefahren des Kotillons überläßt. Er hat wohl auch mehr Auge für die Töchter seines Nebenmenschen, als für seine eigenen. Die meisten Väter aber sind von ihren Töchtern derart entzückt, daß sie nichts als nur deren unvergleichlichen Vorzüge sehen und es sehr begreiflich finden, daß sie von einer Schaar junger Leute umbraust werden. Die ernsten Sorgen um das Wohl der Mädchen aber überläßt er der Mutter, er ist glücklich, so reizende Töchter zu haben, „hocherfreut," wie er in der Geburtsanzeige erklärte, ist er seit jenem Tage geblieben. Der Vater, um dies in aller Kürze festzustellen, sieht seine Töchter mit dem Herzen an, die Mutter mit dem Herzen und

dem Verstande. Sie denkt immer an ihre Töchter, sie kennt die Scheu der Männer vor dem Heiraten, sie kennt das geringe Talent für die Ehe bei denjenigen, die sich unter den Töchtern des Landes nach einer geeigneten Lebensreisegefährtin umschauen, und sie ennt auch die Leichtgläubigkeit und das Begehren ihrer Töchter, zu gefallen. Sie ist ununterbrochen Mutter. Sie hat kaum Zeit, Frau zu sein. Sie schläft nicht ein, ohne an ihre Töchter zu denken, und schläft nicht, ohne von ihnen zu träumen. Durchaus noch nicht berechtigt, alt zu sein, noch die Ansprüche an das Leben festhaltend, noch fordern dürfend, daß sie nicht nur als Mutter, sondern auch als Frau umworben werde, noch mit vollem Recht stolz auf ihre geistigen Vorzüge und ihre stattliche Erscheinung, noch mit hellem Auge und schön gereiftem Verstande in den Welttrubel blickend und am besten wissend, daß kein Härchen auf ihrem Haupte das Grauwerden einübt, tritt sie doch entsagungsfreudig hinter ihre Töchter zurück, ganz ihnen zu leben. Sie hat das Tanzen noch lieb wie damals, als sie noch ein junges Mädchen war, sie weiß noch genau, wie hübsch ihre ausverkaufte Tanzkarte aussah, und daß sie am Tage nach dem Ball immer weniger an ihre Müdigkeit als an das Vergnügen dachte, das sie empfand, wenn sie zehnmal hat bedauern müssen, den herbeieilenden Tänzern sagen zu müssen, daß sie bereits engagiert sei. Zehnmal? Das langt noch nicht.

Tanz und Korb hatten ihr dieselbe Genugthuung gewährt. Sie hat sogar die langweiligsten Menschen ertragen, wenn sie nur Walzermeister waren. Es ist ja gar nicht zu sagen, wie gerne sie getanzt hat. Besonders, bis sie absolut nicht mehr konnte und kaum noch die Kraft hatte, zum Gläschen charakterloser Mandelmilch oder bramarbasierend brausenden Selters zu greifen, um sich für die kommende Redowa neu zu beleben. Strauß war ihr ganzer Charme. Aber auch Offenbach. Ebenso auf Millöcker ließ sie absolut nichts kommen. Das ging in die Füße! Und es war ihr ganz einerlei, ob nach dem Orchester, nach einer Geige, oder nach dem Pianino getanzt wurde, so gerne tanzte sie. Manchmal, wenn die Musik eben zu Ende, tanzte sie noch einmal herum, wenn sie einen vernünftigen Tänzer hatte. Wenn dann ihre Mama auf sie zukam, um ihr zu sagen, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, so sagte sie: Gleich, nur noch Einen Walzer. Und nach diesem mußte sie sich dann jedesmal erholen, weil sie so erhitzt sei, und darauf tanzte sie noch eine Kreuzpolka, weil sie dies einem jungen Mann, d. h. sich selbst, nicht abschlagen konnte. Und nun ist sie selbst Ballmutter und tanzte noch so sehr gern und tanzt nicht mehr. Es ist wahrhaft rührend. Genau wie ihre Mutter auf sie zutrat, um ihr zu sagen, es sei Zeit, Schluß zu machen, tritt sie jetzt auf ihre Tochter zu, und erhält dieselbe Antwort, die sie ihrer

Mutter gab. Geduldig wartet sie noch, wie ihre Mutter gewartet hat, und sieht den Tänzer ihrer Tochter, den Walzermeister, mit nachdenklichen Augen an. Sie langweilt sich sträflich, aber sie wartet. Sie trinkt noch ein Gläschen Mandelmilch, aber ohne Durst, sondern zum Zeitvertreib. Man wird mir zugeben, daß man sehr bescheiden sein muß, um Mandelmilchtrinken für einen Zeitvertreib zu halten. Aber was nicht alles wird von einer Ballmutter für Zeitvertreib gehalten! Selbst die Unterhaltung mit anderen Ballmüttern, die doch nur darin besteht, daß diese Frauen einander eingestehen, daß sie kein angenehmes Geschäft betreiben, wie schön es damals gewesen sei, als sie selbst tanzten, wie gern sie getanzt hätten, und wie gern sie noch tanzen würden, wie es sie aber genierte, vor oder hinter ihren Töchtern zu tanzen. Eine etwas eintönige und unerquickliche, wenn nicht gar peinliche Unterhaltung. Aber was erduldet man nicht gerne für das Wohl der Kinder!

Die Ballmutter ist das Bild der Entsagung, der Duldung, der Bescheidenheit, der Zurückhaltung. Aber sie kann auch in Aufregung geraten, sie kann auch mit Erfolg nach Worten ringen, welche wenig milde klingen, sie kann auch explodieren. Und sie muß dann unter Annahme mildernder Umstände beurteilt werden, denn sie befindet sich in der Notwehr und ist schwer gereizt. Man findet auf jedem Ball junge Leute, welche

fahnenflüchtig sich in Nebenräumen aufhalten und sich einbilden, sie seien zu etwas anderem als zum Tanzen eingeladen, vergessend, daß der Ballgeber ein Arbeitgeber ist. Diese streifenden Herren sind entweder blasiert, oder wollen für blasiert gelten. Sie rauchen, plaudern, spielen Karten oder stehen an die Wand gelehnt wie unbenutzte Billardqueues. Sie sind auf Bällen die überflüssigste Erscheinung, sich selbst und anderen im Wege. Sie haben ihren Beruf vollständig verfehlt, Volksvertretern vergleichbar, welche den Sitzungen nicht beiwohnen, sondern ihr Mandat dazu benutzen, um am Büffett des Reichstagshauses zu frühstücken. Aber diese Volksvertreter erinnern sich doch bei passenden Gelegenheiten ihrer Pflicht, namentlich dann, wenn sie zu einer Abstimmung in den Sitzungssaal gerufen werden. Anders die Nichttänzer, welche den dringendsten Aufforderungen, zur Quadrille zu erscheinen, hartnäckig widerstehen, ungerührt von der Verlegenheit der sogenannten Mauerblümchen, deren Anblick eine gewissenhafte Ballmutter zur Verzweiflung bringen kann. Zur Hyäne aber kann eine Ballmutter werden, wenn eine ihrer eigenen Töchter vergeblich auf einen Tänzer wartet. Eine Ballmutter kann es gar nicht glauben, sie traut ihren sonst so zuverlässigen Augen nicht. Ist es denn möglich, daß ihre Tochter, unzweifelhaft das jüngste, schönste, begehrenswerteste Mädchen der Residenz, dasitzt, ein weiblicher Toggenburg, gewissermaßen geächtet, mitten

im Ballsaal in der Verbannung, beschämt vor der ganzen gebildeten und ungebildeten Welt! Man muß wissen, daß dies auch nicht annähernd ausdrückt, was in der Seele einer Ballmutter, die ihre Tochter sitzenbleiben sieht, vorgeht.

Sie hält dies Sitzenbleiben für symptomatisch für das ganze Leben, für den ersten Schritt zum Ledigbleiben. Sie erhebt sich unter fürchterlichen Drohungen.

„Wo sind denn die Tänzer?“ fragt sie den Ballgeber und dessen Frau. Aber sie wartet nicht die Antwort ab. Sie weiß, wo die Tänzer sind, d. h. die Nichttänzer, und wenn sie es nicht weiß, so geht sie mit geschultem Spürsinn dem Geruch des Cigarrenqualms nach. Mit dem unerbittlichen Ernst eines Kriminalbeamten, der einen Mörder verhaften will, betritt sie das Zimmer, wo die Abtrünnigen sich vor Verfolgung sicher glauben. Der Anblick der Ballmutter übt eine Wirkung auf sie aus, die kaum zu schildern ist. Man lese das Kapitel über die Gorgonen nach, um annähernd einen Begriff von der Verwüstung zu bekommen, welchen das Erscheinen der Ballmutter unter den Nichttänzern anrichtet. Was weder das Pflichtgefühl der trägen Gäste bewirkt, noch das sanfte Zureden seitens des Wirtes und der Wirtin zu erreichen vermag, das gelingt dem Erscheinen der Ballmutter. Einige noch nicht ganz versteinerte Nichttänzer legen bestürzt die Cigarren fort und schleichen

sich stumm in den Ballsaal. Noch immer grollend, aber doch etwas freundlicher sieht ihnen die Ballmutter nach, und jede ihrer Mienen scheint zu äußern: „Glauben denn diese Herren, daß sie zum Vergnügen hier sind? Marsch, an die Arbeit!“

Denn sie ist ja selbst nicht zum Vergnügen hier. Wer von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt ist, wird niemals ein herbes Wort über die Ballmutter sagen, selbst wenn ihre Wachsamkeit ihm bei irgend einer Gelegenheit unbequem geworden sein sollte. Es ist eine schwere Aufgabe, in Berlin junge Mädchen zu



überwachen und nun gar auf Bällen, wo alles eine gefällige, freundliche Form haben und festlich wie das Gewand sein muß. Da soll auch das Strenge milde auftreten. Vor allem hat die Ballmutter alles zu vermeiden, und sie vermeidet auch alles, was ihre Eigenschaft als Ballmutter verraten und sie lästig machen könnte. Sie fühlt wohl, daß sie dann als überflüssig erschiene, obschon sie weiß, daß sie, und zwar, wie jeder Verständige zugeben muß, mit vollem Recht, höchst wichtig ist. Das bestärkt sie noch in der Überzeugung, daß sie die Einladung zum Ball nicht zum Vergnügen angenommen hat. Sie weiß auch, daß sie nicht eingeladen worden wäre, wenn sie nicht tanzbare Töchter hätte. Bis sie solche zu besitzen anfing, war sie eine begehrte Balldame, jetzt ist sie in die bescheidene Stellung eines Polizeibeamten eingerückt, der zu einer öffentlichen Festlichkeit kommandiert ist, aber nicht, um an dieser teilzunehmen, sondern um die Ordnung aufrecht zu erhalten, absperren zu helfen und ähnlichen Maßregeln Geltung zu verschaffen. Wie gesagt, sie ist nicht zum Vergnügen auf dem Ball. Aber mit welcher Geschicklichkeit weiß sie dies zu bemänteln! Sie hat das Bestreben, glauben zu machen, daß sie sich vortrefflich unterhalte. Und dies glaubhaft erscheinen zu lassen, ist keine leichte Aufgabe. Es ist meiner Überzeugung

nach viel leichter, sich gelangweilt zu stellen, wenn man sich amüsiert, als den Anschein zu erwecken, man amüsiere sich, wenn man sich langweilt. Das schon langweilt sie, daß sie die Empfindung hat, die jungen Männer betrachteten sie als Schildwache neben den Töchtern, ohne zu bedenken, daß das gar nicht anders sein kann. Vielleicht, wenn die jungen Männer anders wären, als sie sind, dann könnte die Mutter ein Argusauge zudrücken, aber wer diese jungen Männer kennt, weiß, daß, wenn es gilt, sie in der Nähe junger, wohlerzogener und unerfahrener Mädchen zu beaufsichtigen, selbst die Zahl der Augen des klassischen Wächters nicht genügen wird. Die Ballmutter weiß aber, wie gesagt, die Langeweile, welche sie empfindet, in der allergeschicktesten Weise zu unterdrücken. Sie gähnt gewissermaßen inwendig. Sie hat ihr bestes Lächeln mitgebracht, um ihr Gähnen zu verbergen. Dann und wann macht sie sich hinter ihrem Fächer, den sie als Wandschirm mit sich führt, zu schaffen, um für einen Moment die ermüdeten Augen zu schließen, oder leise zu seufzen. Dann wendet sie sich wieder lächelnd zur Gesellschaft und beteiligt sich lebhafter als vorher an der abspannenden Unterhaltung. Sie denkt dabei immer an die Tochter, welche vor ihren Augen im Tanz umherflattert und den Gegenstand ihrer ganzen Bewunderung bildet. „Wie das Mädchen wieder aussieht! Merkwürdig, es ist immer das schönste in dieser Menge von schönen



Mädchen! Diese Haltung, dieses Lächeln, und wie das Kind zu Boden blickt, als könne es nicht drei zählen! Und das Töchterchen ist gar nicht so. Wenn es will, ist es ein kleiner Racker, oder hat den Schelm im Nacken, je nachdem. Aber ein Engel. Sie wird einmal eine Frau werden, die ihrem Mann etwas zu raten aufgiebt. Schon jetzt beherrscht sie das Haus und hat den Vater und die Brüder unter dem Pantoffel. Es ist geradezu lächerlich, daß sie noch nicht verlobt ist. Die jungen Männer haben keine Augen und keinen Geschmack. Jetzt führt ihr Tänzer sie auf ihren Platz zurück und verbeugt sich, sie sieht ihn kaum an, — der Mohr hat seinen Walzer gethan, der Mohr kann gehen. Er gefällt ihr, aber sie läßt es ihn nicht merken. Ein kompletter Engel!" So oder ähnlich spricht die Ballmutter unhörbar mit sich selbst, während sie, kein Auge von der geliebten Tochter wendend, eifrig mit ihrer Nachbarin spricht, ohne eigentlich zu wissen, wovon die Rede ist. Es giebt zum Glück auf jedem Ball Gespräche, in denen jede Antwort paßt und jede Erwiderung oder jeder Einwurf nichts an der völligen Gleichgültigkeit des Themas ändert.

Während der Rundtänze darf sich die Ballmutter einige Ruhe gönnen. Wenn sie weiß, mit wem die Tochter tanzt, — und das weiß sie immer, — kann die Vielgeplagte in das Nebenzimmer gehen, sich in einen bequemen Sessel setzen und zu ihrer Erholung danken, wenn Erfrischungen herumgereicht werden.

Wein verschmäht die Ballmutter immer, denn sie muß vor allen Dingen ganz nüchtern bleiben. Die Rundtänze bieten ihr Gelegenheit, in dem sogenannten Vergnügen zu pausieren, weil während derselben nicht viel Arges passieren kann. Wenn aber die Quadrille kommt, so ist sie wieder auf dem Posten. Da bezieht sie wieder einen Stuhl im Saal, oder steht in der Saalthür im dichten Gedränge. Denn die Quadrille hat es, wie der Berliner sagt, in sich. Die Paare stehen häufig müßig, und dieser Müßiggang, dessen weiß sich die Ballmutter noch genau aus eigener Erfahrung zu erinnern, ist, wenn auch nicht aller Laster, so doch vieler Keckheiten Anfang, die nicht ganz gefahrfrei sind. Die Ballmutter ist nicht etwa ängstlich. Wie wird sie! Denn ihre Tochter ist ein verständiges Mädchen, kein Engel ist so rein, und sie lacht die jungen Leute aus, die ihr vielleicht irgend etwas vorreden wollen. Sie übersieht diese Herrchen, ohne daß diese es merken. Aber die Ballmutter weiß ganz genau, welcher Tänzer während der Quadrille ernst zu nehmen ist und welcher nicht. Und auf jenen kommt es ihr ausschließlich an. Das Auge der Ballmutter ist bedeutend, es vereinigt die Schärfe des Astronomenauges mit dem Sehertalent des Prophetenblicks. Die Ballmutter sieht unfehlbar. Sie sieht wie mit Röntgenstrahlen, sie ist nicht zu täuschen und klüger als alle, die sie täuschen wollen. Ihre Urteilskraft hat sich mächtig gehoben, seit sie Ballmutter

geworden, gewissermaßen als Ersatz für die Unabhängigkeit und die mancherlei Vergnügungen, auf welche sie von dem Tage an verzichten mußte, an welchem sie in den Stand der Ballmutter trat. Und nun betrachtet sie den jungen Mann scharf, der neben ihrer Tochter steht und in ihr etwas anderes als eine Tänzerin zu sehen scheint. Sie weiß bald, wenn sie es nicht längst weiß, wie er heißt, was er ist, was er hat, wer sein Vater ist und ob er Anlagen zum Verloben hat. Denn man kann nicht wissen. Auch über sein Vorleben ist sie unterrichtet, oder läßt sie sich unterrichten. Es ist natürlich nicht unbewegt. Welches Vorleben wäre unbewegt! Aber sie sieht darüber hinweg. Jugend muß austoben, sagt sie, ein junger Mann, der sich ausgetobt hat, giebt den besten Gatten ab. Sie weiß das von ihrem eigenen. Der war auch der Erbfeind der Ehe und fürchtete sich vor dem Gang nach dem Standesamt, wie der Verbrecher vor dem Gang auf die Anklagebank oder zu etwas Schlimmerem. Aber als sie mit ihm vom Standesamt kam, war alles gut, und es dauerte nicht drei Monate, da schenkte sie ihm einen Schlafrock, in dem er sich bald heimisch fühlte, wie die Schnecke im Häuschen. Manchmal rasselte er noch mit den Ketten, aber es klang ganz erbärmlich und hörte bald ganz auf. Jetzt ist er überaus ganz zahm und frißt aus der Hand. Sie kennt die Männer, und wie!

Jetzt ist die Quadrille zu Ende, und das die

Ballmutter interessierende Paar geht Arm in Arm zum Platz der Tochter. Merkwürdig, da ist sie ganz zufällig in der Nähe, um der Tochter etwas Gleichgültiges zu sagen. Bei dieser Gelegenheit wird ihr ganz zufällig der junge Mann vorgestellt. „Sehr angenehm," sagt sie und zieht ihn in ein Gespräch. Jetzt ist sie total Ballmutter. Hier vollzieht sich, was der Jäger Anpürschen und der Baumeister den ersten Spatenstich oder Grundsteinlegung nennt. Die Scene schließt mit einer Aufforderung an den jungen Mann, sich im Hause der freundlichen Dame sehen zu lassen. Wer weiß, was daraus wird. Vielleicht wieder nichts, wie schon so oft. Es bürdet der armen Ballmutter wahrscheinlich nur einen neuen Hausfreund auf, eine Vergrößerung ihres ohnehin schon so personenreichen Kreises. Sie betont ganz ausdrücklich wiederholt, daß es in ihrem Hause ungemein einfach zuginge, bürgerlich, und der Eingeladene solle keine großen Ansprüche mitbringen, nicht etwa irgend welchen Luxus erwarten. Der Hausstand werde nicht verschwenderisch geführt, im Gegenteil, und das sei auch nötig, denn die Erziehung der Kinder koste viel, und dies sei ja auch die Hauptsache. Nicht wahr?

So liebenswürdig die Ballmutter einen jungen Mann zu behandeln weiß, so furchtbar kann sie werden, wenn sie mit einem Blick in den Ballsaal plötzlich einen älteren Herrn mit ihrer Tochter tanzen sieht, einen älteren verheirateten Herrn mit ergrauen-

dem oder gar schon grauem Haar. Auch die duldsamste und vernünftigste Ballmutter fährt bei diesem Anblick aus der Haut, wie als stehe sie in einsamer Landschaft plötzlich einem Tiger gegenüber. Man findet in jeder Ballgesellschaft solche Tiger mit grauem Haar, Männer, welche plötzlich vom Ballkoller ergriffen werden und ein junges Mädchen zum Tanz schleifen. Das sollte überhaupt durch Plakate in Ballsälen verboten sein. Der Tanz gehört der Jugend. Terpsichore ist keine Muse in den besten Jahren. Ein älterer Herr, der plötzlich das Herumhüpfen bekommt, sollte doch bedenken, daß man in ihm nicht den Tänzer bemerkt, sondern nur einen Verunstalter des aus jugendlichen Paaren gebildeten Kreises, einen Ensemblestörer, und daß er zwischen den frischen Mädchengestalten nur um so älter erscheint, je eifriger er durch seinen Tanz jugendlich erscheinen möchte. Und er macht sich deshalb mehr oder weniger lächerlich, was er vermiede, wenn er in der ihm gebührenden bescheidenen Stellung eines Zuschauers verharrte, oder das Rauchzimmer, oder den Skattisch aufsuchte. Der Ballmutter bereitet er natürlich das größte Entsetzen, besonders wenn sie ihn mit ihrer Tochter erwischt. Wie Archimedes dem eindringenden Römer möchte sie ihm zuschreien, er solle ihr ihre Kreise nicht stören. „So ein alter Mann," ruft sie unerbittlich, „gehört um diese Zeit ins Bett. Wenn ihm der Doktor Bewegung verschrieben hat, so soll er ins mediomechanische Institut

gehen, oder radfahren. Was hat ihm mein armes Kind gethan? Es ist empörend! Wenn ich was zu befehlen hätte, so müßte er auf der Stelle arretiert werden." Und sie sagt und denkt wiederholt: „Mein armes Kind!" und sieht sich nach Hülfe um.

Denn es ist nur die Schändlichkeit, daß ihr Kind das Opfer des alten Tänzers geworden, die sie so aufbringt. Wenn der Mummelgreis, wie sie den tanzsüchtigen älteren Mann nennt, mit einer anderen Dame tanzte, so würde sie wenig oder nichts darin finden, sie würde es gar nicht bemerken. Aber indem er sich an ihrer Tochter vergriff, machte sie sich böse Gedanken. Man wird vielleicht denken, ihre Tochter könne keinen jungen Tänzer anziehen, oder übe eine besondere Anziehungskraft auf Väter und Großväter aus. Der ganze Abend ist ihr vergällt. Indem sie keinen Augenblick vergißt, daß sie Ballmutter ist, hat der Abend ohnehin so wenig erfreuliche Momente für sie. Sie ist sehr böse, und sie lauert dem alten Herrn auf, um ihn bitter zu fragen: „Sie konnten wohl keine Jüngere finden als meine Tochter?" nachdem der Unglückliche ihr triumphierend mitteilte, daß er eben das Glück gehabt habe, mit ihrer Tochter zu tanzen.

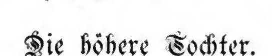
Der Ball ist zu Ende, die Arme ist erlöst. In einigen Tagen, vielleicht schon morgen, muß sie aber von neun Uhr abends an wieder Ballmutter sein. Denn es ist heute wieder nichts gewesen, das hat sie so im Gefühl. Wenn es nur bald etwas wäre! Sie sehnt

sich nach dem Ruhestand, ihr Beruf ist ein unsagbar mühseliger. Wenn ihre Töchter verheiratet sein werden, wie wird sie sich freuen, wie freut sie sich heute schon auf die Wollust, Einladungen zu einem sogenannten Tanzvergnügen ablehnen zu können, oder gar nicht zu erhalten! Sie denkt es sich reizend, besonders wenn sie ihre Töchter darauf aufmerksam gemacht hat, daß es Zeit zum Gehen sei, und sie von ihnen gebeten worden ist, nur noch einen Walzer zu warten. Nur noch einen Walzer! Es ist eine Ewigkeit.

Ich habe die Ballmutter gerne, denn ich weiß, was sie zu ertragen hat und vor allem, daß selbst das Unangenehme in ihrem Wesen aus der Mutterliebe entspringt. Das sollte niemand vergessen, daran sollten alle jungen Mädchen und alle jungen Männer denken, denen jemals eine Ballmutter im Wege gewesen sein sollte. Wie man bei dem Titel Schwiegermutter, der so oft von unverantwortlichen, gedanken- und herzlosen Spötteleien verfolgt wird, niemals vergessen dürfte, daß eine Schwiegermutter eine Mutter ist, so auch bei dem Titel Ballmutter. Die jungen Mädchen aber mache ich speciell darauf aufmerksam, daß die Ballmutter mit dem größten Respekt zu behandeln ist, denn auch sie werden eines Tages Ballmütter werden.

„Kellner, seien Sie nicht grob," sagte jemand in einem Wirtshaus, „Sie können auch noch einmal Gast werden!"

Julius Stettenheim



Die höhere Tochter.



Es giebt etwas wundervoll Klugäugiges, Eigenartiges in Berlin, das trotzdem starken Vorurteilen begegnet: Die höhere Tochter. Welches Mißverstehen, welches Verkennen dieses interessanten Typus der Berlinerinnen, wie sie in junger Herbe dem Leben entgegen reifen! Knospen noch und darum in rauher, festgeschlossener Schale, den frischen Erdgeruch in allen Fasern, aber gesunde, schöne Blüte verheißend. Man muß mit ihren kleinen Schwächen rechnen, um ihre großen Vorzüge zu begreifen. Ich kannte eine ganze Schaar. Prächtiges Studienmaterial! Blonde, braune und schwarze. Alle „geschworene“, „allerbeste“, „ewige“

z

Freundinnen Claras. Die überlebensgroßen Worte lieben diese kleinen Fräuleins. Aber das steht ihnen gut und um ihre Superlative könnten sie die schwunghaftesten Lyriker beneiden. Was nicht „zauberisch", „wonnesam", „himmlisch" oder „hinreißend" ist, gilt nicht. Weshalb aber soll man Uebertreibung schelten, was doch viel eher jugendlicher Enthusiasmus ist? In diese erhabenen Redensarten mischen sie allerdings mit Vorliebe derbes Urberlinisch, und — studentische Ausdrücke. Ich habe kaum jemals kräftigere Worte gehört, als von diesen süßen Lippen. Und wenn ich einmal „so en Bischen mang die Mächens" war, so wurde mir „janz plümerant" vor ihrer Küchenjettediktion und ich staunte, wie sie „mit Jemiet und Frazie" Alles „blamierten", was sich ihres Beifalls nicht erfreute, Menschen und Dinge. Auch besaßen sie „Schneid" und wußten mit den Commersregeln Bescheid wie der Bruder Studio, dem sie ganz nach dem Comment „einen Ganzen kamen". Daß man dies aber „schnoddrig" finden müsse und burschikos sehe ich nicht ein und ich würde die guten, höheren Töchter dann lieber übermütig nennen und lustig. Was für köstliche Mädchen trotzalledem und alledem! Wie viel Güte und Treue und Zuverlässigkeit in den reinen Seelen. Und dann etwas Trotz und Stolz und Widerspruchsgeist, wie er so leicht in denen sich regt, die überflüssig scheinen und sich als berechtigt fühlen. Die unbewußt das Bewußtsein des

Werdens haben, der sich andrängenden Kraft, des Zukünftigen und doch im Augenblick so ganz außer Betracht kommen, übersehen werden. Es ist etwas ganz Eigenartiges um die Psychologie einer solchen Mädchenseele. Wesen, die nicht mehr jung genug sind, um als Kinder behandelt zu werden und noch nicht alt genug, um als Erwachsene zu gelten. In ihrem geistigen Leben die kräftig entwickelten Keime baldiger Reife, ein Ahnen, ein intuitives Erfassen der großen, geweiteten Ziele der Menschheit, und eine ängstliche Begrenzung, ein Zurückdrängen dieser Triebe, um der Frühreife vorzubeugen und allzu rascher Blüte, die leicht abwelkt. Aus diesen natürlichen Kämpfen zwischen der nachwachsenden, anstürmenden Schaar und denen die gedankenlos und ungerecht sie nicht anerkennen wollen, ergiebt sich der Zwiespalt im Wesen der höheren Tochter.

Was giebt es grausameres und schmerzlicheres als sich zurückgesetzt zu fühlen, bei Seite geschoben zu sehen, und mit dem übervollen Herzen, dem kecken Mut und dem Bewußtsein tüchtigen Strebens eine klägliche Figur zu spielen? Überall im Wege zu sein! Da neigt das übervolle Herz zur Empfindelei, falscher Sentimentalität und phantastischem Gefühlsüberschwang, da wird der kecke Mut zur Überhebung, da wandelt tüchtiges Streben sich zur Aufdringlichkeit und vorlautem Geschwätz. Thränen in den schimmernden Augen und lose Reden auf der Zunge sind in

z*

diesem Stadium bezeichnend für die höhere Tochter. Sie leidet und — rächt sich. Unverständige sehen dann nur die Schatten und denken nicht daran, wie viel helles Licht dort sein muß, wo es tiefe Schatten giebt. Die innigen, schwärmerischen Mädchenfreundschaften sind auch auf diesen Zwiespalt im Sein und Scheinen der verkannten Geschöpfe zurückzuführen. Sie schließen sich eng aneinander, Leidensgefährten gewissermaßen, instinktiv eine Phalanx zu bilden gegen die Pfeile, die Thorheit und Spottlust gegen sie schleudern. In diesem heimlichen Widerstreit, in diesem Kleinkrieg, den man sie zu führen zwingt, entwickeln sich manche unangenehme Eigenschaften stärker und schroffer. Und ohne daß sie es wußten und vielleicht auch nur wollten wurden sie zur Kaste zusammengedrängt, zu einer Sonderart geprägt: Die höhere Tochter! Bemerkenswert ist, daß dieser Typus nur auf dem Berliner Boden gedeiht. Weder in Wien noch Paris oder gar in London und Amerika hat das junge Mädchen zwischen 14—17 Jahren diese eigentümliche Halbheitsstellung zwischen Kind und Dame. In Wien wird das Mädchen schon in der letzten Schulklasse für voll angesehen, in Paris bewahrt es das Kloster bis zur Ehe oder in neuerer Zeit bis es als demi-vierge eine Rolle spielt. Amerikanerinnen und Engländerinnen werden von frühester Jugend an zu größter Selbständigkeit und starkem Selbstgefühl erzogen. Die falsche Bescheidenheit,

die süße Weiblichkeit kennt man dort nicht. Das prägt sich besonders einem Alter auf, in dem das deutsche, vorzüglich das Berliner Mädchen mit dem Vorurteil zu kämpfen hat, das ihm zwischen Wollen und Dürfen, eine von conventionellen Formen engbegrenzte, unklare Lebenshaltung aufzwingt. Niemand weiß, was man von ihnen will, sie selbst am wenigsten. Mit halbem Ohre hören, mit gesenkten Lidern sehen, mit schwächlichen Gefühlen leben, mit überlieferten Anschauungen urteilen, sich fein manierlich bewegen, unfrei ganz und gar — das alles ist Berliner höhere Töchtermoral! Man möchte das liebe, stürmische Menschenkind nur als einen Begriff gelten lassen, das Symbol einer Idee! Aber es ist schwer nach diesen Regeln zu leben in der Zeit der stärksten Impulse, des heißesten Lebensdranges und des Sehnens und Begehrens aus den engumfriedeten Schranken verallgemeinernder Grundsätze hinaus. Wenn sich die jungen Geschöpfe dann dagegen wehren, nennt man sie unliebenswürdig, wenn sie sich fester anstemmen gegen diese Ungerechtigkeit, unweiblich, emanzipiert, unleidlich! Die eigenen Angehörigen verkennen sie und seufzen über die Unausstehlichkeit ihrer Töchter in diesen Jahren, die Gesellschaft verspottet sie.

Mütter, o Mütter!

Wo sollen die ganzen Menschen herkommen, kraftvolle Individualitäten, tüchtige, harmonisch ausgebildete Frauen, wie die moderne Zeit sie erfordert,

wenn ihr eure Töchter einschüchtert und falsch behandelt in dem Alter, in dem alle Entwickelungskeime am sorgsamsten zu hegen sind? Wenn man die scharfen Konturen übermalt und überfirnißt, in denen man das Weib erkennen soll, wird vielleicht ein nettes Bildchen daraus, wohl gar ein Modebild, aber kein echter Mensch. Ein zierlich Püppchen, das am Gesellschaftsseil hübsch artig seine Knixse und Verbeugungen macht, wie es sich für eine wohlerzogene höhere Tochter ziemt. Das giebt sich dann auch in ihrer äußeren Erscheinung zu erkennen. Sie wendet die kleinen Mittel der Gefallsucht an, um Beachtung zu finden und trippelt dabei ganz allerliebst aber komisch in den noch nicht ausgetretenen Kinderschuhen einher. Sie kleidet sich gern modisch und damenhaft, aber der dicke, hübsche Backfischzopf hängt verräterisch hinten herab. Süße, liebe, dumme Mädels — pardon, höhere Töchter! Wenn ihr ahntet, wie tapfer und brav und rührend ihr erscheint in diesem unfreiwilligen Kampfe und wie viel die für euch übrig haben, die euch durchschauen!

Von Einigen sei hier erzählt.

Anna hatte kastanienbraune Haare, etwas widerborstig wie sie selbst, die gar keine Eitelkeit besaß, und war immer empfindlich, eigentlich, was man brummig nennt. Clara mit den hellen blauen Augen und Tilli mit der schwarzen Mähne hatten die leicht beleidigte „ewige Freundin“ stets zu besänftigen.

Manchmal aber ließen sie sie auch „bocken", wie der technische Ausdruck lautet. Das empfand Clärchen



sehr schmerzlich, mit heimlichen Thränen, während Tilli die Sache philosophisch aufnahm: „Na, denn nich!" Zu sagen, zu klagen, zu tuscheln gab's immer was und mit einer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit, mit einem Nachdruck und einer Hast, als hinge das Heil der Welt an diesen Kinder . . . nein, Höherntöchtereien! Wer sie so beobachtete, hätte nie für möglich gehalten,

daß da Verstand hineinkomme, das war aber auch nicht nötig, denn er steckte schon drinn. Neben diesen Überflüssigkeiten in ihren Lebensäußerungen und Daseinsbedingungen, die Voltaire Notwendigkeiten nennt, welche Summe von Fleiß und Energie, von Ehrgeiz und Wissensdrang, endlich von zielbewußtem Streben! Und das ist typisch für die meisten. Was in Berlin in der Luft liegt, was herumfliegt an geistigen Bewegungen, an modernen Anschauungen, das setzt bei ihnen an, was an sozialen Strömungen, an künstlerischen Anregungen die Weltstadt durchflutet, wirft seine Wellen bis an die Ufer ihres Daseins, das man zu isolieren strebt im brandenden Ozean des Lebens. Keine Höhe und keine Tiefe, vor der ihr suchender Blick zurückschreckt, nichts, was dem Kreis ihrer Betrachtungen sich entzieht. Auch das Geheimnisvolle, das Häßliche, das Grauenhafte, das die Millionenstadt birgt und aufwühlt, zieht dämonisch den unschuldsvollen Blick auf sich, giebt gesunden Naturen sichere Instinkte, bringt den schwachen vielleicht Gefahren, im Ganzen aber trübt es selten nachhaltig die Naivität ihrer Empfindungen, den heiteren Sinn ihrer Jugend. Nachdenklich suchen sie wohl zu durchdringen, was der Beobachtung, dem Interesse sich andrängt, sie bilden sich eigene, oft sehr schroffe und abfällige Ansichten über die Dinge, und verteidigen sehr leidenschaftlich ihre Meinungen, und wenn ich von einer etwas „grünen Weltanschauung"

zu sprechen wage, die sie haben, so ist es nur, weil diese grüne Weltanschauung mir jung erscheint, frühlingshaft, voll blanken Sonnenscheins und flatternder Mädchenträume! So lange die tiefsten Lebensrätsel bei Chocolade und Schlagsahne gelöst werden und man von den Schauern des Weltelends bei süßem Studentenfutter sich erholt, wird die Verderbnis, die die Pessimisten den höheren Töchtern nachklagen, keine neue Sündflut heraufbeschwören.

Wie oft kamen Anna oder Tilli mit erregten Mienen und hastenden Geberden ins Zimmer gestürzt, um „Clara" etwas „Hochwichtiges" oder gar „Fürchterliches" zu sagen. Und: „Weißt Du schon?" „Was sagst Du zu der Falschheit?" „Denke Dir nur wie gräßlich!" kam es atemlos von bebenden Lippen. Dann ein Wispern und Schwätzen und Wichtigthun, Staunen, Empörung, Zweifel, Angriffe, Vertheidigung, Beschwichtigen — alles in überstiegenen Äußerungen. Blitzende Augen, gerötete Wangen, eifernde, gefährliche Gestikulationen — alles in temperamentvoller Fünfzehnjährigkeit, man hätte wirklich das Schlimmste erwarten können und mußte lächeln, wenn das „Ereignis" sich als eine harmlose Schulangelegenheit oder ein Gesellschaftsklatsch aufwickelte. Schon nach einer Viertelstunde schien die Sonne wieder; die Gemüter hatten sich beruhigt, ein heiterer Friede blüte ringsum. Es gab Kaffee und Streuselkuchen und bei Geburtstags- oder Weihnachtsstickereien plauderten sie



von ihren Tanzstundenerlebnissen oder — von dem ersten Anbeter!

Nicht böse sein, daß ich auch dies verrate!

Solche zarte, schüchterne Triebe, zeigen sich früh schon in jungen Herzen. Nicht indiskret will ich daran rühren, auch nicht rauh und hastig, aber ganz verschweigen darf ich es nicht bei einer Charakteristik der höheren Tochter.

„Er ist von ihrem Gruß beglückt“ in der Löwenallee des

Tiergartens oder auf der Eisbahn am Neuen See, oft auch wenn sie etwas abgespannt aus der obersten Klasse der Schule kommt, Lehrerinnenexamenpläne im klugen Kopfe. Dort steht er an der Ecke. Und diese Anbetung und Verehrung gilt — ihr! Sie kann ihm solche Gefühle und „süße Regungen" nachfühlen . . . sie weiß was „unglückliche Liebe" bedeutet! Empfindet sie die ganze Klasse doch jetzt eben für Doktor . . ., den Lehrer der Litteraturgeschichte.

Ein Opfer solcher Schwärmerei muß jede höhere Tochter einmal werden, dazu ist sie gewissermaßen amtlich verpflichtet. Es ist eine Phase ihres Daseins, der sie sich nicht entziehen kann. Aus diesen schwärmenden Gefühlen entwickelt sich später oft eine treue dankbare Zuneigung für den Ahnungslosen, dem diese reinen Neigungen galten. Während der Schulzeit ist sein Einfluß auf die jungen Geschöpfe von höchster Bedeutung. Sie lernen mit Liebe aus Liebe! Seine Gedanken, seine Anregungen strömen auf empfängliche Seelen über und ein geistiges Fluidum stellt zwischen dem Lehrenden und den Lernenden eine innige Zusammengehörigkeit her, die oft weit ins Leben hinausreicht, wenn die Zeiten holder Jugendfreuden längst dem Daseinsernste gewichen sind. Ich kenne einen Lehrer aus einer der höheren Töchterschulen des Westens, der mit einem Teil seiner Schülerinnen, von denen mehrere schon verheiratet sind, andere, verschiedene selbständige Lebenswege eingeschlagen haben, in steter

Beziehung ist. Er hat von diesen ehemaligen Schülerinnen Bilder von ihren Hochzeitsreisen erhalten, wie sie mit ihren Gatten auf den Pyramiden oder am Nordkap sich photographieren ließen, während andere, ihm von Capri, Venedig oder Rom Abbildungen übersandten. Auch sonstige Erinnerungszeichen dauernder Anhänglichkeit bewahrt der treffliche Mann. Wehe aber dem, der diese Gunst nicht zu gewinnen weiß. Gegen einen Lehrer, den die höheren Töchter nicht mögen, sind sie von unerbittlicher Grausamkeit. Was so ein böses, verstimmtes Köpfchen an Bosheit und Quälereien aushecken kann, ist fürchterlich. Die sonst Zahme, Milde, leicht zu Gewinnende, verwandelt sich in ein wildes, hartes, trotziges Wesen, dem kein Mittel unerlaubt scheint, den Verhaßten zu peinigen. In den Annalen der höheren Töchterschulen finden sich dunkle Kapitel über geheime Wühlereien, schreckliche Verschwörungen, Klassenrevolten gegen unbeliebte Lehrer. Die Stillsten und Harmlosesten werden dann zu lauten Rufern im Streit, zu überklugen Ränkespinnerinnen. Was habe ich in solchen Zeiten manchmal belauscht, wenn Clärchens sanfte Augen Flammen sprühten, während sie mit den Freundinnen den Angriffsplan entwarf, um dem unglücklichen Opfer ihres Mißvergnügens einen „Schabernack" zu spielen. Eine dieser „Colleginnen", damals ein graziöses Mädchen mit dem entzückendsten tizianischen Rotblond-Haar erzählte heute, als junge Frau, noch mit Schrecken

von den verübten Untaten .... Da werden höhere Töchter zu .... nicht doch! Jungen Menschen steht auch der Mutwille nicht ganz schlecht zu Gesichte und Jugendstreiche gehören zu einer gesunden, glücklichen Schulzeit, die voll starker Eindrücke sein soll, voll Ernst und — Thorheit! In diesen Gegensätzen bereitet die Schule am sichersten für das Leben vor, und aus den schwankenden Neigungen, aus den rasch wechselnden Empfindungen, aus den gegensätzlichen Eigenschaften löst die Totalität sich aus, bildet sich der einheitliche Charakter. Die Schlacken fallen ab, Zweifel und Unklarheit weichen guter Erkenntnis, man sucht aus dem Zwiespalt der Natur zu der in sich beruhenden, gefesteten Freiheit zu gelangen. Was im verborgenen Herzen ruhte und schlummerte, strebt empor zur Sonne! — Die Seele bekommt Schwingen und schwebt edlen Lebenszielen zu. Starker sittlicher Ernst und schöner Mut durchdringen das blühende, heranreifende junge Geschöpf.

All' das habe ich an höheren Töchtern beobachtet. Augenfälliger oder nachdrücklicher trat es heraus, wie bei Knaben, deren Entwicklung ich verfolgte. Auch aus scheinbar thörichten Mädchen, sah ich ernste, starke Menschen werden. Nichts schien ihrem Eifer zu schwer, ihrem Wissensdrang unerreichbar. Eifrig besuchten diese „höheren Töchter“ die Vortragsstunden der Akademie und wissenschaftlichen Vereine. Begeisterte, aufmerksame Zuhörerinnen, mit scharfer

Auffassung und klarem Verstande des Wissens Schätze in sich aufnehmend. Da wurde keine Mühe gescheut, keine Anstrengung gefürchtet und auch das Aufgeben gesellschaftlicher Zerstreuungen macht ihnen kein Herzweh. Begierig erfassen sie Alles, was sie vorwärts bringen könnte, ihnen einen „Standpunkt" verleihen in dieser bösen Welt, die ihnen so wenig Raum gewährt, ihre Eigenart nicht gelten lassen will. Da ist die Arbeit ihr Vergnügen! Lernen, Sichbethätigen!

Daß es auch andere giebt?!

Gewiß, und viele! Nervös, reizbar, in überfeinerter Lebenshaltung verderbt .... Viele Blätter fallen ab vom Baume des Lebens, auch Früchte wurmstichig und angefault.

Um so herzerquickender, was in Gesundheit sich ausreift!

Annas widerspenstiges Braunhaar liegt in glatten Scheiteln um die reine, kluge Stirn und sie imponiert als Lehrerin ihren „höheren Töchter" ganz gehörig. Sie verkörpert ganz und gar das gesunde, kräftige, bürgerliche Prinzip jener Kreise, die der Umwertung der altbewährten, überlieferten Moral sich breit und machtvoll entgegensetzen. Die „Bockigkeit" von damals ist zu starkem Selbstgefühl und sicherer Willenskraft gewandelt und die den Äußerlichkeiten weiblicher Prunksucht etwas Abgeneigte hat sich doch zwei köstliche Perlen angeschafft: Pflichtgefühl und Verantwortlich-

keitsbewußtsein. Die brummige, eckige Anna hat eine Seele voll innerer Harmonie und blickt verwundert auf die Thorheiten der Welt, die nicht die ihre ist, in die aber Claras helle, blaue Augen tief und klug hineingeblickt haben. Und was sie dort sah, in dem künstlerischen, schöngeistigen, geselligen Berlin hat sie nicht mit fortgerissen, verwirrt und betäubt, sondern merkwürdig klar hat sie aus dieser Unrast und Genußsucht, den Wert stiller, einfacher Freuden abgeleitet. Eine feine, scheue Natur ist sie in dieser Weltlichkeit geworden, vornehm im Denken und Fühlen, aristokratisch in ihren Neigungen, mit einer leichten Schreckhaftigkeit vor allen lauten, vordringlichen Kundgebungen des gesellschaftlichen Lebens. Nur der in dieser Welt des äußern Scheines befruchtete Schönheitssinn hat sich stark bei ihr entwickelt und den Hang zu etwas Eitelkeit. Sie ist eine chicke, kleine Person und legt Gewicht auf gute Toilette, das aber hindert sie nicht, verständig und mutig den Sorgen und Kämpfen des Daseins ins Antlitz zu schauen und ihre blauen, hellen Augen waren in trüben Tagen und bangen Nächten leuchtende Sterne, an denen Mut und Hoffnung sich neu belebten. Tilli endlich, mit dem vollen, schwarzen Haar um das schmale, lebhafte Gesicht, lernt alles, kann alles, will alles — und alles mit gleichem Geschick. Rüstig und unentwegt schreitet sie aus, in zielbewußter Energie. Eine Ganzmoderne! Die nicht sieht und nicht sehen will, was hindernd

ihr den Pfad sperren könnte und nur dem innersten Gesetze einer aufstrebenden Natur folgt: Die Engnis fataler oder bedrückender Daseinsbedingnisse zu sprengen und sich und anderen das Glück zu erobern! Das waren bis vor ganz kurzer Zeit noch höhere Töchter mit allen echtberlinischen Eigentümlichkeiten und — Unarten der Gattung.

Sind auch andere so anziehend gewandelt?

Gewiß, und viele. Viele!

Ulrich Frank



ir Berliner Schriftsteller, die in diesem Buche das Frauenleben unserer Stadt schildern, sind zum geringsten Teil geborene Berliner, aber es hat keiner

aa

darunter erst so kurze Zeit hier verbracht, wie ich. Kaum neun Jahre — es dünkt mich sonst eine halbe Ewigkeit, und ich fühle mich wahrhaftig kein Fremder mehr, aber als die Herausgeberin dieses Buches mir ihren Wunsch nach einem Beitrag aussprach, da fiel's mir schwer auf's Herz, wie wenig ich eigentlich noch von Berlin kenne. Denn das ist ja keine einzelne Stadt, sondern ein Haufe von Städten, die für den Blick des Fernstehenden zunächst wenig Anderes mit einander gemein haben, als die Nachbarschaft. So fern nun stehe ich freilich nicht mehr, um nicht zu wissen, daß in O. und W., in N. und S. nicht blos die Uniform der Schutzleute, oder die verzwickte Art der Häusernummerierung, oder die Reinlichkeit der Straßen dieselbe ist, sondern auch der Geist ruheloser Arbeit, aber auch starker Genußsucht, und eine gewisse kaltblütige Auffassung des Lebens. Auch weiß ich sehr wohl, daß anderwärts gleichfalls kein Stadtteil ganz dem andern ähnelt, aber so viele und gewaltige Unterschiede giebt es doch in keiner anderen Großstadt des Kontinents. Der Grund ist leicht erkennbar: jene anderen Städte sind im Laufe von Jahrhunderten geworden; sie waren ursprünglich in sich gleichartig, und wenn nun auch seither das Bedürfnis des Lebens sachte die Teile verschieden gestaltet hat, so schimmert doch die Einheit von Einst überall durch. Berlin aber ist keine gewordene, sondern eine gemachte Weltstadt, gemacht durch Arbeit, Arbeit, Arbeit und daneben

auch durch die Gunst des Schicksals — in aller Städtegeschichte vielleicht das merkwürdigste Beispiel, „wie sich Verdienst und Glück verketten“ — und zur Weltstadt ist es in den letzten drei Jahrzehnten gemacht. So konnten die Menschen den neuen Stadtteilen, die sie aus dem Sandboden stampften, von vornherein Zweck und Charakter aufprägen, hier sammelte sich der Luxus, dort die Industrie, dort wieder der Handel, und an anderer Stelle wurden die großen Heil- und Wissensstätten vereinigt. Das hat seine ungemeinen Vorteile und nur einen einzigen Nachteil. Wer in Wien lebt, kommt fast täglich in mindestens zwei von den drei, übrigens nicht allzuscharf geschiedenen Städten, die dort in konzentrischen Ringen in einander geschoben liegen: Die Innere Stadt, die Vorstädte und die Vororte — wie oft muß in Berlin der Bewohner des Ostens nach dem Westen und umgekehrt?! Ich kenne Leute, die seit vierzig Jahren hier leben und denen es genau so erging wie mir: den Süd-Osten haben wir erst durch die Treptower Ausstellung für uns entdeckt. Dies aber ist der Nachteil dieser planmäßigen, durch die Ebenheit des Bodens begünstigten Konzentrierung: man lernt in der Regel nicht Berlin kennen, sondern nur eben jenen Stadtteil, wo man wohnt, oder höchstens daneben jenen, wo man sein Brod erwirbt. Weil so die Männer zwei Möglichkeiten haben, diese Gruppe von Städten kennen zu lernen, darum kann

aa*

man hier das Gegenteil von dem gewahren, was von den Bewohnern anderer Weltstädte gilt; die Frauen haben mehr Zeit zum Flanieren und beobachten im Durchschnitt feiner, als die Männer; die Pariserin, die Wienerin kennen ihre Stadt besser, als der Gatte; in Berlin ist's in der Regel umgekehrt.

Nun, wenn dem so ist, wie sollt' ich mich getrauen, über die Berlinerin im Allgemeinen zu sprechen, der ich in diesen neun Jahren sehr viele Damen aus W., mehrere aus NW., zwei aus SW., aber meines Erinnerns kaum eine aus C., und vollends, wie ich eidlich erhärten kann, keine einzige aus N. und O. kennen gelernt habe?! Ein Trost ist freilich dabei. Angenommen, ich wüßte es, wie diese Damen sind, dann hätte ich vielleicht für diese Skizze nicht viel davon, denn einen Typus, der in all' diesen Städten, die den Gesamtnamen Berlin führen, gleich wäre, giebt es ja kaum, kann es kaum geben, — wie sollt' es möglich sein bei solchem Gegensatz aller äußeren Lebensführung?! Sogar die Dienstmädchen müssen sehr verschieden sein, wir hatten einmal eine, die früher in N. und eine, die früher in S. gedient hatte — oh, sie kamen aus einer anderen Welt! Nur die Spreewälder Amme wandelt wohl weder ihre unförmliche Tracht, noch ihre stolze Ruhe, mag sie nun am Schlesischen Thore oder in der Bendlerstraße ihren nützlichen Beruf erfüllen.

Die Berlinerin im Allgemeinen kann ich also

nicht schildern, weil es keine giebt, soll ich's mit der Bewohnerin von Berlin W. versuchen, wo ich selber daheim bin?! Aber die existiert ja auch nur gewissermaßen als geographischer, aber gewiß nicht als sozialer Typus. Die Goeben- und die Stülerstraße, die Dennewitz- und die Viktoria-, die Alvensleben- und die Tiergartenstraße — das sind innerhalb dieses Berlin W. wieder Gegensätze, wie etwa der Osten und der Westen von London, dort Armut und Proletariat, hier Luxus und Bildung. Enger, viel enger muß der Kreis abgesteckt sein, innerhalb dessen etwas wie ein Typus herausgefunden werden kann. So spreche ich denn nur von der Berlinerin, die „am Tiergarten" wohnt: in den Straßen zwischen diesem gepflegtesten Stadtpark, der sich in aller Herren Ländern findet, und dem Spree-Kanal. Wie viel ich hier auf der Suche nach dem Typischen finden werde, ist abzuwarten, aber diesen Kreis kenne ich doch noch relativ am besten. Freilich erst seit neun Jahren — reichen die aus? Soll man mit fester Hand den Griffel führen, so darf der Fuß nicht tasten und schwanken, weil er den Boden nicht genau kennt. Nun, hier wag' ich's. Denn neun Jahre sind wahrhaftig für diesen Zweck eine kurze Zeit — aber wie alt sind denn diese Häuser und diese Gesellschaft?!

Jung sind sie beide, sehr jung. Als wär's gestern gewesen, so steht noch der schöne Julitag von 1868 vor meinen Augen, wo ich die Tiergartenstraße

zuerst sah. In Berlin wurde ein studentisches Fest gefeiert; ich war von Wien her dabei; gleich am ersten Tage machten wir eine Spritzfahrt zum „Hofjäger.“ Die Straßen mit den offenen Rinnsteinen machten keinen imponierenden Eindruck; an den Bewohnern fiel mir zunächst auf, was sich mir seither immer wieder aufdrängt, so oft ich von der einen Kaiserstadt in die andere komme: Die Männer sind an der Spree stattlicher und strammer, aber die Frauen an der Donau hübscher, auch geschmackvoller gekleidet. Das sind sie noch heute, jedoch der Unterschied beginnt sich auszugleichen ... Aber doch nur, was die Toilette betrifft? hör' ich fragen. Nein, nicht darin allein: Den Wiener Männern von heute sieht man die seither eingeführte allgemeine Wehrpflicht zum Guten an und die Berlinerin wird seit 1870 immer hübscher; das macht der Zuzug aus dem ganzen Deutschland, die Kreuzung des Bluts. Eine segensreiche Folge der deutschen Einheit, auf die bisher nicht hingewiesen worden ist; ich gestehe, daß ich mich ihrer ebenso freue, wie der anderen ... Aber zurück zu jenem Ausflug. Außerhalb des „Brandenburger Thors“ war auch bald die Stadt zu Ende; zur Rechten der Park, damals noch lange nicht so gut gehalten, wie jetzt, zur Linken große Gärten, in denen kleine Häuser oder Häuschen standen; in den Gärten und auf der Straße spielten die Kinder, aus den Lauben guckte hier und dort ein Mädchen im

hellen Sommerkleid, den Gartenhut auf dem Kopf, den buntmützigen Studenten nach; der Eindruck des Ganzen war etwa der einer kleinen Sommerfrische bei Wien. Wir kneipten uns beim „Hofjäger" fest, machten dann eine Bootfahrt auf einem schmalen Spreearm am Moritzhof vorbei. Wald, Wasser, Wiese, wenige Menschen, die Wirtschaften abgerechnet keine größeren Häuser. Heute ist die Tiergartenstraße vielleicht die schönste, sicherlich aber die prunkvollste Villenstraße der Erde, zahlreiche Seitenstraßen mit Häusern im Werthe unzähliger Millionen führen zum Kanal und an der Stelle, wo ich einst im Boot fuhr, schreibe ich diese Zeilen; jener schmale Arm des Flusses wurde abgedämmt und ist die Kaiserin-Augustastraße geworden.

Ja, jung ist diese ganze Herrlichkeit; es befällt einem ordentlich ein Schwindel, wenn man zusieht, wie rasch hier die Millionen, dann die Villen und endlich die Salons emporschießen, und es wäre durchaus ungerecht, anzunehmen, daß sich dieser Schwindel in den meisten Fällen durch einen anderen erklärt; zuweilen nur, nicht zumeist trifft dies zu. Ich sage dies, weil es nach meiner Überzeugung für Berlin richtig ist, und obwohl ich wahrlich Millionen nie für ein Seifenwasser gehalten habe, welches die Hand, die sich bei ihrer Erfassung mit Schmutz bedeckte, hinterdrein reinwäscht. Übrigens denkt man wohl auch, je nach dem Beruf, verschieden darüber, was

erlaubt ist und was nicht, und das richtet sich auch darnach, ob man Andere oder — sich selber beurteilt. Ich erinnere mich eines geistreichen Worts einer Berlinerin dieser Kreise, das vor zwei Jahren ein böses Tischgespräch zum guten Ende brachte. Es war im Hause eines Schriftstellers; an der Tafel saß ein junger Beamter aus einem der bekanntesten märkischen Adelsgeschlechter einem Bankier gegenüber und sprach über den „Schwindel der Börse". Der Bankier erwiderte gereizt, mit einer Hindeutung darauf, daß der Ahnherr des jungen Herrn, wie in Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zu lesen, ein Raubritter gewesen. — „Und Sie sind Ihr eigener Ahnherr!" replizierte der Beamte. Da legte sich meine Tischdame mit liebenswürdigstem Lächeln ins Mittel. „Da sind ja denn beide Herren einig; jeder Ahnherr muß eine feste Hand haben." Gewiß, aber ich könnte eine lange Reihe dieser Villen nennen, und es sind mit die stattlichsten darunter, die nicht in diesem, sondern nur im guten Sinn des Worts mit „fester" Hand erbaut wurden. Der jähe Aufschwung von Stadt und Staat ließ die Millionen nur so emporschießen aus dem Boden, der von vorgestern auf gestern das Zehn-, von gestern auf heute das Fünfzigfache und von heute auf morgen das Hundertfache wert wurde; aus der Industrie, dem Handel, wohl auch aus der Börse. Aber die Börse denken sich ja nur sehr merkwürdige Volkswirte als einen Ort,



wo die Börse des Einen nur dadurch gefüllt wird, daß er die des Andern leert, und darum ist auch dagegen an sich nichts einzuwenden. Aber jung ist zumeist der Salon, in dem die Berlinerin „am Tiergarten" herrscht; das will beachtet sein.

Das heißt, jene Spezies des Tiergarten-Viertels, deren Schilderung mir obliegt: die „Frau Kommerzienrätin" würde ich sagen, wenn der Titel nicht zu eng wäre, denn es giebt Viele, ach so Viele, die es erst werden wollen; daneben Andere, die diesen Titel verachten, weil sie wissen, daß ihn der Herr Gemahl nie bekommen wird. Freilich wohnen auch andere Damen in diesem Viertel; ab und zu, wenn auch nicht eben häufig, liest man neben einer Etagenthür dieser Villen einen aristokratischen Namen, ab und zu den eines hohen Beamten oder Militärs, vielleicht auch den einer besonders berühmten oder auch nur besonders hübschen Schauspielerin. Aber diese Kreise haben andere zu schildern übernommen — Gottlob, denn der Raum ist eng und mein Stoff ausgiebig.

Aber wäre über die Frauen dieser Kreise wirklich viel zu sagen? Reichtum und üppige Lebensführung verwischen die nationale Besonderheit, — so sagt man immer und es ist ja auch ein Korn Wahrheit drin — unterscheiden sich diese Berlinerinnen von den Pariser und Wiener Damen derselben Kreise?

Und ob! Aber vor allem muß Eins gesagt sein:

daß nur gewisse, freilich sehr wesentliche Züge, ihnen insgesamt gemeinsam sind.

Keine reiche Berlinerin, und sei sie noch so vorurteilslos, läßt ihre Kleider gern in Berlin anfertigen; thut sie es dennoch, so gesteht sie es doch schwerlich ein. Wer Berliner Schneiderinnen beschäftigt, ist eben eine „Bise“ und es giebt weniges, was die Berlinerin des Tiergarten-Viertels so fürchtet, wie diese Bezeichnung. Ich weiß nicht, wie sich das Wort richtig schreibt, weiß nicht, woher es stammt, aber was es ausdrückt, erfährt jeder Fremde nach wenigen Wochen, denn es schlägt immer wieder an sein Ohr: es bedeutet das geschmacklose, materiell und geistig Beschränkte und Philiströse im Gegensatz zu eleganter Lebensführung. Im Tiergarten-Viertel werden seltener, als etwa in Wien oder gar in Petersburg, Pariser Toiletten getragen; sie stammen aus Frankfurt am Main, noch öfter aus Wien; erst in letzter Zeit höre ich — denn ich will meine Schwäche, mich für Damen-Toiletten zu interessieren, nicht bemänteln — auch zwei Berliner Schneiderinnen nennen. Heil diesen Tapferen, sie haben ein ehernes Vorurteil erschüttert. Freilich, ob es nur eben ein Vorurteil ist?! In Berlin erscheinen die größten und besten Modeblätter der Welt, aber was man auf der Straße und im Theater an Toiletten sieht, ist zuweilen recht, recht arg. Die Wienerin der unteren und mittleren Stände ist jedenfalls viel geschmackvoller gekleidet — und zwar

vom Stiefel bis zum Hut —; das Gleiche gilt in noch verstärktem Maße von der Frisur. Hingegen festigt sich in den oberen Schichten der Geschmack immer mehr; als ich vor dreizehn Jahren hier zuerst einen Winter verbrachte, sah ich noch recht seltsame An- und Aufzüge; heute gewahrt man derlei hier nicht häufiger als anderwärts.

Ein Zweites, was wichtiger ist: in all diesen Frauen ist eine Kraft, ein Eifer, eine Lust, sich zu bethätigen, die man anderwärts vergeblich suchen würde. Es ist wahr, Berlin ist die Stadt der Arbeit; hier greift nicht bloß der Mann, sondern auch das Weib ganz anders zu, als etwa in Wien. Und ebenso ist es wahr, daß Berlin die Stadt des Genusses ist; die kleinen Leute der „Phäakenstadt“ an der Donau sind in Speise und Trank viel mäßiger; in Wien wird mehr gesungen, aber weniger getrunken und weniger Geld für Genüsse aller Art ausgegeben; die Zeit, wo das Gegenteil richtig war, liegt zehn oder mehr Jahre hinter uns. Und wie dies richtig ist, so auch die Erfahrung, daß sich niemand, er lebe in noch so exklusiven Kreisen, einem überaus starken Zuge, der durch seine Wohnstadt geht, auf die Dauer ganz wird entziehen können. Gleichwohl muß die Rastlosigkeit, mit der auch die Berlinerin „am Tiergarten“ arbeitet und genießt, den Beobachter zunächst verblüffen.

In den ersten Monaten meines hiesigen Aufent-

haltes mußte ich mir immer wieder die Frage stellen, wann meine Nachbarinnen denn eigentlich schliefen. Nachts um Eins hatte ich sie, wenn ich aus einer großen Gesellschaft ging, noch leidenschaftlich tanzen sehen, und wenn ich morgens um neun an das Fenster meines Arbeitszimmers trat, lenkten sie ihr Pferd eben vom Morgenritt heim. Ich kenne London nicht genau genug, um es mit in Paralelle zu ziehen, aber daß weder die Wienerin, noch die Pariserin, geschweige denn gar die Römerin dieser Kreise an körperlicher Ausdauer und, um auch gleich den Grund dafür zu nennen, an Sportlust der Berlinerin nahe kommt, ist zweifellos. Sie reitet, turnt, spielt Lawn Tennis und radelt mit einem ungestümen Eifer, als hinge ihr Lebensglück davon ab; auch getanzt wird in diesen Kreisen sehr viel, aber lange nicht so viel, wie in Wien, und lange nicht so gut; nicht immer erfreut Einen im Berliner Ballsaal jene Grazie der Bewegungen, wie sie dort das Auge labt. Aber nicht bloß der Sport, auch die Geselligkeit wird hier so gepflegt, wie kaum anderwärts. Das geselligste Haus Wiens öffnet sich seinen Freunden nicht öfter, als hier das ungeselligste; schon dies legt der Berlinerin als Hausfrau, wie als Gast sehr viel auf, noch mehr die Form der Geselligkeit. In Paris und Rom der große Rout, der nicht vieler Vorbereitungen bedarf, in Wien die Abendgesellschaft und des Winters einmal ein großer Hausball, hier fast allwöchentlich ein

großes Diner. Wie der genius loci Heidelbergs „feucht", so ist jener dieses Stücks Berlin W. von Dinerduft umwittert. Und das will umsomehr Arbeit für die Hausfrau bedeuten, als es die Berlinerin in der Regel mit diesen Pflichten ernst nimmt; sie geht selten ganz in ihnen auf, aber daß sie sie nicht redlich erfüllen sollte, gehört hier zu den Ausnahmen.

Und damit nicht genug; auch zu vielem anderen hat sie mehr Zeit, als die reiche Frau anderer Weltstädte: zum lesen und lernen. Es giebt auch in der Tiergartenstraße höchst ungebildete Frauen, und in Wien Frauen von höchster Bildung, aber im Durchschnitt hat die Berlinerin mehr gelernt, und vollends überbietet sie darin die Pariserin. Nicht immer freilich eint sich zu dem Wissen die Grazie des Geistes, aber immer der Fleiß. Damen dieser Kreise, die in Wien Vorlesungen besuchen, gehören zu den Ausnahmen; sieht man bei derlei Gelegenheiten „ganz Wien" auftauchen, so gilt es einem Redner, der eben Mode ist; anders hier, wie z. B. die Vorträge im „Viktoria-Lyceum" jedem Kundigen sagen; es sind Cyklen über einzelne Wissensgebiete, jede Woche ist eine Stunde voll Aufmerksamkeit zu absolvieren; der Mode willen geht niemand hin, und doch ist in einzelnen dieser Cyklen gerade diese Schichte von Damen vorherrschend. Namentlich Eins ist mir dabei als spezifisch Berlinisch aufgefallen; die große Zahl der älteren Damen; eine Wiener Großmutter, die noch einen Winter durch

kulturhistorische Vorträge besucht und nachschreibt, ist undenkbar; hier seh' ich's oft. Nur ein bestimmter Kreis, von dem ich später sprechen will, legt hier jenes laute, leidenschaftliche Interesse für das Theater an den Tag, das in Wien herrscht. Auch ist Berlin W. lange nicht in dem Maße Musikstadt, wie Wien, aber gelesen wird hier mehr. Dennoch weiß jeder Schriftsteller, daß von seinen Büchern in Wien mehr verkauft wird, als hier. In Berlin deckt auch für die reichsten Drei- oder Fünftausend vor allem die Leihbibliothek das Lesebedürfnis; mit ihren Bücherschränken können diese Villen in der Regel nicht prunken. Der Grund ist leicht einzusehen; er liegt keineswegs in der Sparsamkeit — dieses Berlin W. ist ja durchweg in keiner Hinsicht sparsam — sondern weil Bücherkaufen Gewohnheitssache ist. Um sich an einer Hausbibliothek zu freuen, dazu gehört neben der Kultur auch die große Wohnung von Jugend auf — der Wiener Reichtum ist eben älter. Ich kenne in Berlin ein einziges Haus, über dessen Schwelle noch nie ein Leihbibliotheksband gekommen ist, und die Dame dieses Hauses ist in Wien aufgewachsen.

Die guten und minder guten Eigenschaften, die ich hier in Kürze in und zwischen den Zeilen gestreift habe, sind, sagt' ich, allen Frauen dieser Gesellschaftsschichte gemeinsam. Die minder guten wird man mir ohne Weiteres glauben — ob auch die guten? Ich bezweifle es, aus zwei Gründen. Das „soziale Ge-

wissen“ ist heutzutage wacher, als einst, aber die Wenigsten fühlen sich dadurch zu Thaten angeregt, die Meisten nur zu Reden, und die seichteste dieser Redereien läuft darauf hinaus, daß Reichtum schändet; wir aber wollen nicht vergessen, daß er an sich genau so, wie die Armut, weder schändet, noch ehrt. Ferner aber haben einzelne Schriftsteller die reiche oder reich gewordene Berlinerin des Tiergartenviertels als den Inbegriff alles Verächtlichen und Komischen geschildert — sollten sie, wird der Leser fragen, allesamt gelogen haben?!

Nein, erwidere ich, gelogen nicht, aber zu Unrecht verallgemeinert. Das sittenlose, protzige, taktlose Frauenzimmer, das sie schildern, existirt wirklich, aber in hundert Exemplaren, und sie machen Fünftausend daraus. Diese Entstellung und Verzerrung der Wahrheit ist vielleicht nicht einmal eine bewußte; diese hundert Weiber sind's ja, denen man überall begegnet, bei jeder Première, jedem Rennen, jedem Spektakel gleichviel welcher Art, und dieselben Hundert sind es, die der junge Schriftsteller zunächst kennen lernt, weil sie darauf aus sind, mit „genannten“ Leuten zu verkehren. Jawohl, es giebt derlei Weiber auch in Berlin und mehrere von ihnen wohnen am Tiergarten, noch mehr: es giebt deren in dieser Stadt, wo man rascher zu Reichthum gelangt, als anderwärts, einige mehr, als etwa in Wien. Aber deshalb gehören doch diese lauten, auf-

dringlichen Damen, mögen sie nun ihren würdigen Gatten treu oder die Maitressen gleich würdiger Herren sein, die zuerst Lumpereien begehen und dann, je nach dem Glück, in's Zuchthaus kommen oder sich erschießen, oder auch das Erraffte behalten, nicht zur Berliner Gesellschaft, sondern zum Bodensatz dieser Gesellschaft, und sind für Berlin W. so wenig charakteristisch, wie etwa die Wiener Damen dieser Art für die dortige Gesellschaft.

Über diese Frauen also haben wir hier nicht zu sprechen, wohl aber über andere, die nur die Unkenntnis oder Böswilligkeit mit ihnen vermengen kann: Den jüngsten Kreis dieser jungen Gesellschaft, den Reichtum in der ersten Generation. Dieser Kreis hebt sich allerdings von jenem ab, der bereits im Reichtum geboren ist, aber durchaus nicht durchweg durch schlechtere Eigenschaften. Scharf geschieden sind die beiden Kreise äußerlich nur zum Teil, gleichwohl sind sie dem kundigen Blick leicht unterscheidbar. Ja, wiederhole ich, dieser Unterschied besteht; hingegen bedingt gerade in diesen Schichten die Konfession eine viel geringere Verschiedenheit der Lebensanschauung und Lebensführung, als man vielfach behaupten hört. Frau Kommerzienrat Christian A. und Frau Kommerzienrat Moritz B. kleiden sich beiläufig in derselben Art, führen ihr Haus auf demselben Fuß, erziehen oder verziehen ihre Kinder in der gleichen Weise; höchstens sehen sie — und auch

dies erst seit neuester Zeit — zum Teil auch andere Leute bei sich. Zu betonen wäre höchstens, daß Frau Christian A zuweilen fromm ist oder doch so thut, was man von Frau Moritz B. wahrhaftig nicht behaupten kann.

Ziehen wir zunächst den älteren Kreis in Betrachtung, so sind dem bereits hervorgehobenen noch einige andere eigentümliche Züge beizufügen. Man lebt, wie es Reichtum und Anschauung dieser Kreise bedingen, aber man verschwendet nicht. Diese Villen sind alle bequem, wenige mit geschmacklosem Prunk, freilich auch nicht viele mit künstlerischem Sinn eingerichtet. Gute Bilder sieht man nicht eben selten, aber auch nicht in solcher Zahl, wie es die Mittel gestatten würden. Die Formen des Verkehrs werden sicher, aber ohne Steifheit gehandhabt; in den Wiener Kreisen dieser Art geht es jedenfalls förmlicher zu, wie denn auch die Wienerin dieser Schichte prüder ist, als die Berlinerin; man wird es mir nicht glauben wollen, und es ist doch so. Von jener äußerlichen, ich möchte sagen technischen Liebenswürdigkeit, wie sie an der Donau zu Hause ist, spürt man hier nicht viel, aber man ist hier offener, herzlicher, zuverlässiger; die „Berliner Treue" ist wirklich kein Wahn. Dazu gehört freilich, daß man einander näher gekommen, als im bloßen „Diner-Verkehr" möglich ist. Ist es gut, daß die Berliner Geselligkeit gerade diese Form angenommen hat?! Jedenfalls ist es die bequemste

Form für die Hausfrau und Gäste, das ist zuzugeben; für die Stunde oder die anderthalb Stunden, wo man zu Tische sitzt — je vornehmer das Haus ist, desto kürzer — haben eben jede Dame und jeder Herr ihre Beschäftigung; man ißt jedenfalls und kann sich dabei möglicher Weise auch unterhalten; es kommt eben auf das Paar an, das da zusammensitzt, für diese Stunde so völlig auf einander angewiesen, als schwämme es in einem Kahn auf dem Ozean. Nach Tische aber gehen die Herren in's Rauchzimmer, die Damen sitzen im Salon zusammen und sprechen bestenfalls von einem neuen Roman. Die Hausfrau, die das Diner nur eben als Erfüllung einer Pflicht auffaßt, mag damit zufrieden sein; Andere sinnen auf Reformen, die sich freilich leichter empfehlen, als durchführen lassen. Die kleinen oder großen Abendgesellschaften, die in Wien zu Hause sind, fallen hier nicht immer gut aus; das leichte Geplauder liegt dem Berliner nicht im Blut, dazu beginnt hier der Tag sehr früh und es wird angestrengt gearbeitet; man ist des Abends müder, als anderswo und hat ein Recht darauf.

Im Übrigen wüßte ich an diesen Diners nur etwas charakteristisches hervorzuheben: den Blumenschmuck, der hier reicher ist, als ich ihn je irgendwo gesehen habe. Das ist ein liebenswürdiger Ersatz für das altertümliche silberne Tafelgerät, das auch manches Wiener Bürgerhaus seit Jahrhunderten

bb*

aufweisen kann. Was endlich die Zusammensetzung der Gesellschaft betrifft, so verkehrt natürlich jedermann außer der eigenen Familie vor allem mit Seinesgleichen; bei Kommerzienrats sind die Kaufleute und Industriellen immer die Mehrheit; dazu der und jener Beamte, einige Offiziere. Und die Künstler, die Schriftsteller, nach denen diese Damen, wie in Romanen zu lesen, so eifrig jagen? Man trifft sie, aber nicht allzu zahlreich, denn weder jagen diese Kreise nach ihnen, noch lassen sich jene bekannten Leute, die etwas auf sich halten, erjagen. Der Verkehr zwischen dem bekannten Manne und diesen Häusern des Tiergarten-Viertels beruht fast immer auf persönlichen Beziehungen: die Frauen waren in der Sommerfrische beisammen und haben sich angefreundet; die Herren kennen einander aus ihren jungen Tagen u. s. w. Kommen sie einander näher, so ist dies für beide Teile fruchtbringend: jeder blickt in ein fremdes Leben, das er sich ganz anders gedacht hat.

Ob einem die Damen oder die Herren interessanter sind, ist Geschmackssache; die Damen sind gebildeter, aber die Herren wissen, wenn sie wollen, mehr zu erzählen: hingegen ist es, glaub' ich, nicht Geschmackssache, daß mir die jungen Mädchen dieser Villen weit besser gefallen, als die jungen Herren. Die sind mir für Kaufmannssöhne zu schneidig; ich sehe nicht ein, warum sie in ein Korps treten müssen;

auch widmet sich ein recht beträchtlicher Bruchteil von ihnen einer Aufgabe, wie sie in solcher Einseitigkeit doch eigentlich auf die Dauer nicht beglücken kann: der Aufgabe, des Vaters Geld unter die Leute zu bringen.

Hingegen gefallen mir die jungen Berlinerinnen sehr gut; sie sind frisch, sicher, gewandt, gebildet, freilich wissen sie auch, daß sie dies sind. In neuester Zeit pflegen sie sich mit Offizieren zu verloben; ob dies gute Ehen geben wird, wird sich aber nicht so-bald beurteilen lassen, wenn es bei der bisherigen Übung bleibt, wonach immer zwei von drei Ver-lobungen dieser Art sich wieder lösen.

Von diesem Kreis älteren Reichtums unterscheidet sich jener des jüngeren und jüngsten, wie der un-gestüm emporstrebende Schüler von dem gemessenen Meister.

Dies Nachstreben ist gewiß weder unbegreif-lich, noch tadelnswert; man will eben zu seinen neuen Millionen auch seine neue soziale Stellung haben; es kommt nur auf die Mittel an. Kluge Leute öffnen sich den ersehnten älteren Kreis binnen längere oder kürzerer Frist; je nach den persönlichen Eigenschaften, durch geschäftliche Beziehungen und Ge-fälligkeiten, durch größere Opfer für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke, die den neuen Namen bekannt und wohlklingend machen u. dgl.; auch legen sie naturgemäß auf den Verkehr mit adligen Beamten

Malern, Schriftstellern großen Wert; es ist eben auch ein Mittel zum Zweck. Das Tempo dieses Strebens wird oft dem Kundigen ein Lächeln abnötigen, auch weiß er bald, ob der Strebende sein Ziel rasch, langsam oder garnicht erreichen wird. Denn nicht alle Leute sind eben klug; wer darauf trotzt, daß ihn ja nur die Jugend seines Reichtums von den ersehnten Pforten trennt, und die nötigen diplomatischen Künste nicht anwendet, bleibt draußen. Er schafft sich dann seinen eigenen Kreis, und wenn er aus Menschen besteht, die ihn interessieren, gleichviel welchen Berufs sie seien, so ist dagegen gewiß nichts einzuwenden; zuweilen aber ist dieser Kreis anscheinend genau so zusammengesetzt, wie jener der Nachbarvilla, nur daß hier fast alles Talmi ist. Auch hier sieht man Diplomaten, aber es ist nur der Gesandte von San Marino und der dritte Sekretär von Montenegro; auch hier geheime Regierungsräte, aber sie sind längst außer Dienst; auch hier Künstler und Schriftsteller, aber solche, die erst spätere Geschlechter voll würdigen werden, denn die Mitwelt kennt sie nicht. Das schadet nun freilich auch keinem Menschen und nützt einigen; es ist edel, die Hungrigen zu speisen. . .

Jeder nach seinem Geschmack, jeder wie er kann und mag, wenn es nur eben nicht ein schädlicher Geschmack, ein häßliches Mögen ist — wer in gesellschaftlichen Dingen anders urteilt, urteilt ungerecht.

In diesen Kreisen ist man gewohnt, aus allem den Saldo zu ziehen. Ich will's diesmal hier versuchen: diese Stadt ist jung und keine ihrer Gesellschaftsschichten jünger als diese, aber wie mit Berlin, so kann man mit der Dame „am Tiergarten“ wohl zufrieden sein.

Karl Emil Franzos



